

Zeitschrift
für die Geschichte
und Altertumskunde
Ermlands

Band **40**

1980

Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands

Im Namen des Historischen Vereins für Ermland e. V.
(Sitz Münster i. W.)
herausgegeben vom Vorstand des Vereins

Band 40
1980

ZGAE = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands

Schriftleitung: Dr. Hans-Jürgen Karp

Selbstverlag des Historischen Vereins für Ermland

Ermlandweg 22, 4400 Münster i. W.

Auslieferung für den Buchhandel durch den Verlag A. Fromm, Osnabrück

1980

ISSN 0342-3344

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Andreas Heinz	
Muttersprachliche Gesänge in der ermländischen Agende von 1733	7
Spiewy w językach ojczystych w Agendzie warmińskiej z 1733 roku	18
Vernacular Singing in the Warmian Ritual of 1733	18

Werner Thimm	
Die katholische Arbeiterbewegung in den Bistümern Ermland, Kulm und Danzig	20
Katolicki ruch robotniczy w Diecezji Warmińskiej, Chełmińskiej i Gdańskiej	61
The Catholic Labour Movement in the Dioceses of Warmia, Kulm and Danzig	62

Siegfried Fornaçon	
Ermländische Patenschiffe	64
Warmińskie okręty patronackie	79
Warmian Sponsor-Vessels	79

Kleine Beiträge

Werner Thimm	
Der Prospekt der Altstadt Braunsberg von 1635	80
Widok Starego Miasta Braniewa z 1635 roku	88
A Prospect of the Old Town Centre of Braunsberg of 1635	88

Anneliese Triller	
Ermländische Zaubersprüche	89
Warmińskie zaklęcia czarodziejskie	93
Warmian Spells	93

Anneliese Triller	
Ermländische Scharfrichter im 18. Jahrhundert	94
Warmińscy kaci	97
Warmian Executioners	97

Rezensionsartikel

Ernst Manfred Wermter	
Die Landstädte im Herzogtum Preußen	98

Hans Preuschoff	
Bischof Kaller, die Braunsberger Akademie und der Nationalsozialismus	105

Buchbesprechungen

Ernst Wermke, Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen für die Jahre 1971–1974. (Ernst Manfred Wermter)	134
Barbara Ochranowicz, Irena Suchta, Jerzy Minakowski, Katalog zasobów czaso °ism i wydawnictw zbiorowych bibliotek Olsztyna. Cz. I–IV. [V.] (Helmut Kunigk)	135
Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes. 4. und 5. Lieferung. (Brigitte Poschmann)	136
Reinhard Adam, Das Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof zu Königsberg (Pr.) 1304–1945. Wilhelm Ernst Rottleuthner, Über 500 Jahre Schule im Löbenicht.	
Klaus Neumann, Das Staatliche Hufen-Gymnasium und -Realgymnasium zu Königsberg/Preußen 1905–1945. (Leo Juhnke)	138
Otto Miller, „Wenn der Durst nach Gott uns quält“. (Paul Scholz)	140
Die Akten des Kanonisationsprozesses Dorotheas von Montau von 1394 bis 1521. Hrsg. von Richard Stachnik in Zusammenarbeit mit Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld, und Hans Westphal. (Ernst Borchert)	142
Jerzy Sikorski, Monarchia Polska i Warmia u schiłku XV wieku. (Brigitte Poschmann)	144
Documenta ex archivo Regiomontano ad Poloniam spectantia. Hrsg. von Carolina Lanckorońska. Pars XIII–XIX. (Brigitte Poschmann)	146
Zbigniew Goliński, Ignacy Krasicki. (Alfons Triller)	148
P. Beda Bastgen OSB, Die Besetzung der Bischofssitze in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. I.–III. Teil. Hrsg. und bearb. von Reimund Haas. (Hans-Jürgen Karp)	149
Bernhard-Maria Rosenberg, Die ostpreußische Vertretung im preußischen Landtag 1842–1862. (Werner Thimm)	150
Siegfried Fornaçon, Die Elbinger Seedampfer. (Werner Thimm)	152
Ernst Heinen, Staatliche Macht und Katholizismus in Deutschland. 2. Band. (Hans-Jürgen Karp)	152
Andrzej Drzycimski, Polacy w Wolnym Mieście Gdańskin (1920–1933). (Enno Meyer)	153
Heinrich Missala, Für Volk und Vaterland. (Gerhard Reifferscheid)	156
Manfred Clauss, Die Beziehungen des Vatikans zu Polen während des II. Weltkrieges. (Gerhard Reifferscheid)	157

Zeitschriftenumschau

I. Allgemeines	162
II. Bis zum Zweiten Thorner Frieden (1466)	164
III. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens (1466–1772)	166
IV. Copernicana	173
V. Neuere Geschichte nach 1772	176
VI. Kunstgeschichte	185

Beilage in der Rückentasche

Der Stertzelsche Prospekt von Braunsberg 1635 (Neudruck)	nach 190
---	----------

Mitarbeiter dieses Bandes

DDR. Ernst Borchert, Am Vogelherd 21, 8032 Lochham bei München

Siegfried Fornaçon, Hamburger Str. 73, 2057 Reinbek

Dr. Stefan Hartmann, Archivstraße 12–14, 1000 Berlin 33 (St.H.)

Prof. Dr. Andreas Heinz, Maximinerweg 46, 5521 Auw a. d. Kyll

Leo Juhnke, Ammerseeestr. 54, 8900 Augsburg

Dr. Rainer Kahsnitz, Karthäusergasse 1, 8500 Nürnberg

Dr. Hans-Jürgen Karp, Brandenburger Str. 5, 3550 Marburg (H.-J. K.)

Helmut Kunigk, Droste-Hülshoff-Str. 8, 2000 Hamburg 52

Lieselotte Kunigk-Helbing, Droste-Hülshoff-Str. 8, 2000 Hamburg 52 (L.K.-H.)

Dr. Enno Meyer, Helene-Lange-Str. 40, 2900 Oldenburg

Dr. Brigitte Poschmann, Fürst-Ernst-Str. 3, 3062 Bückeburg (B.P.)

Dr. Hans Preuschhoff, Zülpicher Str. 181, 5000 Köln 41

Dr. Gerhard Reifferscheid, Bergstr. 63, 5330 Königswinter 1

Dr. Paul Scholz, Zu den Fichten 5, 5308 Rheinbach

Werner Thimm, Zur Gräfte 10, 4400 Münster i. W. (W. Th.)

Dr. habil. Alfons Triller, Röckumstr. 138, 5300 Bonn 1

Dr. Anneliese Triller, Röckumstr. 138, 5300 Bonn 1 (A. T.)

Dr. Ernst Manfred Wermter, Rennbahnweg 20, 4050 Mönchengladbach 1

Muttersprachliche Gesänge in der ermländischen Agende von 1733

Emil Joseph Lengeling
zur Vollendung des 65. Lebensjahres

Von Andreas Heinz

Das II. Vatikanische Konzil hat Rang und Würde der bischöflich geleiteten Ortskirche und ihre relative Eigenständigkeit im Gesamtorganismus der Universalkirche wieder deutlicher herausgestellt. Damit erscheinen auch die gottesdienstlichen Eigentraditionen der Bistümer, Regionen und Sprachgebiete in neuem Licht. Die hier vor allem während des Mittelalters, aber auch noch in der nachtridentinischen Ära zutage tretende bunte Vielfalt gottesdienstlichen Lebens kann nicht länger als bedauerliche Abweichung von der allein mustergültigen und allgemeinverbindlichen römischen Norm abgewertet werden. Sie muß vielmehr im Sinne des Wortes von der „*Ecclesia circumdata varietate*“ (Ps 44,10)¹⁾ als legitime, dem Genius eines bestimmten Volkes und Kulturkreises angemessene Ausdrucksform liturgischen Feierns anerkannt und gewürdigt werden.

Im deutschen Sprachgebiet gehört der muttersprachliche Volksge- sang zu den bedeutendsten Stücken der liturgischen Eigenüberlieferung²⁾. Eine vergleichbare Bedeutung hat das muttersprachliche Singen im Bereich des römischen Ritus vor der jüngsten Liturgiereform wohl nur noch bei den slawischen Völkern Ost- und Südeuropas erreicht. Dabei ist das deutsche Kirchenlied nicht bloß als schmückendes und an sich entbehrliches Beiwerk behandelt worden (additive Funktion des Kirchenliedes), sondern galt – wenn auch nur in sehr beschränktem Maße – bei bestimmten liturgischen Feiern als integrierender Bestandteil des offiziellen Gottesdienstes selbst. So

1) In den amtlichen römischen Äußerungen der Neuzeit begegnet einem das Psalmwort im liturgischen Zusammenhang spätestens seit Benedikt XV. häufiger; vgl. H. DE LUBAC, *Catholicisme*, Paris 31938, S. 242, Anm. 7. Daß nicht erst seit Trient, sondern vereinzelt auch schon im hohen Mittelalter der Ruf nach rigoroser liturgischer Uniformität laut wurde, hat jüngst Balthasar Fischer am Beispiel des Briefwechsels zwischen dem Naumburger Bischof Walram († 1111) und Anselm von Canterbury dargetan, vgl. B. FISCHER, *Der Traum von einer Welteinheitsliturgie. Ein frühes Zeugnis aus Mitteleuropa*. In: LITURGISCHES JAHRBUCH 27 (1977), S. 129-135.

2) Vgl. PH. HARNONCOURT, *Gesamtkirchliche und teilkirchliche Liturgie. Studien zum liturgischen Heiligenkalender und zum Gesang im Gottesdienst unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachgebiets*. Freiburg i. Br. 1974, S. 294-366.

finden sich in nicht wenigen nachtridentinischen deutschen Diözesanritualien volkssprachliche Kirchenlieder als liturgische Gesänge im eigentlichen Sinn, vor allem im Bereich des Prozessions- und Andachtswesens. Eine wünschenswerte Gesamtübersicht über den Bestand an deutschen Kirchenliedern in den gedruckten Agenden des deutschen Sprachgebietes steht noch aus. M. Härting³⁾ und W. Lipphardt⁴⁾ haben wichtige Bausteine hierzu beigesteuert. In seiner Studie über den gottesdienstlichen Gesang im deutschen Sprachgebiet hat Ph. Harnoncourt eine tabellarische Übersicht über Kirchenlieder in den wichtigsten nachtridentinischen Diözesanritualien Süddeutschlands veröffentlicht⁵⁾. Im Hinblick auf eine zukünftige Gesamtdokumentation für das ganze deutschsprachige Mitteleuropa möchte der folgende Beitrag einen weiteren Mosaikstein beitragen. Er fragt nach der Rolle des deutschen Kirchenliedes in der ermländischen Agende von 1733.

Das ermländische Rituale von 1733⁶⁾ dürfte die am längsten benutzte und damit einflußreichste Agende in den ehemaligen ostpreußischen Bistümern Ermland und Samland⁷⁾ gewesen sein. Bi-

-
- 3) M. HÄRTING, Kirchenlieder in den ersten nachtridentinischen Diözesanritualien Süddeutschlands. In: *MUSICA SACRA - CVO 88* (1968), S. 263-273.
- 4) W. LIPPHARDT, Eine Prager Agende des 17. Jahrhunderts mit deutschen Kirchenliedern. In: *MUSICA SACRA - CVO 89* (1969), S. 17 f.
- 5) Vgl. HARNONCOURT, S. 336-339. Die Tabelle erfaßt die Ritualien von Augsburg (1580), Freising (1611/12, 1625, 1627, 1629), Prag (1643), Regensburg (1570, 1624, 1629) und Salzburg (1557, 1575).
- 6) *Rituale Sacramentorum ac aliarum Ecclesiae Ceremoniarum ex Rituali Romano jussu Pauli V. Pontificis Maximi edito, tum Rudnicianso & Radziejowsciano, ad uniformem Ecclesiae & Cleri Varmiensis & Sambiensis usum, Auctoritate Celsissimi Sacri Romani Imperii Principis Illustrissimi ac Reverendissimi Domini D. Christophori, Andreae Joannis Comitis in Słupow SZEMBEK, Dei & Apostolicae Sedis Gratia Episcopi Varmiensis & Sambiensis, Terrarum Prussiae Praesidis; Tum Synodali Ordinatione concinnatum. Brunsbergae. Typis Collegii Societatis Jesu. Anno MDCCXXXIII.* - Zur ermländischen Rituale-Geschichte vgl. den anonym veröffentlichten, bedeutsamen Aufsatz: Geschichte des ermländischen Diözesanrituale. In: *PASTORALBLATT FÜR DIE DIÖZESE ERMLAND I* (1889), S. 17-19, 25 f., 33-35, 41-46. - Über die ältesten im Ermland gebrauchten Agenden unterrichtet A. KOLBERG, *Agenda communis. Die älteste Agende in der Diözese Ermland und im Deutschordensstaate Preußen nach den ersten Druckausgaben von 1512 und 1520. Braunsberg 1903.* - Weitere ermländische Agenden des ausgehenden 16. und 17. Jahrhunderts in der *Rituale-Bibliographie* von H. J. SPITAL, *Der Taufritus in den deutschen Ritualien von den ersten Drucken bis zur Einführung des neuen Rituale Romanum (= LITURGIEGESCHICHTLICHE QUELLEN UND FORSCHUNGEN, Bd. 47), Münster 1968, S. 238.* - Die Bekanntschaft mit der Agende des Ermlands von 1733 verdanke ich meinem aus dem Ermland stammenden römischen Studienkollegen Klaus Jockenhövel, der mir für die Ausarbeitung dieses Beitrags ein Exemplar dieses im Westen seltenen Druckes überlassen hat.
- 7) Das 1243 gleichzeitig mit Kulm, Pomesanien und Ermland im Ordensstaat Preußen errichtete Bistum Samland ging praktisch durch die Einführung der Reformation unter. Die wenigen noch übriggebliebenen Katholiken wurden 1617 förmlich dem Bischof von Ermland unterstellt, vgl. H. SCHMAUCH, *Samland. In: LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE. Bd. 9. Freiburg 1964, S. 297 f.*

schof Christoph Andreas Joh. Szembek (1724-1740) hatte die Agende von Kaspar Simonis und Franz Ignaz Herr, beide Kanoniker der Kollegiatskirche in Guttstadt, ausarbeiten und in der Druckerei des Braunsberger Jesuitenkollegs drucken lassen. Besonders für die Sakramentenspendung lehnt sich die Neubearbeitung stark an das Muster des *Rituale Romanum* von 1614⁸⁾ an, bewahrt aber im Bereich des Benediktions- und Prozessionswesens weitgehend das in den älteren ermländischen Agenden enthaltene Eigentum⁹⁾. Die Aufklärung brachte zwar auch dem Ermland ein neues, im Geist der Zeit abgefaßtes muttersprachliches *Rituale*, das nicht zuletzt wegen seiner außergewöhnlichen sprachlichen Qualitäten hohes Ansehen genoß¹⁰⁾. Doch erging im Zuge der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich verstärkenden restaurativen und zentralistischen Tendenzen schon 1848 von Bischof Joseph Ambrosius Geritz der Auftrag an einige Theologen, mit den Vorarbeiten für ein „den kirchlichen Anforderungen entsprechendes *Rituale*“ zu beginnen, das die deutsche Agende von 1800 wieder ablösen sollte¹¹⁾.

Tatsächlich kam es aber nicht zu einer Neubearbeitung der Bistumsagende, vielmehr ordnete Bischof Philipp Krementz, der spä-

8) Das 1614 als letztes in der Reihe der im Auftrag des Trienter Reformkonzils vom Heiligen Stuhl herausgegebenen tridentinisch-römischen Liturgiebücher erschienene *Rituale Romanum* war von Anfang an nicht als verpflichtend einzuführendes Einheitsrituale gedacht, sondern als Muster für die weiterhin von den Bischöfen „auctoritate ordinaria“ publizierten Bistumsagenden, vgl. B. FISCHER, *Das Rituale Romanum (1614-1664). Die Schicksale eines liturgischen Buches*. In: TRIERER THEOLOGISCHE ZEITSCHRIFT 73 (1964), S. 257-271.

9) Die entsprechenden liturgischen Funktionen sind im zweiten Teil der Agende zusammengefaßt: *Alter Pars Ritualis de Caeremoniis Ecclesiasticis utpote de Benedictionibus, Processionibus et Exorcismis*. Die Bearbeiter wollten offenbar möglichen Einwänden von seiten streng römisch eingestellter Benutzer von vornherein begegnen, indem sie diesem die diözesanen Eigentraditionen enthaltenden Teil des *Rituale* je ein Zitat von Gregor dem Großen und Augustinus voranstellten. Das für gottesdienstliche Vielfalt eintretende Gregor-Zitat ist einem Brief des Papstes an den englischen Missionsbischof Augustinus entnommen (*MONUMENTA GERMANIAE HISTORICA. Epistolae*, Bd. 2, S. 334): „Novit paternitas tua Romanae Ecclesiae consuetudinem. Sed mihi placet, ut quicquid sive in Romana, sive in Gallicana, sive in qualibet Ecclesia invenisti, quod plus omnipotenti Deo possit placere, sollicite eligas.“ Inhaltlich deckt es sich mit dem klassisch gewordenen Grundsatz des gleichen Papstes: „In una fide nil officit Ecclesiae consuetudo diversa“ (Ep. I, 41. In: MGH. *Epistolae*, Bd. 2, S. 57). Das ebenfalls die vom römischen Brauch abweichende *traditio majorum* absichernde Augustinus-Zitat lautet: „In his rebus, de quibus nihil statuit Divina Scriptura, mos populi Dei et instituta majorum pro lege habenda sunt. Et sicut praevaricationes Divinarum legum, ita contemptores Ecclesiasticarum consuetudinum coercendi sunt.“ Es ist dem Brief an den Priester Casalanus entnommen, in dem Augustinus dem Bestreben entgegentritt, die römische Praxis anderen Kirchen aufzwingen zu wollen, Ep. 36,1: *PATROLOGIA LATINA* 33, 136.

10) Vgl. B. FISCHER, *Das ermländische Rituale von 1800*. In: *ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE ERMLANDS* 34 (1970), S. 7-20.

11) Vgl. *Geschichte des ermländischen Diözesanrituale*, a. a. O. (Anm. 6), S. 46. - FISCHER, *Das ermländische Rituale von 1800*, a. a. O., S. 11.

tere Kölner Kardinal, bereits einen Monat nach seiner Inthronisation am 28. Juni 1868 die Rückkehr zum Rituale von 1733 an¹²⁾). Die wohl vielerorts nie ganz außer Gebrauch gekommene Agende Szembeks blieb von da an bis zu der von Bischof Maximilian Kaller 1939 herausgegebenen, von der römischen Ritenkongregation approbierten *Collectio Rituum in usum cleri Dioecesis Warmiensis*¹³⁾ über ein Jahrhundert lang die offizielle Agende des Bistums Ermland.

Deutsche Kirchenlieder im Rahmen der Auferstehungsfeier

Wie im ganzen deutschen Sprachgebiet gab es auch im Ermland einen im Rituale Romanum nicht vorgesehenen Ostergottesdienst, der unter dem volkstümlichen Namen „Auferstehungsfeier“ bekannt ist und sich einer außerordentlichen Popularität erfreute. Diese in der Nacht von Samstag auf Sonntag um Mitternacht oder in der Frühe des Ostertages vor der Matutin am sogenannten Heiligen Grab eröffnete Feier der *Elevatio Crucis* mit der sich anschließenden Osterprozession im Inneren oder um die Kirche war im Erleben des Volkes – im Gegensatz zu der Klerusliturgie des Karsamstagsmorgens – der eigentliche Osternachtgottesdienst. In unserer Agende findet sich der entsprechende Ritus unter der Überschrift: „*Dominica Resurrectionis. Apertio sepulchri et Processio*“ (II, S. 135–138). Er sieht zwei muttersprachliche Gesänge vor: die Osterleise „Christus ist erstanden“¹⁴⁾ und das „*Regina coeli*“ deutsch.

Um eine genaue Vorstellung von der Plazierung dieser volkssprachlichen Elemente im Gesamt der Auferstehungsfeier zu vermitteln, geben wir zunächst eine Ablaufbeschreibung der ganzen Feier. Zu der oben erwähnten Zeit begibt sich der Offiziant im weißen Chormantel, begleitet von seiner Assistenz, in der Stille zu dem in der Kirche errichteten „Heiligen Grab“. Ministranten mit Fahnen und brennenden Kerzen ziehen mit. Vor dem noch verschlossenen „Heiligen Grab“ angekommen, knien alle nieder und singen mit gedämpfter Stimme die vom Offizianten angestimmte Antiphon:

12) Vgl. Geschichte des ermländischen Diözesanrituale, a. a. O., S. 8. – FISCHER, Das ermländische Rituale von 1800, a. a. O., S. 11.

13) Als Grund für die Neuausgabe verweist das Vorwort auf den täglich spürbarer werdenden Mangel an Exemplaren der alten Agende von Bischof Szembek, von der es heißt: „*adhuc fidelissima pietate adhibetur.*“ Das als Anhang zum Rituale Romanum unter dem 30. Mai 1939 von der Ritenkongregation approbierte ermländische Rituale (= RWarm 1939) zeichnet sich aus durch ungebrochene Treue zur diözesanen Eigenüberlieferung und durch den unerwartet breiten Raum, den es dem Gebrauch der Volkssprache einräumt. Wie in keinem anderen deutschen Diözesanappendix ist im RWarm 1939 auch der volkssprachliche Gesang berücksichtigt und als vollwertiges Element in die liturgischen Feiern integriert. Die *Collectio Rituum* für das Ermland erwähnt nicht weniger als 52 deutsche Kirchenlieder, ein in der deutschen Rituale-Geschichte einzig dastehendes Phänomen!

14) Vgl. W. LIPPHARDT, „Christ ist erstanden“. Zur Geschichte des Liedes. In: JAHRBUCH FÜR LITURGIE UND HYMNOLOGIE 5 (1960), S. 96–114. – DERS., Die mittelalterlichen Leisen, In: MUSIK UND ALTAR 15 (1963), S. 167–170.

„Gloria tibi Trinitas
aequalis una Deitas
et ante omnia saecula
et nunc et in perpetuum“¹⁵⁾.

Es folgen Ps 116 (Laudate Dominum omnes gentes) und Ps 3 (Domine, quid multiplicati sunt)¹⁶⁾, worauf die Antiphon wiederholt wird. Nach den Kyrie-Rufen und dem in der Stille gebeteten Pater noster und Ave Maria folgen die Versikel „In resurrectione tua Christe. Alleluja – Caelum et terra laentur. Alleluja“¹⁷⁾. Danach singt der Offiziant die umfangreiche, an Formulierungen der Osterpräfa-tion anknüpfende Oration „Domine Jesu Christe, Rex gloriae“¹⁸⁾.

Jetzt werden die Tücher vom Eingang des Grabes zurückgeschla-gen. Der Offiziant besprengt¹⁹⁾ und beweihräuchert das Grab, ehe er nacheinander das im Heiligen Grab am Karfreitag niedergelegte Kreuzifix und das dort bereitgestellte Bildnis des Auferstandenen erhebt, um die Gegenstände ohne Begleitwort an zwei Kleriker bzw. Ministranten weiterzugeben, die sie in der anschließenden Prozession tragen sollen²⁰⁾. Als letztes nimmt der Priester die in der Mon-stranz geborgene Eucharistie aus dem Heiligen Grab. Indem er das Allerheiligste emporhebt, intoniert er das Responsorium „Cum rex gloriae“, das der Chor „mit schallenden und jubelnden Stimmen“

-
- 15) Es handelt sich um die 1. Antiphon zur 1. Vesper aus dem Dreifaltigkeitsvotiv-offizium, als dessen Verfasser Bischof Stephan von Lüttich († 920) gilt. Die Antiphon aus dem im Mittelalter sehr verbreiteten Reimoffizium ist bis heute im kirchlichen Stundengebet erhalten geblieben (vgl. Liturgia horarum. Rom 1974, Bd. 3, S. 467). Die im Rituale von 1733 ausnotierte Melodie ist im RWarm 1939 (S. 116) der römischen Chormelodie der Editio Vaticana angeglichen worden. Die im Ermland übliche Singweise findet sich noch im GESANGBUCH FÜR DAS BISTUM ERLAND. Braunsberg 1908, Nr. 53.
- 16) Die gleichen Psalmen auch im RWarm 1939, S. 117 f. Ps 3 wurde wegen des auf die Auferstehung Christi gedeuteten 5. Verses gewählt. In diesem Rahmen der Elevatio-Feier ist der Psalm in Quellen des 16. Jahrhunderts auch für das Augustiner-Chorherrenstift Neustift bei Brixen nachzuweisen, vgl. K. GSCHWEND OSB, Die Depositio und Elevatio Crucis im Raum der alten Di-özese Brixen. Sarnen 1965, S. 87.
- 17) Das RWarm 1939 (S. 118) läßt das an dieser Stelle wenig sinnvolle Ave Maria wegfällen und hat anstelle der genannten Versikel die folgenden: „Crucifixum in carne laudate, sepultumque glorificate, alleluja – Et resurgentem a morte adorate, alleluja.“ Sie finden sich schon im Römisch-Deutschen Pontifikale aus dem 10. Jahrhundert, vgl. M. ANDRIEU, Les Ordines Romani du haut Moyen-Age. Bd. 5, Louvain 1961, S. 302.
- 18) Sie gehört nicht zum Orationsbestand der römischen Sakramentare. Ihre Quelle oder Parallelen konnten wir nicht ausfindig machen. Die Oration ist, leicht gekürzt, im RWarm 1939 (S. 118) beibehalten worden. In der Fassung der Agende von 1733 noch abgedruckt im GESANGBUCH FÜR DAS BISTUM ERLAND von 1908, S. 328.
- 19) Die wenig sinnvolle Besprengung hat das RWarm 1939 fallengelassen.
- 20) Das RWarm 1939 (S. 120) beschreibt exakt, wie dies zu geschehen hat. Demnach sollten hinter den vorausgehenden Klerikern bzw. Ministranten, die brennende Kerzen in Händen hielten, die Träger mit den Ostersymbolen folgen. In der Mitte trug ein Kleriker die Osterkerze, links von ihm ging der Kreuzträger, rechts der Träger des Auferstehungsbildes. Dahinter folgte, begleitet von zwei Thuriferarii, „sub umbella“, der Offiziant mit der Monstranz.

aufnimmt und zu Ende singt²¹⁾. Unter dem Gesang des Canticum triumphale, dessen erste Strophe – wenn nötig – mehrmals wiederholt wird, zieht die Prozession unter Schellenklang und Glockengeläut durch die Kirche, wobei hinter der vorausgehenden Sakramentsgruppe die Gläubigen mit brennenden Kerzen in den Händen folgen. Als zweiten Prozessionsgesang nennt die Agende das „Surrexit Christus hodie“²²⁾. Am Hochaltar angelangt, erteilt der Offiziant – offenbar ohne besondere Feierlichkeit – den sakramentalen Segen, ehe er die Eucharistie im Tabernakel birgt.

Der nun folgende dramatische Abschlußritus dürfte im Volkserleben als der eigentliche Höhepunkt der Auferstehungsfeier gegolten haben. Der Priester nahm das bei der Auferstehungsprozession mitgetragene Kreuzbild in die Hände. Es ist zu vermuten, daß das Kreuz mit einer umgehängenen roten Stola zum Zeichen des Ostersiegs des Gekreuzigten geschmückt war²³⁾. Auf dem Suppedaneum des Hochaltars stehend, stimmte der Offiziant – dem Volk das Kreuz zeigend – die lateinische Strophe an: „Christus surrexit.“ Der Chor fuhr fort: „Mala nostra texit – Et quos sic dilexit – Hos ad coelos vexit. Kyrie eleison.“ Es handelt sich bei diesem Gesang um eine wohl im Laufe des 14. Jahrhunderts in Böhmen entstandene Rückübersetzung des ältesten deutschen Osterliedes „Christ ist erstanden“ ins Lateinische²⁴⁾. Die Collectio Rituum für das Bistum Ermland von 1939, die den Gesang mit Noten abdruckt, läßt erkennen, daß die lateinische Strophe nach der Melodie der deutschen Osterleise gesungen wurde²⁵⁾. Hatte der Chor den Gesang beendet, intonierte der Priester, noch immer das Kreuz in Händen haltend, nun in deutscher bzw. polnischer Sprache: „Christus ist erstanden – Christus zmartwych wstał jest.“ Das Volk fiel ein: „Von der Marter alle . . .“

Nachdem die volkssprachliche Strophe zu Ende gesungen war, stimmte der Priester die zweite lateinische Strophe an: „Surrexit Christus.“ Der Chor fuhr fort:

„Qui pro nobis passus
Passione cuius
liberati sumus. Kyrie eleison.“

21) Im Kontext der Elevatio-Feier ist das Canticum triumphale seit dem 12. Jahrhundert häufig nachzuweisen, vgl. die Belege bei E.-J. LENGELING, Unbekannte und seltene Ostergesänge aus Handschriften des Bistums Münster. In: Paschalis Sollemnia. Studien zu Osterfeier und Osterfrömmigkeit. Hrsg. v. B. FISCHER und J. WAGNER. Basel-Freiburg-Wien 1959, S. 213-238, hier S. 217, Anm. 25. – Vgl. für Brixen GSCHWEND, S. 14-16. – Das RWarm 1939 kennt den Gesang an dieser Stelle nicht mehr, wohl aber noch das GESANGBUCH von 1908, Nr. 54.

22) Ein seit dem 14. Jahrhundert nachweisbarer lateinischer Ostergesang, mit dem das deutsche Osterlied „Erstanden ist der heilige Christ“ korrespondiert, vgl. W. BÄUMKER, Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Bd. 1. Freiburg 1886, Nr. 244 f. – Das RWarm 1939 erwähnt die Strophe nicht mehr.

23) Das RWarm 1939 sieht dies vor (S. 116): „Crux induta stola rubra.“ Heute noch vielfach im Rheinland üblich.

24) Vgl. LIPPHARDT, Die mittelalterlichen Leisen, a. a. O., S. 169.

25) Vgl. RWarm 1939, S. 119.

Eine Volksstrophe, etwa der zweite Teil des „Christ ist erstanden“, ist an dieser Stelle nicht vorgesehen. Kreuz und Auferstehungsbild wurden nun auf dem Hochaltar oder in dessen unmittelbarer Nähe an gut sichtbarer Stelle aufgestellt²⁶). Nach der Oration „Deus, qui nos resurrectionis dominicae“, der die oben bereits erwähnten Versikel „In resurrectione . . .“ vorausgingen, wurde die österliche Marienantiphon „Regina coeli“ angestimmt²⁷). Der Gesang erklang in reizvollem Wechsel von lateinischen und muttersprachlichen Versen. Nach jedem vom Chor lateinisch vorgetragenen Vers sang das Volk gemeinsam die deutsche bzw. polnische Zwischenstrophe „Königin im Himmelreich – Krolewna w niebieskim raju“²⁸). Es ergab sich also folgende Gliederung:

Chor: Regina coeli laetare. Alleluja.

Volk: Königin im Himmelreich,
freu dich, Maria.
Den du hast empfangen,
der ist von dem Tod auferstanden.
Bitte Gott für uns. Alleluja.

Chor: Quia quem meruisti portare. Alleluja.

Volk: Königin . . .

Chor: Resurrexit, sicut dixit. Alleluja.

Volk: Königin . . .

Chor: Ora pro nobis Deum. Alleluja.

26) Nach dem RWarm 1939 (S. 120) stand das Kreuzbild auf der Epistelseite und das Auferstehungsbild auf der Evangelienseite. Wie die Osterkerze blieben sie bis zum Hochamt des Christi-Himmelfahrt-Tages im Blickfeld der Gemeinde.

27) Die Agende von 1733 kennt auffallenderweise am Ende der Auferstehungsfeier das Te Deum nicht. Erst das RWarm 1939 sieht am Ende des Umgangs, nachdem die Monstranz auf dem Hochaltar deponiert ist, drei Strophen des vom Priester selbst in der Muttersprache (Deutsch oder Polnisch) intonierten Kirchenliedes „Großer Gott, wir loben dich“ vor. Der Gesang des deutschen Te Deum wird durch die genannte Oration abgeschlossen. Danach folgt der sakramentale Segen, der unter dem Gesang des deutschen Liedes „Jesus, dir leb' ich“ erteilt wird. Erst dann wird die marianische Antiphon angestimmt, die in dem unten beschriebenen Wechsel von lateinischem und deutschem (polnischem) Text erklingt. Den dramatischen Zeigeritus hat das RWarm 1939 an das Heilige Grab vorverlegt. Bezeichnenderweise ist es in der Ordnung von 1939 aber nicht mehr das aus dem Grab erhobene Kreuz, wie es älterem Brauch entspricht, sondern die Monstranz, die der Priester, vor dem geöffneten Grab stehend, dem Volk zeigt, wenn er die genannten Gesänge intoniert. Diese jüngere Ordnung des RWarm 1939 sieht nun auch nach der zweiten lateinischen Strophe eine vom Offizianten angestimmte muttersprachliche Volksstrophe vor (S. 120): „Verso ‚Surrexit Christus' finito intonat Officians lingua vulgari ‚Erstanden ist der heilige Christ' aut ‚Wesoły nam dzień dziś nastał' populo apertis ac jucundis vocibus prosequente.“ Da es sich bei diesem Osterlied um das muttersprachliche Pendant zum lateinischen „Surrexit Christus hodie“ (s. Anm. 22) handelt, ist dieser in der Agende von 1733 – allerdings in lateinischer Fassung – als Begleitgesang beim Umgang vorgesehene Gesang auch in die neue Ordnung des RWarm 1939 herübergenommen und organisch in sie integriert worden.

28) Zu den deutschen Fassungen des „Regina coeli“ vgl. BÄUMKER, Bd. 2, S. 81 f., Nr. 9 f.

Es folgten die üblichen Versikel (Gaude et laetare . . .) und die Kollekte „Deus, qui per resurrectionem . . .“²⁹⁾.

Die Prozession zur Einholung des Chrisams (II, S. 139 f.)

Die gleichen muttersprachlichen Ostergesänge begegnen uns wieder bei der Prozession zur feierlichen Einholung des neugeweihten Chrisamöles. Das am Gründonnerstag vom Bischof in der Kathedrale geweihte Chrisam sollte an einem der Osterfeiertage zur Vesperzeit von einer Außenkapelle oder einem in Ortsnähe gelegenen Bildstock aus in feierlicher Prozession in die Pfarrkirche übertragen werden. Als möglichen Begleitgesang auf dem Rückweg zur Pfarrkirche sieht unsere Agende die Ostersequenz „Victimae paschali laudes“ vor, deren Vortrag aber von muttersprachlichen Zwischenstrophen unterbrochen wird (alternis cum laicis versibus). Als deutsche bzw. polnische Einschaltstrophe fungiert die Osterleise „Christ ist erstanden“. Die Rubriken geben leider nicht an, an welchen Stellen der Sequenz jeweils die volkssprachliche Strophe eingefügt wurde. Man darf analog zu ähnlichen Ordnungen aus anderen Teilen des deutschen Sprachgebietes vermuten, daß die erste Einschaltstelle hinter „immolent christiani“ lag³⁰⁾. Hier war der deutsche bzw. polnische Gesang von der Melodie her gesehen unproblematisch anzuschließen. Die Osterleise wird dann wieder nach „regnat vivus“, „resurgentis“, „in Galilaeam“ und nach dem in fast allen spätmittelalterlichen Fassungen noch vorhandenen Vers „Credendum est magis soli Mariae veraci – quam Judaeorum turbae fallaci“ wiederholt worden sein. Da die ermländische Agende von 1733 jeweils nur die Incipits der Gesänge angibt, bleibt unklar, ob an den genannten Stellen nach älterem Brauch nur die vierzeilige erste Strophe des Osterliedes gesungen wurde oder die heute übliche dreiteilige Vollgestalt. Das letztere scheint uns sehr unwahrscheinlich. Denkbar wären auch weitere vierzeilige Strophen, wie sie uns als Zwischenstrophen der Ostersequenz in frühen katholischen Gesangbüchern bezeugt sind³¹⁾. Doch liefert die Agende selbst keinen Anhaltspunkt für die nähere Bestimmung der Art des Wechselgesangs.

Der zweite muttersprachliche Gesang, den die Agende im Rahmen der Chrisamprozession vorsieht, ist das uns schon bekannte, im Wechsel mit den Versen des „Regina coeli“ gesungene „Königin im Himmelreich“. Es wurde beim Einzug in die Pfarrkirche angestimmt.

29) Das RWarm 1939, S. 122, läßt zum Auszug des Klerus noch ein Gemeindelied singen: „Jesus lebt, mit ihm auch ich“ („Alleluja, Jezus żyje“). – Vergl. GESANG- UND GEBETBUCH FÜR DIE DIÖZESE ERMLAND 1938, Nr. 153, in der Ausgabe von 1908 Nr. 64.

30) So in einem Brevier des Augustiner-Chorherrenstiftes Dießen aus dem 15. Jahrhundert, vgl. LIPPARDT, Die mittelalterlichen Leisen, a. a. O., S. 168. – Weitere Beispiele bei BÄUMKER I, Nr. 263.

31) Vgl. BÄUMKER I, Nr. 263.

Die Umgänge vor dem Hochamt während der Osterzeit
(II, S. 138, 152-154)

Die Agende von 1733 rechnet noch mit dem in den Pfarrkirchen des Ermlands weiterlebenden mittelalterlichen Brauch, wonach der sonn- und feiertäglichen Pfarrmesse als festlicher Auftakt ein Umgang vorausging, der mit der Aspersions der um die Kirche gelegenen Gräber verbunden war³²⁾. Anders als im übrigen Deutschland scheint sich dieser Prozessionsbrauch im äußersten Osten des deutschen Sprachgebiets noch bis ins 20. Jahrhundert wenigstens während der Sommermonate erhalten zu haben. Im Rheinland etwa war er im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert vielfach nur mehr an den Sonntagen der österlichen Festzeit üblich³³⁾. Als Begleitgesang für den sonntäglichen Umgang zwischen Ostern und Christi Himmelfahrt sieht unsere Agende das „Salve festa dies“ des Venantius Fortunatus (+ nach 600) vor³⁴⁾. Zwischen die fünf Strophen, die die Agende abdruckt, soll jeweils das vom Volk in der Muttersprache gesungene „Freudenlied“ (vulgarem cantum laetitiae) eingefügt werden. Es dürfte mit dem nicht näher bestimmten Kirchenlied der in den späteren Ermländischen Gesangbüchern³⁵⁾ an dieser Stelle vorgesehene Ostergesang „Also heilig ist der Tag“ gemeint sein. An Christi Himmelfahrt und an Pfingsten trat beim Umgang an die Stelle der österlichen Zwischenstrophe die Pfingstleise „Nun bitten wir den heiligen Geist“³⁶⁾. Daß dieser Gesang auch schon in der Eröffnungsprozession des Christi-Himmelfahrt-Hochamtes auftaucht, hängt mit der an diesem Tag beginnenden Pfingstnovene zusammen. Die Tage von Himmelfahrt bis Pfingsten stehen nach apostolischem Vorbild (vgl. Apg 1, 12-14) in besonderer Weise im Zeichen der Bitte um den Beistand des Parakleten.

Markus- und Bittprozessionen (II, S. 149, 152)

Häufig fällt die Markusprozession (25. April) in die österliche Zeit. Auch die Bittprozessionen an den drei Tagen vor Christi Himmelfahrt gehören zur gottesdienstlichen Ausstattung der Pentekoste. So

-
- 32) Zur Geschichte der sonntäglichen Aspersionsprozession allgemein vgl. J.-C. DIER, Recherches sur l'histoire d'un rite. In: MÉLANGES DE SCIENCE RELIGIEUSE 8 (1951) S. 57-64. – A. FRANZ, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. 2 Bde Freiburg 1909, hier Bd. 1, S. 98-104 und 633-635.
- 33) Für den Trierer Raum vgl. A. HEINZ, Die sonn- und feiertägliche Pfarrmesse im Landkapitel Bitburg-Kyllburg der alten Erzdiözese Trier (= TRIERER THEOLOGISCHE STUDIEN, Bd. 34). Trier 1978, S. 129-157 und 174-179.
- 34) Zur Geschichte dieses vielfältig verwandten und ungemein beliebten Ostergesangs vgl. LENGELING, a. a.O., S. 218-224. – GSCHWEND, S. 14-19. – Vollständiger Text: ANALECTA HYMNICA. Bd. 50, S. 77-80.
- 35) Vgl. GESANGBUCH FÜR DAS BISTUM ERMLAND. Braunsberg 1908, Nr. 58. – GESANG- UND GEBETBUCH FÜR DIE DIOZESE ERMLAND 1938, Nr. 145. – RWarm 1939, S. 123 f.
- 36) Zur Geschichte der Leise vgl. LIPPHARDT, a. a. O., S. 170-172. Ihre Verwendung bei Bittprozessionen ist für das ausgehende 15. Jahrhundert „in partibus Poloniae“ bezeugt (vgl. ebd. S. 171). Die Ordnung der Agende von 1733 findet sich auch noch in den ermländischen Gesangbüchern von 1908 und 1938.

ist es zu erklären, daß unser Rituale die uns schon bekannten muttersprachlichen Ostergesänge, die Osterleise und das deutsche „Regina coeli“, auch im Formular der Markus- bzw. der Bittprozessionen vorsieht. Wie bei der Chrisamprozession singt man die genannten volkssprachlichen Stücke als Zwischenstrophen zur Ostersequenz und zur österlichen Marienantiphon. Am Vigiltag von Christi Himmelfahrt, also bei der dritten Bittprozession, tritt allerdings an die Stelle der Ostersequenz die Pfingstsequenz „Veni Sancte Spiritus“ mit der dazwischentretenden deutschen bzw. polnischen Strophe „Nun bitten wir den Heiligen Geist – Prosimy dziśią Swietego Duchą“. Es bleibt noch zu bemerken, daß im Fall der Bittprozessionen die muttersprachlichen Gesänge bloß als mögliche zusätzliche Stücke zu der obligatorischen lateinischen Gesangsausstattung hinzutreten können. Im Fall der Auferstehungsfeier und der österlichen Umgänge vor der Sonn- und Feiertagsmesse sind sie dagegen fest in das Formular integriert.

Fronleichnamsprozession (II, S. 157 f.)

Außerhalb der Osterzeit begegnet uns ein deutsches Kirchenlied im Rahmen der Fronleichnamsprozession. In dem entsprechenden Formular wird neben mehreren lateinischen Prozessionsgesängen auch das Lied „Lob Christ den Herren“ als möglicher Begleitgesang beim Gang von einem Prozessionsaltar zum anderen erwähnt. Es handelt sich hier um ein wohl erst in der Barockzeit entstandenes, im übrigen Sprachgebiet offenbar unbekannt gebliebenes Sakramentslied, das sich erstmals in einem 1639 in Braunsberg gedruckten katholischen Gesangbuch nachweisen läßt³⁷⁾.

Die Fürbittprozessionen für die Verstorbenen (II, S. 165-167)

Ein weiteres deutsches Kirchenlied begegnet uns im Rahmen der auch in den benachbarten polnischen Bistümern üblichen, im restlichen Deutschland aber in dieser Form unbekanntenen Fürbittprozessionen für die Verstorbenen³⁸⁾. Ein solcher Gang zum Friedhof mit

37) Vgl. BÄUMKER III, 1891, S. 27. – Auch das ermländische Diözesangesangbuch von 1938 (Nr. 189) nennt als Quelle des Liedes das 1639 in Braunsberg erschienene Gesangbuch „Himmlicher Harfenklang“. In der Gesangbuchausgabe von 1908 steht das Lied unter Nr. 100. Das RWarm 1939 (S. 155) hat es durch das jüngere Sakramentslied „Laßt, Christen, hoch den Jubel schallen“ ersetzt.

38) Die ersten Zeugnisse für den Brauch datieren aus dem 14. Jahrhundert (Breslau und Ploek). Im 15. Jahrhundert läßt sich die Übung in der ganzen Kirchenprovinz Gnesen belegen. Das Ermland kennt den Gang zum Friedhof nach der Vesper des Allerheiligentages sowie vor dem Hauptgottesdienst an Allerseelen. Abweichend von dem im Ermland beobachteten Termin nach Kirchweih hielt man im rein polnischen Gebiet verbreitet die Prozession zusätzlich am Sonntag und Montag nach den vier Quatemberwochen, vgl. A. LABUDDA SVD, Liturgia dnia zadusznego w Polsce do wydania Rytułu Piotrkowskiego w świetle ksiąg liturgicznych. In: Studia z dziejów liturgii w Polsce. Hrsg. v. M. RECHOWICZ und W. SCHENK [Bd. 1] (TOWARZYSTWO NAUKOWE KATOLICKIEGO UNIwersytetu LUBELSKIEJO. ROZPRAWY WYDZIAŁU TEologiczno - KANONICZNEGO, 33). Lublin 1973, S. 302-385, hier S. 356-370.

vier Stationen unterwegs fand an Allerheiligen, Allerseelen und im Ermland an den drei auf das Kirchweihfest folgenden Tagen statt. Zum Abschluß der Prozession sieht die Agende die Möglichkeit vor, falls dies örtlichem Brauch entspricht, die deutsche Fassung der vielgesungenen lateinischen Antiphon „Media vita in morte sumus“ nach der Rückkehr vom Friedhof in der Pfarrkirche anzustimmen: „Mitten wir im Leben seyn“³⁹). Im Fall der beiden letztgenannten deutschen Gesänge erwähnt die Agende kein polnisches Pendant.

Die ermländische Agende von 1733 kennt also sechs verschiedene deutsche Kirchenlieder (denen in den meisten Fällen gleichartige polnische Gesänge entsprechen) als feste Bestandteile von bestimmten liturgischen Feiern. Es handelt sich – mit einer Ausnahme – um vorreformatorische Gesänge, insbesondere um die Leisen „Christ ist erstanden“, „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ und „Mitten wir im Leben sind“. Mit diesem eng eingegrenzten Kanon muttersprachlicher Gesänge liegt die ermländische Agende auf der gleichen Linie wie die gleichzeitigen Diözesanritualien anderer Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Im Zuge der gegenreformatorischen Abgrenzungsbestrebungen zum evangelischen Gottesdienst wird nämlich der dem muttersprachlichen Gesang im offiziellen katholischen Pfarrgottesdienst zugestandene Raum eng abgegrenzt und im wesentlichen auf das Maß festgeschrieben, das bereits vor der Reformation in den katholischen Kirchen Deutschlands üblich war. Auch was die Auswahl der Lieder angeht, werden die vorreformatorischen, „alkatholischen“ Gesänge als unverdächtig anerkannt und in ihrer liturgischen Funktion bestätigt. Freilich wurden während der zwei Jahrhunderte, in denen unsere Agende für die Gestaltung des Pfarrgottesdienstes im Ermland maßgebend war, bedeutend mehr Kirchenlieder gesungen, als die eng bemessene Auswahl des Ritualies erkennen läßt. Zur Gestalt der sonn- und feiertäglichen Pfarrmesse gehörte wohl auch im Ermland das Predigtlied. Da das ermländische Rituale von 1733 keine Kanzelordnung enthält, bleibt dieser Brauch unerwähnt. Breiten Raum wird das volkssprachliche Singen in Volksandachten und im Wallfahrtsbrauchtum eingenommen haben. Wenn die Agende von 1733 auch von dieser bunten Vielfalt nichts verrät, so ist der in ihr sanktionierte Kanon von einigen qualitativ wertvollen muttersprachlichen Gesängen für den Liturgiewissen-

39) Vgl. W. LIPPHARDT, „Mitten wir im Leben sind“. Zur Geschichte des Liedes und seiner Weise. In: JAHRBUCH FÜR LITURGIK UND HYMNOLOGIE 8 (1963), S. 99-118. – Die Antiphon taucht erstmals in einer italienischen und englischen Quelle etwa gleichzeitig im 11. Jahrhundert auf. Als möglicher Entstehungsraum kommt Niederlothringen in Frage, vgl. Der älteste Liber Ordinarius der Trierer Domkirche. Hrsg. u. bearb. v. A. KURZEJA (= LITURGIEGESCHICHTLICHE QUELLEN UND FORSCHUNGEN, Bd. 52). Münster 1970, S. 116-119. – Zu den deutschen Nachdichtungen vgl. auch BÄUMKER I, S. 583-595. – Die in der Szembekischen Agende vorgesehene Ordnung auch noch im RWarm 1939, S. 176.

schaftler doch ein bemerkenswertes Phänomen. Es zeigt, daß muttersprachliche Gesänge auch schon in nachtridentinischer Zeit als Bausteine des offiziellen Gottesdienstes anerkannt waren, daß dem Kirchenlied eine liturgische Funktion im eigentlichen Sinne zukam.

Spiewy w językach ojczystych w Agendzie warmińskiej z 1733 roku Streszczenie

Sobór Watykański II znów wysoko podniósł znaczenie i względną samodzielność kierowanych przez biskupów Kościołów lokalnych. W ramach nowej, eklezjologicznej interpretacji historii liturgii przypada zadanie, aby przebadać zbyt mało znane własne tradycje liturgiczne poszczególnych krajów, regionów i diecezji. Ważną częścią liturgicznego dziedzictwa w Europie Środkowej, używającej języka niemieckiego, i w sąsiadujących z nią krajach słowiańskich, stanowi śpiew ludowy (pieśń kościelna). Na przykładzie rytuału z 1733 r. (Agendy Szembeka) dla Diecezji Warmińskiej wykazuje się, które niemieckie, względnie polskie, pieśni kościelne były używane jako zasadnicze części składowe tamtejszej liturgii diecezjalnej w okresie potrydenckim. Takie ludowe elementy dają się odnaleźć w rezurekcji w uroczystość Zmartwychwstania Pańskiego, w procesji przed niedzielną mszą św. w okresie wielkanocnym, podczas uroczystego wnoszenia krzyżna św., w procesji Dni Krzyżowych i Bożego Ciała, podczas wspólnych nawiedzin cmentarza w ustalonych terminach. W wyliczonych w rytuale z 1733 r. imiennie sześciu pieśniach kościelnych, z wyjątkiem jednej, chodzi o pieśni z okresu przedreformacyjnego, tzw. średniowieczne pieśni litanijne. Pełne wdzięku są one z reguły śpiewane na przemian ze zwrotkami łacińskimi. Poza tym wąskim kręgiem pieśni kościelnych, oficjalnie włączonych do służby Bożej w liturgii Diecezji Warmińskiej, w okresie 200 lat, gdy w użyciu była Agenda Szembeka, śpiewano na Warmii liczne inne pieśni niemieckie. Na szczególną uwagę zasługuje jednak stwierdzenie, iż na Warmii, bardziej niż w innych diecezjach, rytuał diecezjalny wyraźnie uwzględniał śpiew w języku ojczystym i włączał go na stałe w oficjalną liturgię. Collectio rituum, zatwierdzona w 1939 r. dla Warmii przez Stolicę Apostolską, wymienia np. nie mniej niż 52 niemieckie pieśni kościelne.

Vernacular Singing in the Warmian Ritual of 1733

Summary

The Second Vatican Council emphasized the importance and the relatively high autonomy of the episcopal church. In the light of this ecclesiological renewal, it has become the task of liturgical historians

to study the characteristic liturgical traditions of individual countries, regions and dioceses – traditions hitherto little known. In German-speaking Central Europe as well as in the neighbouring Slavonic states, vernacular church singing is an important aspect of their characteristic liturgical traditions. On the basis of the ritual of the diocese of Warmia of 1733, the so-called „Szembek-Agende“, the author illustrates how German and Polish vocal music was regarded as a substantial element of the Warmian diocesan liturgy in post-Tridentine times. Such vernacular elements can be found in the resurrection ceremony on Easter Day, in the Eastertide processions before the Sunday masses, in the ceremonial reception of the chrism, in the rogations, in the Corpus Christi Day processions and in joint visits to the churchyard on certain occasions. The six songs, mentioned explicitly in the 1733 ritual, the so-called „Leisen“, are all but one pre-Reformation. Normally they were sung as alternate songs along with Latin ones. Beside this small amount of church songs officially introduced into the services of the liturgy in the diocese of Warmia numerous other German hymns were sung in Warmia during those 200 years in which the Szembek ritual was used. It is, however, worth mentioning as some peculiarity, that, to a higher degree than in other dioceses, in Warmia the diocesan ritual explicitly allowed for and integrated vernacular singing in the official liturgy. Thus, the *Collectio Rituum*, approved for Warmia by the Holy See in 1939, mentions no less than 52 church songs in the German language. S. K.

Die katholische Arbeiterbewegung in den Bistümern Ermland, Kulm und Danzig

Von Werner Thimm

Die Agrarrevolution in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte zu einer immensen Leistungssteigerung der Landwirtschaft und brachte der preußischen Bevölkerung trotz einiger Rückschläge eine Besserung des Lebensstandards. Ursachen für die Steigerung der Erträge von Ackerbau und Viehzucht waren Rechtsreformen für die ländliche Bevölkerung und ein struktureller Umbau der Agrarwirtschaft. Die Umgestaltung beruhte wesentlich auf der Beseitigung der Dreifelderwirtschaft durch die Auflösung der alten Dorfgemeinschaften mit Flurzwang und Allmende in Privatbesitzungen, die wir als Separation kennen. Die neue Wirtschaftsmethode des Fruchtwechsels sowie eine verstärkte Viehhaltung und bessere Fütterung ergaben mit mehr Dung auch größere Bodenerträge.

Die Verbesserung der Rechts- und Lebensverhältnisse der klein- und unterbäuerlichen Schichten ließ die Bevölkerung stark anwachsen. Die Vermehrung der Arbeitsplätze in den traditionellen Berufen hielt damit nicht Schritt, so daß die überschüssigen Arbeitskräfte zur Auswanderung nach Amerika oder zur Abwanderung in die industriellen Ballungszentren gezwungen wurden.

Der Industrialisierungsprozeß Deutschlands erfuhr in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine hektische Beschleunigung, die vor allem durch den Eisenbahnbau bedingt war: Eisenfabriken, Bergwerke und Maschinenbauanstalten hatten Hochkonjunktur. Das Schwergewicht der deutschen Wirtschaft verschob sich allmählich von der Landwirtschaft zur Industrie, was eine starke Binnenwanderung und Verstädterung zur Folge hatte.

Die Abwanderung aus den überwiegend agrarischen Ostprovin-

Abkürzungen für häufig herangezogene Publikationen:

- APB = Altpreußische Biographie. 3 Bde. Königsberg 1941. Marburg 1969 u. 1975.
- DA = Der Arbeiter. Organ des Verbandes der katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin).
- DAP = Der Arbeiterpräses. Hrsg. v. Verband der katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin).
- DLZ = Danziger Landeszeitung.
- PDE = Pastoralblatt für die Diözese Ermland.
- WAZ = Westdeutsche Arbeiter-Zeitung. Organ des Verbandes katholischer Arbeitervereine Westdeutschlands.

zen Preußens ging zunächst in den Raum Berlin, nach der Agrar-
krise der siebziger Jahre, als die industriellen Löhne einen großen
Vorsprung vor den ländlichen Arbeitslöhnen gewonnen hatten, in
das Rheinisch-Westfälische Industriegebiet. Dadurch verschob sich
nicht nur das wirtschaftliche, sondern auch das Bevölkerungs-
schwergewicht Preußens aus den östlichen Stammprovinzen in die
jüngeren westlichen Provinzen. Schlesien, einst die volkreichste
preußische Provinz, war 1910 von der Rheinprovinz weit überflügelt
worden. Westfalen hatte im selben Jahr doppelt so viele Einwohner
wie Ostpreußen, während seine Bevölkerungszahl ein halbes Jahr-
hundert vorher noch unter der Ostpreußens gelegen hatte¹⁾.

Das Zusammenströmen meist ungelernter Arbeiter und verarmter
Handwerker an den Industrieorten erzeugte das neue soziale Phäno-
men der Massengesellschaft mit der vielfältigen Problematik der
„Arbeiterfrage“. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter
und Handwerker, wie Wohnraum und Arbeitsplatz, Arbeitszeit und
Lohn, Kranken- und Unfallversicherung sowie Arbeitslosenversi-
cherung und Altersversorgung, gehörten zu den wichtigsten Proble-
men der sozialen Frage. Die christlicherseits geforderte Lösung der
Arbeiterfrage suchte zur Sicherung des allgemeinen Friedens und
Wohlstands die Gesellschaftsordnung derartig umzugestalten, daß
die berechtigten Forderungen der unteren und mittleren Volks-
schichten erfüllt wurden.

Weitsichtige Sozialpolitiker erkannten recht bald, daß der Not und
dem Elend der Arbeiterschicht, die sich zur zahlenmäßig stärksten
Gruppe entwickelt hatte, nicht durch die Mildtätigkeit bürgerlicher
Wohltätigkeitsvereine und das Wohlwollen einzelner patriarchali-
scher Unternehmer beizukommen war, sondern nur durch Inter-
essen- und Selbsthilfeorganisationen der Arbeiterschaft. Die Not-
wendigkeit der Sozialreform war auch von einigen Köpfen der
Kirche rechtzeitig erkannt worden, die grundsätzlich industrie-
feindliche Einstellung katholischer Mentalität überließ das Terrain deut-
licher Formulierung von Arbeiterforderungen aber zunächst den
sozialistischen Freien Gewerkschaften, ehe die Christlichen Ge-
werkschaften die Zeichen der Zeit verstanden.

In bescheidenem Maße waren auch Ost- und Westpreußen von der
Industrialisierung erfaßt worden. Maschinenfabriken und Werften
in Königsberg, Elbing und Danzig, Sägemühlen, Ziegelei-, Kalk- und
Mörtelwerke, Bierbrauereien, Walz- und Schälmmühlen, Zellstoff-
und Zigarrenfabriken, der Eisenbahn- und Chausseebau, insbeson-
dere aber das Heer der Landarbeiter ließen die soziale Frage auch
hier akut werden²⁾. Die von sozialistischer Seite unternommenen

1) Vgl. K. E. BORN. Von der Reichsgründung bis zum Ersten Weltkrieg (Geb-
hardt: Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 16 [dtv. Wiss. Reihe]). München
1975, S. 42.

2) Vgl. A. BLUDAU, Oberland, Ermeland, Natangen und Barten. Stuttgart 1901,
S. 249-270. – W. MATULL, Ostdeutschlands Arbeiterbewegung (OSTDEUT-
SCHE BEITRÄGE AUS DEM GÖTTINGER ARBEITSKREIS, Bd. 53). Würz-
burg 1973, S. 311.

Lösungsversuche hat Wilhelm Matull in zwei Bänden³⁾ eingehend beschrieben. Die Geschichte der katholischen Arbeiterbewegung Ost- und Westpreußens ist darin nur in großen Zügen behandelt worden, weshalb hier der Versuch unternommen wird, die Geschichte der katholischen Arbeiterschaft Ost- und Westpreußens, die mit der Sozialpolitik des Zentrums, den Gesellenvereinen, dem Volksverein für das katholische Deutschland, den katholischen Arbeitervereinen und den Christlichen Gewerkschaften aufs engste verbunden war, aus dem verfügbaren Material aufzuzeichnen und ihre Leistung zu würdigen.

Das Material zur Geschichte der katholischen Arbeiterbewegung in den Bistümern Ermland, Kulm und Danzig ist hauptsächlich aus den Publikationsorganen der Christlichen Gewerkschaften und der Verbände katholischer Arbeitervereine zusammengetragen worden⁴⁾. Man vermutet zunächst nicht, in diesen vorwiegend in Westdeutschland publizierten Zeitungen genügend Nachrichten über die Arbeiterbewegung Nordostdeutschlands zu finden. Jedoch hat die westdeutsche katholische Arbeiterpresse die Spannungen in der ostdeutschen katholischen Arbeiterbewegung stets aufmerksam registriert und ihre Agitation aus verschiedenen Lagern kritisch oder beißfällig kommentiert, so daß aus vielen kleinen Einzelnachrichten namentlich der „Westdeutschen Arbeiter-Zeitung“ ein hinreichend gutes Bild der Arbeiterbewegung im Nordosten Deutschlands erstellt werden konnte. Es ließen sich nicht nur die großen Entwicklungslinien verfolgen, sondern auch lokale Details erfassen. Diese Aufmerksamkeit für ostdeutsche Arbeiterfragen in der westdeutschen Arbeiterpresse ist nicht zuletzt auf die vorübergehende Zugehörigkeit der katholischen Arbeitervereine des Danziger Raumes zum westdeutschen Verband zurückzuführen.

Die polnisch-nationale Komponente der Arbeiterbewegung, die im Bistum Kulm von Bedeutung war, bleibt in dieser Studie ausgespart. Der polnisch gesinnte Klerus betrachtete die diözesane Arbeitereinsorganisation und die Christlichen Gewerkschaften als deutsch-nationale Einrichtungen. Ein Delegiertentag der „Polnisch-Katholischen Arbeitervereine Deutschlands“ sprach sich zu Ostern 1905 in Berlin gegen den Beitritt polnischer Arbeiter zu deutschen Vereinen aus⁵⁾, worauf der Aufbau der katholischen Arbeitervereine in den polnisch besiedelten Gegenden Pommerellens stagnierte. Die katho-

3) S. Anm. 2 und W. MATULL, Ostpreußens Arbeiterbewegung (OSTDEUTSCHE BEITRÄGE AUS DEM GÖTTINGER ARBEITSKREIS, Bd. 49.) Würzburg 1970.

4) Diese Organe wurden von der Bibliothek des ehemaligen „Volksvereins für das katholische Deutschland“ (1890-1933) gesammelt, die heute eine Abteilung der Stadtbibliothek Mönchengladbach bildet. Vgl. J. KOENZGEN, Gliederungsplan der Bibliothek des ehemaligen Volksvereins für das katholische Deutschland (1890-1933). Mönchengladbach 1972. – H.J. KAMPHAUSEN, Die ehemalige Volksvereinsbibliothek in Mönchengladbach. Untersuchungen zu Geschichte und Bestand (Arbeiten aus dem Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen, H. 49). Köln 1979. – Zum Volksverein vgl. unten S. 27-29.

5) DA Nr. 22 v. 28. 5. 1905.

lischen Arbeitervereine in den Teilen des Bistums Kulm, die nach dem Ersten Weltkrieg an Polen fielen, verloren ihre Beziehungen zum ostdeutschen Verband der Arbeitervereinsorganisation; die örtlichen Vereine blieben aber als Objekt der Arbeiterseelsorge bestehen⁶⁾.

In der nachfolgenden Darstellung steht zunächst die Entwicklung der katholischen Arbeitervereine im Mittelpunkt der Betrachtung. Die Geschichte der Christlichen Gewerkschaften in Ost- und Westpreußen wird in einer gesonderten Abhandlung dargestellt werden.

Das Revolutionsjahr 1848

Die ersten historisch greifbaren Nachrichten über politische und soziale Regungen der ostpreußischen Arbeiterschaft liefert das Revolutionsjahr 1848. Vor den ersten Wahlen für den Berliner Landtag und das Frankfurter Reichsparlament entlud sich die Unzufriedenheit der Arbeiter und Knechte über ihre bedrängte Lage, die geringen Löhne und die teuren Mieten und Lebensmittelpreise in ernstesten Demonstrationen und Krawallen unter dem agitatorischen Einfluß radikaler Führer. Außer der Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage verlangten die Demonstranten die Koalitionsfreiheit, die politische Gleichberechtigung und die Einführung der Republik⁷⁾.

Wie unbequem den besitzenden Ständen des Ermlands der neue Zeitgeist wurde, geht aus einer Eintragung in der Schulchronik des Gymnasiums in Rößel hervor, in der die Ergebnisse der Urwahlen zu den Parlamenten in Berlin und Frankfurt kommentiert wurden: „Wie hier mit geringen Ausnahmen nur Handwerker zu Wahlmännern gewählt sind, so hat noch mehr ringsum in dieser Gegend das Vertrauen zu den Gutsherren und ähnlichen Männern gefehlt. In bedeutendem Übergewicht sind für beide Zwecke [Berlin, Frankfurt] nicht einmal Bauern, sondern Instleute gewählt, namentlich solche, die durch einen aufsässigen Sinn und dreistes Auftreten sich schon früher bemerklich gemacht hatten“⁸⁾.

In Königsberg demonstrierten Volkshaufen am 13. März. Elbing meldete am 15. März grobe Ausschreitungen. Am 30. April rotteten sich auf dem Neustädtischen Marktplatz in Braunsberg Arbeitergruppen zusammen und stürmten das Gebäude der Bürgerressource. Die Bürgerwehr erstickte die Unruhen im Bajonettangriff. Die Zahl von 30 zu harten Gefängnisstrafen verurteilten Demonstranten zeugt von einem beträchtlichen Ausmaß der Arbeiterunruhen. In ähnlicher Weise kam es am selben Tag auch in Wormditt und Heiligenbeil zu Ausschreitungen der Arbeiter. Der Aufruhr griff auch auf die Landarbeiterschaft der Dörfer über, wie sich aus bekanntgewordenen Unruhen in Bladiou und Langwalde ergibt; und

6) DLZ v. 18. 11. 1927.

7) Vgl. F. BUCHHOLZ, Das Ermland im Revolutionsjahr 1848. In: ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER 1920, S. 72.

8) G. MATERN, Aus den Tagen der Revolution von 1848 im Ermland. In: ERM-LAND, MEIN HEIMATLAND. Heimatbeilage der WARMIA. 1925. Nr. 10, 11, S. 32 f., 43 f.

wenn Instleute der Dörfer Tolksdorf und Demuth 50 Taler sammeln ließen, um einen Schneider als ihren Vertreter zum König schicken zu können, der dafür sorgen sollte, daß jeder von ihnen 14 Morgen Land überwiesen erhalte⁹⁾, so deutet das sicherlich nicht nur auf politische Naivität, sondern auch auf bittere wirtschaftliche Not der ermländischen Landarbeiter hin, die nicht zuletzt durch die Agrar- und Gewerbekrise von 1845 bis 1847 hervorgerufen worden war.

Unter den im Revolutionsjahr 1848 in den ermländischen Städten gegründeten politischen Bürgervereinen verdient der von dem Landrat von Lavergne-Peguillen geleitete „Verein für wirtschaftliche und soziale Angelegenheiten“ im Kreis Rößel wegen seines sozialen Programms erwähnt zu werden¹⁰⁾. So akademisch die Diskussionen in diesem Verein auch waren, eine Forderung richtete sich auf die Industrialisierung des östlichen Preußen, um den Landarbeitern während der langen Winterperiode Gelegenheit zum lohnenden Arbeitsverdienst zu bieten – eine Forderung, die wahrlich nicht der Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit der Agrarier entsprang, aber das Problem erfaßte.

Die Arbeiterfrage in der ermländischen Seelsorge

Wie stellte sich die ermländische Kirche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der immer akuter werdenden sozialen Frage? Ein Hirtenbrief des Bischofs Philipp Krementz¹¹⁾ aus dem Jahre 1872 war für die Arbeiter nicht sehr ermutigend. Sie wurden darin vor den falschen Propheten gewarnt, die mit tönenden Worten Freiheit und irdisches Glück verhiessen, goldene Berge versprächen und doch nur täuschenden Spiegelbildern nachliefen. Bei aller Sorge würde noch das Wort Gottes in Erfüllung gehen, daß wir im Schweiß unseres Angesichtes unser Brot essen. Das dauernde und vollkommene Glück werde erst jenseits unser Erbe. Hier werde immer Arbeit und Schweiß, Kampf und Mühe unser Los sein. Der Bischof forderte die Gläubigen auf, im Beruf treu zu sein, standhaft in den Beschwerden, unermüdlich in den Werken der Gerechtigkeit, und auf den Beistand des Herrn zu harren¹²⁾. Konnten solche erbaulichen Worte Not und Elend der Arbeiter lindern?

Franz Hipler, der Herausgeber des Pastoralblatts für die Diözese Ermland, sah ein Jahr später die berechtigte oder unberechtigte Unzufriedenheit der arbeitenden und besitzlosen Klassen derart zugespitzt, daß die Gegensätze nicht nur zur Lebensfrage der Gesellschaft, sondern auch zur spezifisch religiösen Frage geworden waren. Den sozialistischen Lösungsversuch, der eine Gesellschaft auf

9) Vgl. die Fakten bei BUCHHOLZ, a. a. O., S. 72 u. 74.

10) Vgl. B. M. ROSENBERG, Beiträge zur Geschichte des politischen Lebens im Ermland während des Vormärz und der 1848er Revolution. In: ZGAE 31/32 (1967/68) S. 256 f.

11) E. BRACHVOGEL in: APB I, S. 364. – E. GATZ, Philippus Krementz (1819-1899). In: RHEINISCHE LEBENSBIlder. Bd. 6. Köln 1975, S. 121-147.

12) Vgl. A. ERDMANN, Die Christliche Arbeiterbewegung in Deutschland. Stuttgart 1909, S. 88.

der Grundlage der Gleichheit der Arbeit und des Lohnes und des gleichen Anrechts für alle auf die Güter der Erde aufzubauen beabsichtigte, lehnte er ebenso ab, wie die Etablierung eines heidnischen liberalen Staates, der das Kapital mit eiserner Gewalt stützen und die Gesellschaft in Herren und Sklaven teilen wollte, weil beide Extreme die Idee des Christentums leugneten. Hipler bedauerte, daß das Vatikanische Konzil nicht mehr dazu gekommen sei, die Arbeiterfrage zu erörtern. Er forderte die ermländische Geistlichkeit auf, die Gläubigen vor der Teilnahme an der sozialen Bewegung der Internationalen zu warnen, eine richtige Anschauung über das Verhältnis von arm und reich zu verbreiten, die Reichen von Wucher und der Hartherzigkeit gegen Dienstboten, Arbeiter und Arme abzuhalten, allseitig zu Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit, Betriebsamkeit, Wohltätigkeit und Nächstenliebe zu ermuntern und die Mäßigkeits-, Vinzenz-, Gesellen-, Lehrlings-, Kredit- und ähnliche christliche Vereine zu fördern¹³). Als Hipler kurz nach Erscheinen dieses Aufsatzes vom Staatsanwalt wegen Vergehen gegen das Pressegesetz angeklagt wurde, das die eigenmächtige Behandlung sozialer und sozialpolitischer Fragen verbot, mußte er sich vom Vorsitzenden des Braunsberger Gerichtshofs sagen lassen, daß es gar nicht nötig gewesen sei, ein solches Thema zu behandeln, weil eine soziale Gefahr überhaupt nicht bestehe¹⁴).

Die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse hatten seit 1866 eine steigende Zahl von Arbeitern und Handwerkern zur Auswanderung gezwungen. Das ermländische Pastoralblatt erwähnt allein im Hafen New York in den ersten zehn Monaten des Jahres 1872 110 888 Einwanderer deutscher Nation gegenüber 69 539 in dem entsprechenden Zeitraum des Vorjahres. Daher sah sich Bischof Krementz genötigt, 1873 in einem Pastoralerlaß¹⁵) dazu Stellung zu nehmen, zumal er feststellen mußte, daß auch aus der Diözese Ermland nicht wenige Katholiken fortgezogen waren. Die darüber von verschiedenen Seiten laut gewordenen Klagen sollten den Seelsorgern Anlaß sein, dem Drange nach Auswanderung, der häufig durch falsche Vorspiegelungen und trügerische Hoffnungen geweckt werde, mit geeigneten Belehrungen und Warnungen entgegenzuwirken. Wer jedoch von seinem Auswanderungsentschluß nicht abzubringen war, sollte nicht nur auf die Gefahren aufmerksam gemacht werden, die ihm von Schwindlern und betrügerischen Agenten drohten, sondern auch auf die religiösen und sittlichen Gefahren, denen besonders jüngere Leute bei der Überfahrt in den Zwischendecks der Schiffe, wo häufig eine unsägliche Immoralität herrsche, ausgesetzt seien. Zum materiellen und sittlichen Schutz der Auswanderungswilligen sollten die Pfarrer den Auswanderern Empfehlungskarten an Vertrauensmänner in New York und Baltimore mitgeben, womit auch bereits in den Einschiffungshäfen Bremen

13) F. HIPLER, Der Priester und die soziale Frage. In: PDE 5 (1873) S. 1-3.

14) Vgl. F. HIPLER, Der Priester und die soziale Frage. In: PDE 27 (1895) S. 4.

15) Pastoralerlaß v. 21. 5. 1873 in: PDE 5 (1873) S. 69 f.

und Hamburg für solides Unterkommen und zuverlässige Geschäftsverbindungen gesorgt werde. Nach 1874 nahmen die Auswandererzahlen wieder ab, der bischöfliche Erlaß erhielt aber ab 1880 erneut größeres Gewicht, weil sich für ein Dutzend Jahre jährlich durchschnittlich weit über 100 000 Deutsche zur Auswanderung entschlossen¹⁶⁾.

Das Problem der Binnenwanderung, bekannter unter dem Begriff der Ost-West-Wanderung, griff das ermländische Pastoralblatt im vergangenen Jahrhundert nur nebenbei auf. Anlässlich einer Belehrung über die Pastoralisation der Dienstboten im Jahre 1875 wurde die Unzufriedenheit vieler Knechte und Mägde über die in der ermländischen Landwirtschaft gezahlten Löhne beklagt: Viele junge Leute verließen ihren Dienst, um in der Industrie, bei Anlegung von Kunststraßen oder in großen Städten lohnendere Arbeit zu suchen. Dort seien sie den Gefahren der Entsittlichung noch stärker ausgesetzt als im Ermland. Das Pastoralblatt forderte, den Dienstboten volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, wenigstens so viel, wie den Handwerksgelesen, die man in anerkannter Weise zu ordentlichen Menschen heranzubilden sich bemühe. Zur sittlichen Hebung der jungen Welt auf dem Lande sollten Dienstbotenvereine gegründet werden; Dienstboten gäbe es in allen Gemeinden, in vielen, namentlich in den sogenannten Niederungen, seien sie und die Arbeiter oft sogar die einzigen Gemeindemitglieder¹⁷⁾.

Diese bischöflichen Erlasse und Belehrungen zeigen, daß dem ermländischen Klerus bei allem Wohlwollen für die unteren Bevölkerungsschichten der Wandel der alten Ständegesellschaft in eine freie Wirtschaftsgesellschaft mit hoher sozialer Mobilität noch nicht klar geworden war. Erst im Jahre 1906, nachdem seit den 80er Jahren die Zahl der Abwanderer in die Industriestädte ungemein angewachsen¹⁸⁾ war, wurden die Pfarrer zu konkreten Hilfsmaßnahmen aufgefordert, nämlich Abwanderungsregister mit Angaben von Beruf, Alter und Abwanderungszielen anzulegen, falls die Abwanderungswilligen von ihrem Plan nicht abzubringen waren. An den Einwanderungsorten sollten die Zugewanderten wieder in Anmeldezentralen registriert werden, damit sich Vertrauenspersonen ihrer annehmen konnten¹⁹⁾.

16) H. SACHER, Auswanderung. In: STAATSLERIKON. Bd. 1. Freiburg/Br. 1911, Sp. 485.

17) Die Pastoralisation der Dienstboten. In: PDE 7 (1875) S. 109-115.

18) Bereits bis zum 1. Dezember 1900 hatte Ostpreußen rund 409 000 Bewohner, Westpreußen 159 000, die Provinz Posen 286 000 und Pommern 188 000 an die übrigen preußischen Provinzen abgegeben. In dem Jahrzehnt von 1895 bis 1905 verlor Ostpreußen eine Viertelmillion Menschen durch Abwanderung. Die Kreise Königsberg-Land, Osterode und Ortelsburg hatten einen Wanderverlust von über 25 % der Soll-Bevölkerung; in den ermländischen Kreisen registrierte man für Allenstein 22,5 %, für Braunsberg und Heilsberg 20-22,5 % und für Rößel 15-17,5 %. Vgl. G. MATERN, Die Abwanderung von Osten nach Westen, ihre Ursachen, ihre Folgen, ihre Regelung (Flugschrift des Ermländischen Bauernvereins, Nr. 6). Braunsberg 1906, S. 1.

19) Wegweiser durch das Gebiet der christlichen Caritas. In: PDE 38 (1906) S. 107.

Das realistische Bewußtsein einer sozialen Frage, die über die karitative Fürsorge hinausreichte und die gesellschaftliche Situation der neuentstandenen Fabrikarbeiterschaft umspannte, schufen auch in der katholischen Bevölkerung Ost- und Westpreußens eigentlich erst der „Volkverein für das katholische Deutschland“, die katholischen Arbeitervereine und die Christlichen Gewerkschaften.

Der Volkverein für das katholische Deutschland

Der „Volkverein für das katholische Deutschland“ wurde 1890 unter maßgeblichem Einfluß des alten Zentrumführers Ludwig Windthorst zur Weckung des sozialen Bewußtseins des katholischen Volksteils gegründet. Er erstrebte die Anerkennung der Gleichberechtigung des Arbeiters als wesentliche Voraussetzung für den Aufbau eines nach christlichen Grundsätzen gestalteten Gemeinschaftslebens. Im Zusammenwirken aller Berufsstände und Schichten der Bevölkerung sollten die Interessengegensätze der Klassen und Berufsgruppen entschärft werden. Um Gedanken und Anregungen einer christlichen Sozialreform in weite Volkskreise zu tragen, entfaltete der Verein eine intensive Schulungs- und Bildungsarbeit durch Vorträge, Kurse und Publikationen. An seiner Zentralstelle in Mönchengladbach baute er ein Schulungszentrum mit einer sozialwissenschaftlichen Bibliothek auf. Von hier aus steuerte er die Arbeit über Landes- und Bezirkssekretariate bis in die örtlichen Volksvereinsgruppen. An zahlreichen Orten unterhielt er Volksbüros und Arbeitersekretariate als Auskunftsstellen in sozialen Rechtsfragen. Bei stark wachsenden Mitgliederzahlen erzielte der Verein bis zum Ersten Weltkrieg eine ungewöhnliche Breiten- und Tiefenwirkung. Einer der führenden Köpfe war der münsterische Professor für christliche Gesellschaftslehre Franz Hitze²⁰⁾.

In den Bistümern Ermland und Kulm hat der Volksvereinsgedanke ein unterschiedliches Echo gefunden. Im allgemeinen hielten sich die gebildeten und wohlhabenden Katholiken von der Vereinsarbeit zurück, obschon die Zurückdrängung der Sozialdemokratie ein Programmpunkt war, der in ihrem Interesse lag²¹⁾. Will man die Spuren dieser sozialen Bewegung an den Mitgliederzahlen in den beiden östlichen deutschen Bistümern verfolgen, so war im Jahre 1896 in der Diözese Ermland mit 1100 Mitgliedern ein bescheidener Höhepunkt erreicht. Aber noch vor der Jahrhundertwende nahmen die ermländischen Ortsgruppen die merkwürdige Entwicklung zu reinen Bürgervereinen als Sammelpunkt für den ansässigen Bür-

20) Vgl. neuerdings H. HEITZER, Der Volkverein für das katholische Deutschland (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE, Reihe B: Forschungen, Bd. 26). Mainz 1979. - Literatur über Franz Hitze ebd. S. 6, Anm. 26a, vgl. vor allem H. MOCKENHAUPT, Franz Hitze. In: Zeitgeschichte in Lebensbildern. Hrsg. v. R. MORSEY: Mainz 1973, S. 53-64.

21) Vgl. HANDBUCH DES VOLKSVEREINS FÜR DAS KATHOLISCHE DEUTSCHLAND. Mönchengladbach 1902, S. 69 f. u. 107.

ger- und Handwerkerstand²²⁾. Die Beziehungen zur Zentralstelle in Mönchengladbach wurden allmählich aufgegeben, so daß hier um 1910 nur noch 100 ermländische Mitglieder registriert waren. Die folgenden Jahre brachten bis in das erste Kriegsjahr einen unbedeutend kleinen Anstieg, während des Krieges aber einen weiteren Abfall. Im ersten Nachkriegsjahr stieg die Mitgliederzahl auf 2000 an, sie wurde allerdings nur bis 1922 gehalten. Danach pendelte sie sich ungefähr auf 1000 Mitglieder ein, die in wenigen Ortsgruppen organisiert waren²³⁾. Im Jahre 1931 hatte der Volksverein in den Städten Elbing, Braunsberg, Allenstein und Guttstadt blühende Ortsgruppen, in Heilsberg und Wartenburg war er dagegen überhaupt nicht vertreten. Die dörflichen Gemeinden schlossen sich dem Volksvereinsgedanken nur schwer auf, eine nennenswerte Volksvereinsgruppe gab es nur in dem Dorf Plauten²⁴⁾.

Ost- und Westpreußen gehörten nach dem Ersten Weltkrieg zunächst zum Landessekretariat Berlin. Anfang 1924 wurde ein Landessekretariat für das Gebiet Ostpreußen und Danzig mit einem Volksvereinssekretariat in Braunsberg eingerichtet, das aber bereits am 1. April 1925 nach Königsberg verlegt wurde²⁵⁾. Zum Landessekretär wurde der aus dem Kreis Allenstein stammende Kaplan Franz Basner²⁶⁾ bestellt. In den Jahren 1926 und 1927 meldete das Königsberger Sekretariat insgesamt 85 Versammlungen, 94 Konferenzen für Vertrauensleute, 11 Konferenzen für Geistliche und mehrere Kurse für Gewerkschaftssekretäre, Theologiestudenten und junge Landwirte an die Zentralstelle in Mönchengladbach²⁷⁾. Seit 1929 führte der Heilsberger Religionslehrer Walter Koppenhagen²⁸⁾ die Geschäfte des Landessekretärs ehrenamtlich²⁹⁾.

In der Diözese Kulm entwickelte sich der Volksverein bedeutend besser. Schon in den Startjahren nach 1890 lag hier die Mitgliederzahl mit einigen hundert über der der Diözese Ermland. Zwar fiel auch sie um die Jahrhundertwende auf etwa 500 ab, erholte sich

22) Vgl. G. MATERN, Die katholischen Wohltätigkeitsanstalten und -vereine sowie das katholisch-soziale Vereinsleben in der Diözese Ermland. Freiburg 1900, S. 55 f.

23) Die Mitgliederzahlen sind den Jahresberichten des Volksvereins entnommen, die als Separatdrucke von der Zentralstelle des Volksvereins in Mönchengladbach jährlich herausgegeben wurden.

24) Vgl. Katholische Caritas und katholisches Vereinswesen in der Diözese Ermland. Hrsg. von der Geschäftsstelle des Diözesan-Caritasverbandes. Braunsberg 1931, S. 114 f.

25) Jahresbericht des Volksvereins 1924/25.

26) Über Franz Basner (1892-1962) vgl. L. PLOETZ, Fato profugl. Vom Schicksal ermländischer Priester. Neumünster 1965, S. 13. – L. JUHNKE, Der Dekan von Stahl und Eisen. In: ERMLANDBRIEFE 17 (1963) Nr. 66, S. 10 f. – G. LÜHR, Die Abiturienten des Braunsberger Gymnasiums von 1860-1916. Braunsberg 1916, S. 83.

27) Jahresberichte 1925/26 und 1926/27.

28) Koppenhagen (1903-1979) wurde 1928 zum Priester geweiht, verließ 1938 den Priesterstand und war fortan im höheren Schuldienst tätig, zuletzt als Oberstudieninspektor in Schleswig-Holstein.

29) Caritas und Vereinswesen in der Diözese Ermland, S. 115.

nach 1905 aber kräftig und erreichte zu Beginn des Ersten Weltkriegs die Rekordziffer von knapp 8000 Mitgliedern. Selbst im letzten Kriegsjahr, als im Ermland nur noch 150 Mitglieder dem Verein die Treue hielten, wurden im Bistum Kulm noch 3500 Mitglieder gezählt. Erst infolge der politischen und kirchlichen Neuordnung nach dem Krieg sank die Zahl im neuentstandenen Bistum Danzig auf 1000 Mitglieder ab. Damit hielten sich in der Mitte der zwanziger Jahre die Bistümer Ermland und Danzig mit etwa 1000 Mitgliedern in 15 Ortsvereinen das Gleichgewicht. Dennoch überragte die Danziger Volksvereinstätigkeit die des Bistums Ermland um mehr als das Doppelte, denn das Bistum Danzig hatte nur knapp 150 000 Katholiken, während zur Diözese Ermland mehr als 300 000 gehörten. Noch gravierender sind die Vergleichszahlen für das Jahr 1913: In der Diözese Ermland gab es bei 329 547 Katholiken nur 250 Volksvereinsmitglieder (0,07 Prozent), während es im Bistum Kulm bei 818 346 Katholiken immerhin 7822 Mitglieder (0,9 Prozent) waren. Bei diesen Zahlen kann freilich von einer sozialen Volksbewegung in den Diözesen Kulm und Ermland nicht gesprochen werden; in der Diözese Münster waren vergleichsweise immerhin 7 Prozent der Katholiken im Volksverein organisiert³⁰). Die im Bistum Kulm feststellbare Aktivität des Volksvereins ist in erster Linie auf den rührigen Organisator der katholischen Arbeiterbewegung in Danzig, Franz Scharmer³¹), zurückzuführen, der sich auch noch in der sozialen Frage engagierte, als er zum Generalvikar des Bistums Kulm in Pelplin aufgestiegen war.

Die gegenläufigen Kurven der Mitgliederzahlen widerspiegeln in beiden Bistümern die Einstellung der diözesanen Führungsgremien zu dem vom Volksverein betriebenen Gedanken des christlichen Gewerkschaftswesens. Während der Kulmer Bischof Augustinus Rosentreter³²) die christliche Gewerkschaftsorganisation zusammen mit dem Volksverein förderte³³), wurden solche Bestrebungen im Bistum Ermland von Bischof Andreas Thiel³⁴), der der integralistischen Berliner Richtung anhing, zurückgedrängt, was das Siechtum des Volksvereins im Bistum Ermland bis 1918 erklärt.

Die Arbeitervereine in der Diözese Ermland

Die katholischen Arbeitervereine sind in Deutschland nach einem Aufruf des Sozialtheoretikers Franz Hitze auf dem Amberger Katholikentag 1884 entstanden³⁵). Ihr Ziel war die Förderung der sitt-

30) Das Zahlenmaterial wurde den Jahresberichten des Volksvereins entnommen.

31) Scharmer (1849-1917) gehörte zum Vorstand des Volksvereins. Vgl. H. SCHMAUCH in: APB II, S. 598 und WAZ Nr. 27 v. 8. 7. 1917.

32) Vgl. R. STACHNIK, Danziger Priesterbuch. Hildesheim 1965, S. 19-23, und H. SCHMAUCH in: APB II, S. 571.

33) Vgl. R. BRACK, Deutscher Episkopat und Gewerkschaftsstreit 1900-1914 (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 9). Köln/Wien 1976, S. 211.

34) Vgl. A. POSCHMANN in: APB II, S. 728.

35) Vgl. H. GREBING, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. München 1966, S. 85.

lich-religiösen, allgemeinbildenden, fachlichen und sozialen Interessen der Arbeiter. Neben dem üblichen Bildungsangebot gewährten sie den Mitgliedern Rechtsschutz durch Volksbüros und Arbeitersekretariate, förderten den Arbeitsnachweis und leisteten Unterstützung durch verschiedene Hilfskassen. Zur besseren Pflege der wirtschaftlichen Interessen der Mitglieder bildeten sich 1895 in den Münchener Arbeitervereinen Fachsektionen heraus, die sich zu selbständigen interkonfessionellen gewerkschaftlichen Organisationen, den christlichen Gewerkschaften, entwickelten³⁶⁾. Dieser Prozeß führte zu starken Spannungen im deutschen Katholizismus, insbesondere auch in der katholischen Arbeiterbewegung. Die damalige Strömung des Integralismus sah in der Entwicklung der christlichen Gewerkschaften eine Gefahr für den Glauben, verurteilte sie als Modernismus³⁷⁾ und verlangte eine Organisation der materiellen Interessenvertretung der Arbeiter in enger Verbindung mit den kirchlich geleiteten katholischen Arbeitervereinen.

Die nach Diözesanverbänden gegliederten katholischen Arbeitervereine hatten sich bald nach 1900 in drei großen Landesverbänden zusammengefunden: im Verband katholischer Arbeitervereine Westdeutschlands, im Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine und im Verband der katholischen Arbeitervereine Nord- und Ostdeutschlands, 1903 umbenannt in Verband der katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin).

Die Berliner Bewegung

Der Berliner Verband war aus den Arbeitervereinen des Berliner Ballungsraumes entstanden. Anfang 1897 hatten sich ihm die Arbeitervereine von Danzig, Altschottland, Königsberg, Breslau und Heiligenstadt im Eichsfeld angeschlossen³⁸⁾. In ihm war die integralistische Richtung des deutschen Katholizismus von Anfang an stark ausgeprägt. Nach Auffassung seines Führungsgremiums mußte die Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeitervereinsmitglieder in vitaler Verbindung mit den Vereinen vorgenommen werden. Mit dieser Ansicht setzte sich aber der Berliner Verband in einen unüberbrückbaren Gegensatz zum süd- und westdeutschen Verband, wengleich er dabei auch einer im August 1900 ergangenen Weisung der Bischöfe Preußens folgte³⁹⁾.

Zur Wahrnehmung der beruflichen Interessen der Arbeiter wurden daher in den Berliner Verbandsvereinen berufliche Fachabtei-

36) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1902. Berlin 1901, S. 98. – A. PIEPER, Gewerk- und Arbeitervereine. In: STAATSLEXIKON. Bd. 2. Freiburg/Br. 1911, Sp. 742-767.

37) Vgl. O. v. NELL-BREUNING, Integralismus. In: LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE, Bd. 5. Freiburg 1960, Sp. 717 f. – R. SCHERER, Modernismus. Ebd. Bd. 7. 1962, Sp. 513-516.

38) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1902, S. 100.

39) Ebd. S. 103 f. – Im „Fuldaer Pastorale“ äußerten sich die Bischöfe sehr positiv über die katholischen Fachabteilungen, während sie die Christlichen Gewerkschaften nicht erwähnten. Vgl. BRACK, S. 30-37.

lungen eingerichtet⁴⁰⁾, während die süd- und westdeutschen Arbeitervereine die Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse den Christlichen Gewerkschaften überließen⁴¹⁾.

Die Berliner Richtung der katholischen Arbeiterbewegung stand unter dem maßgeblichen Einfluß des Breslauer Kardinals Georg Kopp⁴²⁾. Ihre bekanntesten Verfechter waren Lizentiat Heinrich Fournelle⁴³⁾, Franz von Savigny⁴⁴⁾, Paul Richter⁴⁵⁾ und Paul Fleischer⁴⁶⁾. Namentlich Fleischer, der ein Informationsblatt für die Präses der Arbeitervereine redigierte⁴⁷⁾, führte eine widerspruchsfreie Organisationstheorie im Sinne der integralistisch bestimmten bischöflichen Weisungen vor. Unter dem Pseudonym Raymond Bayard verfaßte er 1911 eine Streitschrift, in der er die Frage der Zuständigkeit der kirchlichen Autorität für gewerkschaftliche Organisationen vehement im Sinne des Pastoralen von 1900 verteidigte⁴⁸⁾. Eine Übersetzung ins Italienische verfolgte das Ziel, den Heiligen Stuhl zu einer Mißbilligung der Christlichen Gewerkschaften zu bewegen⁴⁹⁾. Die Christliche Gewerkschaftsrichtung der katholischen Arbeiterbewegung rechtfertigte darauf im Gegenzug ihre Arbeit in Verteidigungsschriften ebenfalls im Blick auf die Kurie in Rom zweisprachig, deutsch und italienisch⁵⁰⁾.

-
- 40) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1911. Berlin 1910, S. 41. – H. BRAUNS, Christliche Gewerkschaften oder Fachabteilungen in katholischen Arbeitervereinen? Köln 1904, S. 92.
- 41) Vgl. PIEPER, a. a. O., Sp. 765.
- 42) Vgl. BRACK, S. 5. – R. MORSEY, Georg Kardinal Kopp (1837-1914). In: Zeitgeschichte in Lebensbildern. Hrsg. v. R. MORSEY. Mainz 1973, S. 13-28 (Lit. S. 297).
- 43) Biographische Nachrichten über Heinrich Fournelle (1869-1923) bei BRACK, S. 6, mit falschem Todesort. Fournelle starb in Rooth in Luxemburg. Von 1900 bis 1919 war er Generalsekretär des Berliner Verbandes. Vgl. DA Nr. 1, 1924.
- 44) Biographische Nachrichten über Franz von Savigny (1859-1917) bei BRACK, S. 6.
- 45) Paul Richter redigierte das Verbandsorgan DER ARBEITER, ab 1919 auch die Zeitschrift DER ARBEITERPRÄSES.
- 46) Der Nationalökonom und Sozialpolitiker Paul Fleischer, am 6. 1. 1874 in Leipzig geboren, wurde Volksschullehrer und studierte 1898-1901 in Leipzig Philosophie, Pädagogik und Naturwissenschaften; 1901 Promotion und Konversion zur katholischen Kirche; 1901-1919 wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Verband der katholischen Arbeitervereine, Sitz Berlin; 1907-1912 Mitglied der Zentrumsfraktion des Reichstags; 1919/20 Mitglied der Weimarer Nationalversammlung und Vorsitzender des parlamentarischen Aktionsausschusses Nord in Danzig; 1920-1924 Mitglied des Reichstags; er starb am 20. 1. 1960 in Freiburg/Br. Vgl. demnächst W. THIMM in: APB IV.
- 47) DER ARBEITERPRÄSES erschien in Berlin. Herausgeber war Heinrich Fournelle. Fleischer redigierte die Jahrgänge 1 (1905) - 15 (1919).
- 48) R. BAYARD, Die Wahrheit über den Gewerkschaftsstreit der deutschen Katholiken. Trier 1911.
- 49) Vgl. BRACK, S. 269.
- 50) Die Verteidigung des Kartellverbandes der katholischen Arbeitervereine West-, Süd- und Ostdeutschlands gegen Sitz Berlin. Difesa della Lega delle Federazioni delle società operaie cattoliche della Germania occidentale meridionale ed orientale contro la Federazione di Berlino. 1912 unter Mitarbeit von Franz Hitze und Josef Mausbach erarbeitet. – H. BRAUNS, Die Wahrheit über den Gewerkschaftsstreit der deutschen Katholiken. Kritik der gleichnamigen Broschüre Raymond Bayards. Mönchengladbach 1912. – Vgl. BRACK, S. 291 f.

Die Spaltung der katholischen Arbeiterbewegung in der Gewerkschaftsfrage erfaßte aber auch den Berliner Verband, an den sich nach und nach fast alle im nord- und ostdeutschen Raum entstandenen Arbeitervereine angeschlossen hatten. Schon auf dem Delegiertentag im Jahre 1900 opponierte der Präses des Danziger Arbeitervereins, Dekan Franz Scharmer, gegen einen Satzungsentwurf, der die Unterordnung der Organisation unter die Lehrautorität der Kirche festlegen wollte⁵¹). Als seine Bemühungen, den Berliner Verband auf die gewerkschaftliche Linie der beiden anderen Landesverbände zu bringen, erfolglos blieben, lösten sich im Jahre 1906 unter seiner Führung die Arbeitervereine der Kulmer Diözese von der Berliner Richtung und schlossen sich auch organisatorisch dem westdeutschen Verband an⁵²). Damit war für die katholische Arbeiterschaft Ost- und Westpreußens eine kuriose Situation eingetreten: Die Arbeitervereine der Diözese Kulm waren im Verein der Diözesanverbände Köln, Münster, Osnabrück, Hildesheim, Paderborn, Fulda, Limburg und Mainz zu finden, während die Arbeitervereine der benachbarten Diözese Ermland mit den Arbeitervereinen Schlesiens, Posens, des Eichsfelds, der Diözese Trier und einigen mitteldeutschen Diasporagebieten der Diözese Paderborn zum Verband der katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin) gehörten⁵³). Lediglich die zur Kulmer Diözese gehörenden Arbeitervereine von Dirschau und Preußisch Stargard blieben der Berliner Richtung treu und zählten fortan organisatorisch zum Bezirk Ermland beziehungsweise Elbing⁵⁴).

Die Gründungen von katholischen Arbeitervereinen erfolgten in den Diözesen Kulm und Ermland anfangs sehr schleppend. War schon der Gründungsauftrag Franz Hitzes vom Amberger Katholikentag 1884 hier ohne Echo geblieben, so fand auch die Forderung des ermländischen Bischofs Andreas Thiel vom 25. November 1886, in den größeren Städten Arbeitervereine nach Breslauer Vorbild zu bilden⁵⁵), im Klerus keinen Widerhall. Ermländische Arbeitervereine entstanden erst nach der 1891 publizierten Arbeiter-Enzyklika „Rerum novarum“ Papst Leos XIII., und zwar in Braunsberg 1891, in Elbing und Neuteich 1893, in Mehlsack 1894, in Wormditt 1895, in Königsberg und Pettelkau 1897, in Guttstadt und Tolkemitt 1898, in Frauenburg und Wartenburg 1899, in Allenstein 1900⁵⁶).

Der 1891 von dem Erzpriester Anton Matern⁵⁷) in Braunsberg gegründete erste katholische Arbeiterverein des Ermlands entfaltete sich bald zu großer Blüte und zählte im Jahre 1899 über 550 Mitglieder. Auf Materns Anregung erschien seit 1895 im Verlag der Ermlän-

51) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1911, S. 39.

52) Ebd.

53) PIEPER, a. a. O., Sp. 766.

54) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1910, S. 29 f. – ARBEITER-ALMANACH FÜR 1911, S. 62. – Vgl. zur Geschichte der Verbände der Katholischen Arbeitervereine auch J. KASTER, Die Stellung der deutschen Katholiken zur Gewerkschaftsfrage. Phil. Diss. Berlin. Mönchengladbach 1921, S. 51-58.

55) Pastoralerlaß vom 25. 11. 1886 in: PDE 19 (1887) S. 1-3.

dischen Verlagsdruckerei in Braunsberg ein besonderes Wochenblatt für die Mitglieder der Arbeitervereine, der „Arbeiterfreund“⁵⁸). Neben Matern zählen Propst Johannes Szadowski⁵⁹) in Königsberg, Kurat Theodor Busau⁶⁰) in Pettelkau, Kaplan Wladislaus Switalski⁶¹) in Allenstein und der Regens des ermländischen Priesterseminars Franz Hipler⁶²) zu den Pionieren der katholischen Arbeitervereine des Ermlands. Hipler beschwor im Januar 1895 den ermländischen Klerus erneut, die Schäden der Zeit ins Auge zu fassen und unbedingt an den Fabrikorten Arbeitervereine zu gründen. Selbst an der gewerkschaftlichen und fachgenossenschaftlichen Bewegung sollte der Seelsorger teilnehmen und für die materiellen Angelegenheiten der Arbeiter sorgen⁶³).

Auch die Not der Landarbeiter rief nach dem Engagement des ermländischen Klerus. Der Kurat Theodor Busau gründete 1897 in

-
- 56) Vgl. die Listen der Arbeitervereine der Diözesen Ermland und Kulm im Anhang I und II (unten S. 57-60). Sie wurden aus Nachrichten in folgenden Publikationen zusammengestellt: ARBEITER-ALMANACH für 1902, 1904, 1910, 1911. ARBEITER-TASCHENBUCH für die Jahre 1903-1908. DER ARBEITERPRÄSES. DER ARBEITER. WESTDEUTSCHE ARBEITERZEITUNG. Katholische Caritas und katholisches Vereinswesen in der Diözese Ermland. MATERN, Wohltätigkeitsanstalten.
- 57) Anton Matern (1842-1920) stammt aus Millenberg, Kr. Braunsberg; 1862 Abitur am Braunsberger Gymnasium; 1862-1866 Theologiestudium in Breslau und Braunsberg; 1866 Priesterweihe; 1866-1867 Kaplan in Ladekopp, Marienau und Marienwerder; 1867 Lehrer, 1868-1876 Rektor an der höheren Knabenschule zu Wormditt; 1876-1890 Religionslehrer am Gymnasium zu Braunsberg; 1890 Erzpriester in Braunsberg; 1898 Ehrendomherr; 1905 Domherr in Frauenburg. Vgl. LÜHR, Abiturienten, S. 10.
- 58) WAZ Nr. 47 v. 23. 11. 1912.
- 59) Johannes Szadowski (1834-1914) war seit 1890 Propst an der katholischen Kirchengemeinde in Königsberg. Vgl. H. SCHMAUCH in: APB II, S. 720. - DA Nr. 33 v. 16. 8. 1914. - G. MIELCARCZYK, Erinnerungen an Prälat und Ehrendomherrn Johannes Szadowski. In: ERMLANDBRIEF 18 (1964) Nr. 67, S. 12 f.
- 60) Theodor Busau (1861-1924?), geboren am 2. 10. 1861 in Tolkemit, Abitur Ostern 1881 in Rößel, zum Priester geweiht am 1. 8. 1886 in Eichstätt. Nach der ersten Aufbauphase der katholischen Arbeitervereine des Ermlands trat Busau etwa 1905 in das deutsche Trappistenkloster Mariastern bei Banjaluka in Bosnien ein. Vgl. WAZ Nr. 47 v. 23. 11. 1912. - ELENCHUS UNIVERSI CLERI DIOECESIS WARMIENSIS 1892-1924. - Staatliches Gymnasium Rößel. Aus der Schulchronik. In: RÖSELER HEIMATBOTE 27 (1980), Nr. 2, S. 143.
- 61) Wladislaus Switalski (1875-1945), gebürtig aus Kankel bei Lissa Prov. Posen; 1893 Abitur am Braunsberger Gymnasium; 1893-1897 Theologiestudium in Braunsberg; 1897-1899 Philosophiestudium in München; 1899 Priesterweihe in Frauenburg; 1900 Dr. phil. in München; 1900 Kaplan in Allenstein; 1902 Studium in Breslau; 1903 außerordentlicher, 1907 ordentlicher Prof. in der philosophischen Fakultät des Lyceum Hosianum in Braunsberg; 1914 Rektor; Leiter der Außenstelle Braunsberg des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik in Münster/Westf.; nach dem Ersten Weltkrieg vorübergehend Lehrer an der Albertus-Magnus-Akademie in Köln; 1933 Domherr in Frauenburg; Domprediger; 1945 von der Roten Armee in Braunsberg erschossen. Vgl. PLOETZ, Fato profugi, S. 64. - LÜHR, Abiturienten S. 48. - B. SCHWARK, Ihr Name lebt. Osnabrück 1958, S. 225 f.
- 62) Vgl. F. BUCHHOLZ in: APB I, S. 277.
- 63) PDE 27 (1895) S. 5.

Pettelkau den ersten ländlichen Arbeiterverein und schloß ihn an den im selben Jahr gegründeten Verband der katholischen Arbeitervereine Nord- und Ostdeutschlands in Berlin an. Busau blieb nach den Worten eines ermländischen Journalisten „die Seele der Berliner Bewegung“ und gab an zahlreichen Orten den Anstoß zu Neugründungen. Er hat die in seinem Heimatort Tolkemit und in Königsberg, wo er Kaplan gewesen war, gegründeten Vereine bewogen, sich dem Berliner Verband anzuschließen. Im Pettelkauer Arbeiterverein gründete er auch die erste Fachabteilung für Landarbeiter, die aber bald wieder einging⁶⁴⁾.

Um die Behebung der Landarbeiternot bemühte sich auch der Kalksteiner Pfarrer Paul Anhuth⁶⁵⁾, der auf einem Ruralkapitel im Jahre 1900 die Arbeiternot auf dem Lande behandelte⁶⁶⁾. In seinem Referat bescheinigte er dem eingessenen Bauernstand zwar eine durchgängig gute Behandlung der Landarbeiter, meinte aber doch, daß deren Lage noch beträchtlich zu verbessern sei, um die Landflucht zu verhindern. Die Seelsorger müßten auf die Arbeitgeber zugunsten der Arbeitnehmer, Knechte, Tagelöhner und Instleute vor allem in Wohnungsangelegenheiten und wegen Lohnerhöhungen einwirken. Das althergebrachte, nicht mehr zeitgemäße Flachsdeputat, das im Ermland immer noch ein Teil der Landarbeiterlöhnung war, sollte durch ein Äquivalent einer Getreideart oder Bargeld abgelöst werden. Um der Landarbeiterschaft ein Solidaritätsgefühl zu vermitteln, forderte er die Gründung ländlicher Arbeitervereine mit allen pekuniären Vorteilen wie sie städtischen Arbeitern geboten würden. Die Schaffung von Gewerkvereinen für Landarbeiter hielt Anhuth wegen der negativen Erfahrungen aus England für unangebracht⁶⁷⁾.

Einen entscheidenden Impuls erhielt die ermländische Arbeiterbewegung von einer sozialen Konferenz am 16. Dezember 1902 zu Königsberg, die hauptsächlich durch die Bemühungen Busaus zustande gekommen war. Auf Einladung eines vorbereitenden Komitees versammelten sich 53 Geistliche aus allen Teilen der Diözese in der Deutschen Ressource, um unter dem Vorsitz des Königsberger Propstes Szadowski über die Organisation der katholischen Arbeitervereine in der Diözese Ermland zu beraten. Zu dieser Konferenz waren auch die Führer der Berliner Bewegung eingeladen, die gerade den gewerkschaftlichen Ausbau der Arbeitervereine auf kirchlicher Grundlage gemäß dem im August 1900 in Fulda erschienenen Rundschreiben der preußischen Bischöfe in die Praxis zu übertragen suchten. Franz von Savigny, der damalige Kopf der Berliner Bewegung, versicherte sich in Frauenburg der Zustimmung Bischof Thiels, die ermländischen Arbeitervereine im Sinne des Berliner

64) WAZ Nr. 47 v. 23. 11. 1912.

65) Vgl. F. BUCHHOLZ in: APB I, S. 14 f., und STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 81 f.

66) PDE 32 (1900) S. 127.

67) P. ANHUTH, Die ländliche Arbeiterfrage und die Stellung des Seelsorgers zu ihr. In: PDE 40 (1908) S. 71-76, 83-86.

Verbandes zu organisieren, und nahm mit Lizentiat Heinrich Fournelle und Paul Fleischer an den Verhandlungen in Königsberg teil. Im Bericht eines Gegners der Berliner Bewegung liest sich der Verhandlungsverlauf der Königsberger sozialen Konferenz von 1902 folgendermaßen:

„Die Ausführungen der Berliner Herren über die Gefährlichkeit der christlichen Gewerkschaften für die katholischen Arbeiter und die Aussichtslosigkeit der westlichen Bewegung wirkten um so überzeugender, als kaum ein Teilnehmer der Konferenz über die sozialen Verhältnisse im Westen orientiert war und die bisherigen Kämpfe um die Organisationsfrage in Deutschland an unserem abgelegenen, friedlichen Ländchen unbemerkt vorübergegangen waren. Die Leitsätze der Berliner Referenten wurden deshalb ohne Bedenken angenommen. Meinungsverschiedenheiten erhoben sich nur über die Form des Anschlusses der Arbeitervereine an Sitz Berlin und das Organ des Berliner Verbandes. Man bezweifelte die Möglichkeit eines Erfolges auf dem Lande, da der Berliner Verband für ländliche Vereine sich nicht eigne und den Mitgliedern nur geringe Vorteile bringe; namentlich wurden Bedenken gegen das Organ ‚Der Arbeiter‘ erhoben, der für unsere einfachen, überwiegend kleinstädtischen und ländlichen Verhältnisse nicht berechnet sei und von den Arbeitern nicht verstanden werde. Von den Leitern des Berliner Verbandes wurde jedoch Abhilfe versprochen, und am Schluß der Aussprache wurden dann folgende Leitsätze angenommen:

1. Die Konferenz empfiehlt die möglichst baldige Gründung von Arbeitervereinen in allen Pfarrorten der Diözese Ermland und den Anschluß derselben an den Verband der katholischen Arbeitervereine Nord- und Ostdeutschlands, nachdem die entgegenstehenden Hindernisse beseitigt sind.“

[Dieser Zusatz wurde beigefügt mit Rücksicht auf diejenigen Vereine, die eine eigene Sterbekasse hatten und deswegen den Anschluß ablehnten.]

„2. Die Konferenz empfiehlt den Zusammenschluß der katholischen Arbeitervereine Ermlands zu einem Bezirksverband der Diözese Ermland, der sich später nach den wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten weiterhin gliedern kann.“ [Dieser Zusatz sollte die Bedenken wegen der eigenartigen Verhältnisse im Ermland beseitigen, die einem Anschluß an einen Zentralverband für ganz Deutschland entgegenzustehen schienen.]

„3. Die Konferenz erklärt sich prinzipiell für katholische Gewerkschaften und befürwortet die Gründung derselben nach Maßgabe der auf dem Delegiertentag des Verbandes der katholischen Arbeitervereine zu Berlin gefaßten Beschlüsse vom Jahre 1902.

4. Neben dem ‚Arbeiter‘ als Verbandsorgan empfiehlt die Konferenz den katholischen Arbeitervereinen des Ermlands den ‚Arbeiterfreund‘ in Braunsberg, um besonders den örtlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen“ 68).

Daraufhin wurde im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts die Diözese Ermland mit einem ansehnlichen Netz von Arbeitervereinen überzogen, erstaunlich dicht auch in den Weichselniederungen westlich von Elbing. Mit der Gründung katholischer Landarbeitervereine beabsichtigte der ermländische Klerus vor allem, die Abwanderung in die westlichen Industriezentren zu mindern. Über die aufklärenden Belehrungen bemerkt der Schalmeyer Pfarrer Georg Matern: „Wir rechnen ihnen ihre Löhne vor, wir halten sie zur Wirtschaftlichkeit, zum Sparen an, wir belehren sie über die Schäden und Nachteile der Industriearbeit, wir appellieren an ihren Heimat-

68) WAZ Nr. 47 v. 23. 11. 1912.

sinn und Väterglauben. Zieht aber doch ein Arbeiter ab, so schimpfen wir ihn nicht aus, sondern reden ihm eindringlich ab, und bleibt er fest, dann geben wir ihm gute Ratschläge für die Fremde, geben ihm die Adresse des katholischen Arbeitervereins und der Gewerkschaft und warnen ihn vor den Lockungen der Großstadt und der ungläubigen Arbeiterbewegung.“ Matern konnte ein gehobenes Selbstbewußtsein unter den organisierten Arbeitern konstatieren, bedauerte aber, daß sich dieser Einfluß nur auf ältere, meist verheiratete Arbeiter erstreckte, während der Zugang zu den jungen Arbeitern, Knechten und Mägden nicht zu finden war⁶⁹⁾.

Zum ersten Diözesanpräses der katholischen Arbeitervereine des Bistums Ermland ernannte Bischof Thiel am 16. Mai 1903 den Regens des Priesterseminars Franz Schulz⁷⁰⁾. Am 23. September desselben Jahres fand die erste Präsidiumsversammlung zu Allenstein statt, auf der die Satzung des ermländischen Diözesanverbandes beschlossen wurde. Sie stellte den Vereinen den Anschluß an den Berliner Verband frei und sah eine jährliche Konferenz und die Einrichtung einer Verbandskasse vor. Zum Organ des Diözesanverbandes wurde der in Braunsberg erscheinende „Arbeiterfreund“ bestimmt. Der ermländische Diözesanverband konnte indes kein Leben gewinnen, weil die meisten neugegründeten Vereine sich an den Berliner Verband anschlossen, dessen Organisationsform im Ermland eingeführt wurde⁷¹⁾.

Manche Arbeitervereine schufen sich eigene Hilfskassen, andere schlossen sich den Hilfskassen des Verbandes an. So hatte der Arbeiterverein in Allenstein beispielsweise eine Krankengeldzuschußkasse, eine Unterstützungskasse und eine Sparkasse, der Wormditter Arbeiterverein unterhielt eine Sterbekasse und der Pettelkauer Arbeiterverein eine Kuhunfallkasse⁷²⁾.

Der Präses des Pettelkauer Arbeitervereins, Kurat Busau, suchte im Dezember 1903 nach Rücksprache mit dem Diözesanpräses Schulz die Präsidiums der Arbeitervereine in Tolkemit, Mehlsack, Wormditt, Wartenburg, Seeburg, Röbel und Bartenstein auf, um ihre Meinung über das Problem der Freiarbeiter zu erfahren. Danach regte er im Berliner Verbandsorgan „Der Arbeiter“ die Einrichtung eines zentralen Arbeitsnachweises im Bezirk Ermland an. Hauptträger der Arbeitsnachweisstelle sollten von Besitzerseite der Ermländische Bauernverein und von Arbeiterseite die katholischen Arbeiterver-

69) MATERN, Abwanderung von Osten, S. 11.

70) PDE 35 (1903) S. 65. – Franz Schulz wurde am 6. 6. 1865 in Konitz geboren. Nach dem Abitur 1885 in Marienwerder studierte er in Münster, Freiburg und Braunsberg Theologie und wurde am 7. 4. 1889 zum Priester geweiht. Am 8. 2. 1890 erwarb er in Münster die Fakultät zur Erteilung des Religionsunterrichts an Gymnasien und war von Ostern 1890 bis Ostern 1901 Religionslehrer am Braunsberger Gymnasium. 1901 wurde er Regens des ermländischen Priesterseminars. Er starb am 21. 7. 1907 in Königsberg. Vgl. ELENCHUS UNIVERSI CLERI DIOECESIS WARMIENSIS 1890-1908. – BRAUNSBURG/OST-PRUSSEN. Höhere Schulen. Heft 6 (1966) S. 38.

71) WAZ Nr. 47 v. 23. 11. 1912.

72) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1904, S. 92, 100 f.

eine sein⁷³). Die Bezirkspräsidiskonferenz forderte daraufhin zur Vorbereitung des zentralen Arbeitsnachweises die Vereine im Mai 1904 zur Einrichtung örtlicher Arbeitsnachweise auf⁷⁴). Überörtlich wurden dann Arbeitsnachweise in den Bezirksarbeitsnachweisstellen Braunsberg und Elbing geführt⁷⁵). In Elbing wurde überdies ab 1908 ein Schlafstellennachweis eingerichtet⁷⁶).

Am 1. August 1906 waren in der Diözese Ermland 8632 Mitglieder in 63 Arbeitervereinen organisiert. Auch die meisten freien Vereine hatten sich dem Berliner Verband angeschlossen, zuletzt auch die Arbeitervereine von Mehlsack, Wormditt und Braunsberg; doch hatten die alten Mitglieder dieser Vereine den Übertritt abgelehnt und ihre Sterbekasse beibehalten. Der Beitritt zu dem integralistisch ausgerichteten Berliner Verband verlief auch im Guttstädter Arbeiterverein nicht reibungslos. Als am 12. April 1908 der Anschluß des Vereins an den Berliner Verband auf der Tagesordnung stand, widersetzte sich ein großer Teil der Versammlungsteilnehmer dieser Absicht und forderte den Präses auf, mit dem Danziger Arbeitersekretär Felix Klawitter Verbindung aufzunehmen und den Anschluß an den Danziger Bezirksverband zu suchen, der die christlichen Gewerkschaften förderte. Erst nach Rücktrittsdrohungen des Präses fand sich eine Mehrheit für den Anschluß an den Berliner Verband⁷⁷). Nur die Vereine in Frauenburg, Heilsberg, Bischofsburg, Neukirch-Höhe, Groß Rautenberg, Heinrichau, Migehnen, Lichtenau und Wuslack haben sich dem Berliner Verband nicht angeschlossen⁷⁸).

Die beruflichen Fachabteilungen

Eine Anzahl ermländischer Arbeitervereine richtete zur Erfüllung ihrer gewerkschaftlichen Aufgaben berufliche Fachabteilungen ein, die mit den Verbandsberufsgruppenleitern in Berlin verbunden waren. Der Verband der katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin) betreute von der Berliner Zentrale aus die Fachabteilungen für das Baugewerbe, die Bekleidungsindustrie, für Bergarbeiter, Holzarbeiter, Metallarbeiter, Stein-, Ton- und Erdarbeiter, Textilarbeiter, Verkehrs- und gewerbliche Hilfsarbeiter, Glasarbeiter, Lederarbeiter, Maler und Anstreicher und Tabakarbeiter⁷⁹). Freilich wurden in den örtlichen Arbeitervereinen nicht alle möglichen Fachabteilungen geschaffen, sondern nur die jeweils notwendigen.

Die Pläne für die beruflichen Fachabteilungen der Arbeitervereine, auch katholische Gewerkschaften genannt, stammten von Franz von Savigny und Paul Fleischer⁸⁰). Auf dem Verbandsdele-

73) DA Nr. 4 v. 24. 1. 1904.

74) DA Nr. 24 v. 11. 6. 1905.

75) DAP 4 (1908) S. 343.

76) DAP 5 (1909) S. 221.

77) DER DEUTSCHE HOLZARBEITER v. 15. 5. 1908.

78) WAZ Nr. 47 v. 23. 11. 1912.

79) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1911, S. 60.

80) WAZ Nr. 20 v. 17. 5. 1902.

giertentag Pfingsten 1902 in Berlin stand ihre Einführung in den Berliner Verbandsvereinen zur Diskussion. Der Danziger Dekan Franz Scharmer lehnte sie strikt ab und befürwortete die Unterstützung der christlichen Gewerkschaften. Der Allensteiner Delegierte Wladislaus Switalski riet vermittelnd zur versuchsweisen Gründung katholischer Gewerkschaften, deren Lebensfähigkeit abgewartet werden sollte. Eine obligatorische Einführung beruflicher Fachabteilungen in den Arbeitervereinen lehnte auch er ab. Vorsorglich warnte er, daß sich die Fachabteilungen nicht zu Kampforganisationen gegen die christlichen Gewerkschaften auswüchsen⁸¹⁾.

Im Bezirk Ermland wurde die erste katholische Gewerkschaft am 19. April 1904 im Arbeiterverein „St. Nikolaus“ in Elbing als gemischte Berufsgruppe von 15 Arbeitern und Handwerkern errichtet, deren erklärtes Ziel es war, die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse nur auf dem Wege friedlicher Verständigung mit den Arbeitgebern zu suchen⁸²⁾. In der Ablehnung des Streiks unterschieden sich die beruflichen Fachabteilungen nämlich wesentlich von den christlichen Gewerkschaften. Am 10. Oktober 1904 folgte unter fachlicher Anleitung des Berliner Arbeitersekretärs Fleischer die Gründung beruflicher Fachabteilungen beim Arbeiterverein in Königsberg⁸³⁾. Im folgenden Jahr zog der Arbeiterverein Allenstein mit folgenden Berufsgruppen nach: Verkehrs- und gewerblichen Hilfsarbeitern (69 Mitglieder), Holzarbeitern (16 Mitglieder), Bauarbeitern (9 Mitglieder), Erd-, Stein- und Tonarbeitern (4 Mitglieder)⁸⁴⁾. Im Arbeiterverein Elbing wurde am 19. Juli 1905 mit Hilfe Fleischers eine differenziertere Berufsgruppenvertretung aufgebaut⁸⁵⁾. Zum Ende des Jahrzehnts hatten alle größeren Arbeitervereine, insgesamt 28 an der Zahl, berufliche Fachabteilungen, denen in der allmählich auch im Ermland erstarkenden christlichen Gewerkschaftsbewegung ein mächtiger Konkurrent erwuchs.

Der Frauenburger Domherr Anton Matern, Gründer des ersten ermländischen Arbeitervereins, hielt die Spaltung der katholischen Arbeiterschaft in christliche Gewerkschaften und katholische Fachabteilungen für höchst beklagenswert, weil sie zu unliebsamen Reibungen und Kämpfen führte, die Aufwärtsbewegung hinderte oder hemmte und die Widerstandsfähigkeit gegen die sogenannten freien oder sozialdemokratischen Gewerkschaften schwächte⁸⁶⁾. Materns Warnungen waren nicht unbegründet, wie die Entwicklung zeigen sollte.

81) WAZ Nr. 21 v. 24. 5. 1902.

82) KORRESPONDENZBLATT DER BERUFLICHEN FACHABTEILUNGEN Nr. 9 v. 10. 5. 1914.

83) DA Nr. 51 v. 18. 12. 1904.

84) DAP 2 (1906) S. 230 f.

85) WAZ Nr. 31 v. 5. 8. 1905.

86) A. MATERN, Wegweiser durch das Gebiet der christlichen Caritas. Braunsberg 1908, S. 43.

Anfang 1912 erreichte die Berliner Bewegung in der Diözese Ermland ihre größte organisatorische Stärke, als sie über 13 000 Mitglieder in 105 Arbeitervereinen zählte⁸⁷⁾. Diese Aufbauleistung wäre durch eine ehrenamtliche Tätigkeit allein nicht möglich gewesen. Den wesentlichen Teil der Arbeit trugen hauptamtlich besetzte Arbeitersekretariate. Ihre Vorläufer waren Rechtsauskunftsstellen, sogenannte Volksbüros. Das für die Diözese Ermland zuständige Volksbüro in Allenstein leitete ab 1903 der Magistratsassistent Uhlig⁸⁸⁾. Am 24. Mai 1905 beschloß die Bezirkspräsidialkonferenz der ermländischen Arbeitervereine, Arbeitersekretariate in Allenstein und Elbing zu errichten und zwei Arbeitersekretäre anzustellen⁸⁹⁾. Von Januar 1905 bis Mai 1906 wurde das Allensteiner Arbeitersekretariat ehrenamtlich verwaltet. Am 1. Juni 1906 erhielt in Allenstein der Arbeitersekretär Viktor Kuczinski⁹⁰⁾ und in Elbing der Arbeitersekretär Leo Nitsch eine hauptamtliche Anstellung⁹¹⁾. Das Elbinger Sekretariat hielt in den Nebenstellen Braunsberg und Marienburg wöchentliche Sprechstunden ab⁹²⁾. Zu den Aufgaben der ermländischen Arbeitersekretäre gehörten die Gründung neuer Vereine, der Ausbau der beruflichen Fachabteilungen und der Abschluß von Tarifverträgen für deren Mitglieder. Angehörige sämtlicher katholischer Vereine konnten in den Arbeitersekretariaten unentgeltliche Auskunft in allen Fällen der Unfall-, Invaliden- und Krankenversicherung, in Gewerbegerichts-, Steuer-, Militär- und anderen Angelegenheiten einholen⁹³⁾.

Nach dem Tod von Regens Franz Schulz († 1907) wurde der Seeburger Erzpriester Valentin Lehmann (1854-1920) zum Diözesanpräses ernannt⁹⁴⁾. Er stand uneingeschränkt zur Berliner Bewegung, obschon die zu den christlichen Gewerkschaften neigenden Strömungen im Ermland immer stärker wurden. Im Jahr 1910 wurde unter Vernachlässigung der wenigen freien Vereine eine Teilung der ermländischen Arbeitervereine in Bezirksverbände nach Berliner

87) DA Nr. 41 v. 13. 10. 1912.

88) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1904, S. 144.

89) DA Nr. 24 v. 11. 6. 1905 und Nr. 32 v. 6. 8. 1905.

90) Viktor Kuczinski, geb. 18. 10. 1878 in Köslienen, Kr. Allenstein, gest. 28. 3. 1968 in Münster/Westf., war gelernter Maurer, ehe er Arbeitersekretär wurde; etwa 1923 wurde er Beamter bei der Stadtverwaltung Allenstein (Wohnungsamt); Mitglied des Zentrums; 1934 von den Nationalsozialisten aus dem Amt entlassen; 1945 vertrieben; 1946 Celle; 1966 Münster. Vgl. Anhang III, unten S. 60-61.

91) Leo Nitsch betätigte sich auch politisch: Von 1908 bis 1919 war er Stadtverordneter in Elbing. Vgl. Die Verwaltung der Stadt Elbing in der Zeit vom 1. 4. 1913 bis zum 31. 3. 1919. Elbing 1920, S. 15.

92) DAP 2 (1906) S. 230 f., 237 und 4 (1908) S. 343.

93) DAP 4 (1908) S. 343.

94) DA Nr. 16 v. 18. 4. 1909. – Valentin Lehmann, 1854 in Heiligenfelde bei Heilsberg geboren, 1875 Abitur in Röbel, 1880 in Eichstätt zum Priester geweiht, Kaplan in Layb und Elbing, Kuratus und später Pfarrer in Rastenburg, am 11. 8. 1897 Erzpriester in Seeburg, am 4. 7. 1920 in Seeburg gestorben. Vgl. ERMLÄNDISCHES KIRCHENBLATT 7 (1938) Nr. 29, S. 423. – Staatliches Gymnasium Röbel. In: RÖSELER HEIMATBOTE 27 (1980) Nr. 2, S. 143.

System vorgenommen. Den Verbandsbezirk Ermland bildeten fortan die Bezirksverbände Königsberg⁹⁵⁾, Allenstein⁹⁶⁾ und Elbing⁹⁷⁾. Für die Bezirke Allenstein und Königsberg war der Allensteiner Arbeitersekretär Kuczinski zuständig, den Verbandsbezirk Elbing verwaltete Arbeitersekretär Nitsch⁹⁸⁾. 1914 wurde Kuczinski durch den Königsberger Arbeitersekretär Max Kolbe entlastet. Die Einberufung des Allensteiner Sekretärs zum Heeresdienst in den ersten Kriegstagen 1914 zwang zur Schließung des Allensteiner Sekretariats; die anfallenden Arbeiten übernahmen die Sekretariate in Elbing und Königsberg⁹⁹⁾.

Die beruflichen Fachabteilungen der katholischen Arbeitervereine des Bezirks Ermland bewiesen ihre gewerkschaftliche Leistungsfähigkeit trotz all ihrer Abneigung gegen das Mittel des Streiks doch in ansehnlichen Erfolgen. Tarifliche Vereinbarungen und Absprachen zur Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter konnten in folgenden Jahren erzielt werden:

- 1906 für Maurer und Zimmerer in Neuteich-Tiegenhof (Lohnerhöhung), für Brauereiarbeiter in Allenstein (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung, Abschaffung von Sonntagsarbeit und Überstunden), für Schneidemühlenarbeiter in Allenstein (Lohnerhöhung), für Tischler in Allenstein (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung), für Bau- und Schneidemühlenarbeiter in Elbing (Lohnerhöhung);
- 1907 für Bauarbeiter in Elbing (Lohnerhöhung), für Brauereiarbeiter in drei Brauereien Allensteins (Lohnerhöhung), für Tischler in Allenstein (Lohnerhöhung);
- 1908 für Arbeiter der Waldschlößchenbrauerei in Allenstein (Lohnerhöhung), für das Schneide- und Mahlmühlengewerbe in Guttstadt (Lohnerhöhung, Verkürzung der Arbeitszeit um 10 Stunden pro Woche, Beseitigung der Sonntagsarbeit), für das Ziegeleigewerbe in Guttstadt (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung), für das Speichergewerbe in Guttstadt (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung), für das Schneide-, Mahl- und Ziegeleigewerbe in Seeburg (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung), für Bauarbeiter in Bischofstein (Lohnerhöhung, Verkürzung der Arbeitszeit um eine Stunde täglich), für Bauarbeiter in Neuteich-Tiegenhof (Lohnerhöhung), für sechs Heizer und Laternenwärter in Allenstein (Lohnerhöhung);
- 1909 für Maurer und Zimmerer in Elbing (Lohnerhöhung), für Speditionsarbeiter in Allenstein (die Speditionsarbeiter in Allenstein klagten seit langer Zeit über sehr unregelmäßige Arbeitsverhältnisse. Die Arbeitszeit dauerte zuweilen von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr, sogar bis 11 Uhr abends. Die Löhne waren verschieden, 12 bis 17 Mark die Woche. Überstunden wurden nicht bezahlt. An den Sonntagen

95) Bezirkspräses wurde Pfarrer Aloys Schulz, Königsberg-Oberhaberberg.

96) Bezirkspräses wurde Erzpriester Lehmann, Seeburg.

97) Bezirkspräses wurde der Stuhmer Pfarrer Eugen Kanigowski (1864-1927), später Regens des Braunsberger Priesterseminars. Er stammte aus Allenstein und machte 1885 das Abitur in Röbel. Vgl. Staatliches Gymnasium Röbel. In: RÖSELER HEIMATBOTE 27 (1980) Nr. 3, S. 174.

98) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1911, S. 61 f.

99) DA Nr. 13 v. 20. 6. 1915 und Nr. 3 v. 29. 1. 1916.

- dauerte die Arbeitszeit gewöhnlich von 6 Uhr morgens bis 11 oder 12 Uhr mittags. An katholischen Feiertagen wurde den ganzen Tag gearbeitet. Nach dem abgeschlossenen Tarifvertrag dauerte die Arbeitszeit von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Der Lohn betrug in den sieben Sommermonaten für Kutscher 18 Mark und für Arbeiter 17 Mark die Woche. In den fünf Wintermonaten betrug der Arbeitslohn für Kutscher 15,50 Mark und für Arbeiter 14,50 Mark ohne Abzug für Feiertage und die Beiträge zur Kranken- und Invalidenversicherung. Die Überstunden bis 10 Uhr abends wurden mit 30 Pfennig und die Nachtstunden mit 60 Pfennig bezahlt. An Sonn- und katholischen Feiertagen wurde die Arbeit abgeschafft);
- 1910 für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter im Regierungsbezirk Allenstein (Lohnerhöhung),
für Schneidemühlenarbeiter in Ruß (Lohnerhöhung),
für Tischler und Sägewerksarbeiter in Allenstein (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung),
für Sägewerksarbeiter in Wartenburg (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung),
für Maurer, Zimmerer und Bauhilfsarbeiter in Bischofstein (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung);
- 1911 für Tischler in Elbing (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung),
für Schneidemühlenarbeiter in Wartenburg (Lohnerhöhung),
für Maurer, Zimmerer und Bauhilfsarbeiter in Bischofstein (Lohnerhöhung),
für Schneidemühlenarbeiter in Bischofstein (Lohnerhöhung, Arbeitszeitverkürzung),
für Straßenbahnwagenführer in Allenstein (Überstundenbezahlung und Arbeitsbefreiung an jedem 10. Sonntag);
- 1912 für Schneidemühlenarbeiter in Ruß (Lohnerhöhung),
für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter im Regierungsbezirk Allenstein (Lohnerhöhung),
Einstellung der Sonntagsarbeit in einigen Allensteiner Betrieben;
- 1913 für Bauarbeiter in Ruß (Lohnerhöhung),
für Schneidemühlenarbeiter in Allenstein (Lohnerhöhung),
für Chausseewärter im Kreis Röbel (Lohnerhöhung)¹⁰⁰;
- 1914 für Schneidemühlen-, Mahlmühlen- und Ziegeleiarbeiter in Seeburg (Lohnerhöhung),
- 1916 für Schneidemühlenarbeiter in Allenstein (Teuerungszulage),
für gewerbliche Hilfsarbeiter in Seeburg (Teuerungszulage)¹⁰¹.

Die letzten gewerkschaftlichen Erfolge konnte der Berliner Verband Anfang 1919 verbuchen. Am 10. Januar trafen sich in Wormditt Vertreter des Ermländischen Bauernvereins mit einer Verhandlungsdelegation der beruflichen Fachabteilungen unter Führung des Verbandssekretärs Fleischer zur Aushandlung neuer Landarbeiterlöhne. Wegen der eigenartigen Verhältnisse im Ermland konnten sich die Unterhändler auf einen einheitlichen Tarifvertrag nicht einigen, vereinbarten aber Leitsätze für Tarifkommissionen, die in den einzelnen Kirchspielen zur Festsetzung der Landarbeiterlöhne aus Vertretern des Ermländischen Bauernvereins und der örtlichen Arbeitervereine gebildet werden sollten¹⁰². Im Verbandsbezirk Allenstein trat die katholische Gewerkschaft der Landarbeiter, zu der

100) DAP 10 (1914) S. 102-119, 174.

101) DA Nr. 10 v. 7. 5. 1916.

102) DA Nr. 1 v. 5. 1. 1919 und Nr. 2 v. 19. 1. 1919.

161 Mitglieder aus der Stadt und dem Landkreis Allenstein gehörten, noch einmal am 18. April 1919 zur Wahl einer Lohnkommission zur Verhandlung mit dem Landwirtschaftlichen Kreisverein zwecks Festsetzung von Arbeitszeiten und Vorarbeiten zum Abschluß eines Tarifvertrages in Erscheinung¹⁰³). Die Arbeit der katholischen Gewerkschaften wurde nach der Auflösung der beruflichen Fachabteilungen von den Christlichen Gewerkschaften fortgeführt.

Das Elbinger Arbeitersekretariat ist kurz nach dem Krieg eingegangen. Die von Kuczinski in Allenstein und Kolbe in Königsberg geleiteten Arbeitersekretariate des Berliner Verbandes arbeiteten noch bis zur Krise der Arbeitervereinsbewegung in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre¹⁰⁴).

Seit 1905 gründete der Berliner Verband auch Vereine werktätiger Frauen und Mädchen, deren Präses in der Diözese Ermland im Jahr 1908 der Braunsberger Erzpriester Max Reichelt¹⁰⁵) wurde. Die Vereine, in denen hauptsächlich Fabrikarbeiterinnen, Ladnerinnen und Kellnerinnen organisiert waren, unterhielten in Königsberg ein Bezirkssekretariat mit einer Rechtsauskunftsstelle¹⁰⁶). Größere Vereine bestanden in Königsberg, Allenstein, Heilsberg, Elbing und Braunsberg¹⁰⁷). Anders als die katholischen Arbeitervereine scheinen die ermländischen Vereine werktätiger Frauen und Mädchen das Krisenjahr 1923 überstanden zu haben, denn bei einer Bilanz über das katholische Vereinswesen im Jahr 1931 gehörten die katholischen Frauenberufsverbände der Diözese Ermland bis auf wenige Ausnahmen noch dem Berliner Verband an. In Allenstein bestand ein Bezirkssekretariat, das Margarete Basner leitete. Diözesanpräses war der Braunsberger Erzpriester Aloys Schulz¹⁰⁸). Die letzte Bezirkstagung der Gemeinschaft „Schaffende Frauen“, wie sich die katholischen berufstätigen Frauen schließlich nannten, fand am 30. September 1934 in Wormditt statt. Man erhoffte aufgrund des Konkordatsabschlusses erträgliche Arbeitsbedingungen für die Gemeinschaft¹⁰⁹), sah sich in dieser Erwartung aber bald bitter enttäuscht.

Auseinandersetzungen über die Arbeitervereine

Die zügige Entwicklung der Arbeitervereine Berliner Ausrichtung konnte im Ermland nur deshalb so günstig verlaufen, weil Bischof Andreas Thiel den Anschluß neugegründeter oder bestehender Ar-

103) DA Nr. 10 v. 11. 5. 1919.

104) DA Nr. 2 v. 19. 1. 1919 und Nr. 17 v. 21. 8. 1921. – Anschriftenverzeichnis der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Köln 1921, S. 58 f.

105) Max Reichelt (1868–1931) starb als Pfarrer in Arnsdorf.

106) DA Nr. 16 v. 18. 4. 1908.

107) Vgl. G. MATERN, Zehn Jahre Caritasarbeit im Ermland (FLUGSCHRIFTEN DES ERM-LÄNDISCHEN CARITASVERBANDES, Nr. 3), Braunsberg 1910, S. 8.

108) Vgl. Caritas und Vereinswesen in der Diözese Ermland, S. 101–103.

109) Vgl. Schaffende Frauen. In: ERM-LÄNDISCHES KIRCHENBLATT 3 (1934) S. 571 f.

beitervereine an den Berliner Verband stets dringend empfahl¹¹⁰⁾. Anders als Kardinal Georg Kopp in der Diözese Breslau konnte er es sich sogar leisten, auf ein Verbot des Diözesanverbandes zur Stärkung der Berliner Bewegung zu verzichten¹¹¹⁾. Nach seinem Tod 1908 bahnte sich unter seinem Nachfolger Augustinus Bludau¹¹²⁾ eine neue Entwicklung an. Bludau stand im Gewerkschaftsstreit gegen das Pastorale der preußischen Bischöfe aus dem Jahr 1900. Seine Gegnerschaft gegen die im Ermland propagierte Berliner Richtung hatte er als Professor in Münster in Gesprächen mit dem Professor für christliche Gesellschaftslehre Franz Hitze gewonnen, der der Berliner Bewegung von Anfang an entgegengetreten war¹¹³⁾. Bludau tat seinen Standpunkt zwar nicht öffentlich kund, duldete aber das Wachsen der Christlichen Gewerkschaften in der Diözese. Im Herbst 1910 wurde im ermländischen Pastoralblatt die Frage gestellt, welcher Art Arbeiterorganisation der katholische Seelsorger den Vorzug zu geben habe¹¹⁴⁾. Die für eine Fortsetzungsnummer angekündigte Antwort erschien bezeichnenderweise nicht und ließ damit die die Arbeitervereine tragende ermländische Geistlichkeit in beredter Ungewißheit. Unter Bischof Thiel wäre die Antwort eindeutig zugunsten des Berliner Verbandes ausgefallen. In bischöflichen Kreisen munkelte man sogar, Bludau beabsichtige, das Engagement der Berliner Verbandsleitung zu unterbinden und die katholischen Fachabteilungen zu verbieten, was den Breslauer Kardinal Kopp zu der Anfrage an den Heiligen Stuhl veranlaßte, ob ein Bischof für eine solche Entscheidung zuständig sei¹¹⁵⁾. Bludau bemühte sich indes zusammen mit dem Kulmer Bischof Augustinus Rosentreter und anderen gleichgesinnten deutschen Bischöfen um eine Revision des offiziellen kirchlichen Standpunkts in der Gewerkschaftsfrage. Am 2. Juni 1912 schrieb der Paderborner Bischof Karl Josef Schulte an Papst Pius X. und teilte ihm den Wunsch der meisten Bischöfe der Fuldaer Bischofskonferenz mit, der Papst möge im deutschen Gewerkschaftsstreit eine bindende Entscheidung fällen¹¹⁶⁾. Die Antwort in der Enzyklika „Singulari quadam“ vom 4. September 1912 fiel dahin aus, daß der Heilige Stuhl katholische Gewerkschaften bevorzugte, aber interkonfessionelle christliche Gewerkschaften duldete¹¹⁷⁾. Die Zurückhaltung Bischof Bludaus in der Gewerkschaftsfrage wird verständlich, wenn man weiß, daß sein Weihbischof Eduard Herrmann¹¹⁸⁾ zum Schutzvorstand des Berliner Verbandes gehörte¹¹⁹⁾.

110) Vgl. BRACK, S. 80.

111) DA Nr. 13 v. 22. 6. 1924.

112) Vgl. G. LÜHR in: APB I, S. 62 und STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 24-28.

113) Vgl. E. BRACHVOGEL, Bischof Augustinus Bludau. In: ZGAE 24 (1932) S. 42.

114) PDE 42 (1910) S. 132-134.

115) Vgl. BRACK, S. 208, 210.

116) Vgl. ebd., S. 279.

117) Vgl. ebd., S. 296-298.

118) Biographische Nachrichten über Eduard Herrmann (1836-1919) bei H.-J. KARP, Bischof Andreas Thiel (1886-1908) und die Sprachenfrage im südlichen Ermland. In: ZGAE 37 (1974) S. 96-102.

Die ermländische Bastion der Berliner Arbeiterorganisation wurde aber nicht nur durch die Christlichen Gewerkschaften erschüttert, sondern auch durch die Neugründung eines Diözesanverbandes ermländischer Arbeitervereine im Jahr 1912. Auslösendes Moment waren die unter Beteiligung der Christlichen Gewerkschaften fehlgeschlagenen Streiks auf den Schichauwerften 1911 in Danzig und 1912 in Elbing, an denen die Fachabteilungen der Arbeitervereine sich nicht beteiligt hatten¹¹⁹⁾. Der Redakteur der „Ermländischen Zeitung“ Georg Matern¹²¹⁾ unterzog die Haltung der katholischen Gewerkschaften einer scharfen Kritik. Er sprach ihnen die Existenzberechtigung ab und versuchte über den „Arbeiterfreund“, ermländische Arbeitervereine vom Berliner Verband zu trennen. Überdies verfaßte er eine Broschüre gegen den Berliner Zentralverband und konnte zeitweilig sogar das „Allensteiner Volksblatt“ gegen die Berliner Arbeiterorganisation mobilisieren¹²²⁾. In der Tat kam es auf der Präsidiskonferenz am 22. April 1912 in Wormditt hauptsächlich wegen des Rückgangs der Fachabteilungen und finanzieller Schwierigkeiten zum offenen Bruch¹²³⁾. 14 Arbeitervereine traten aus dem Berliner Verband aus, darunter die Vereine von Marienburg, Bischofstein, Kiwitten, Sturmhübel, Pangritz-Kolonie, Ladekopp, Tiegenhof und Wernersdorf¹²⁴⁾.

Damit war der Weg zur Gründung eines „Verbandes der katholischen Arbeitervereine der Diözese Ermland“ geebnet. Zur Gründungsversammlung rief der Heilsberger Erzpriester August Spannenkrebs¹²⁵⁾ die Präsidies der aus dem Berliner Verband ausgetretenen und der freien Vereine zum 20. Mai 1912 nach Heilsberg ein. Die Satzung des neuen Diözesanverbandes ließ den Mitgliedern den Beitritt zu Fachabteilungen oder Christlichen Gewerkschaften frei. Verbandsorgan wurde der „Arbeiterfreund“¹²⁶⁾. Bischof Bludau bestätigte am 28. Juni 1912 die Neugründung und ernannte Spannenkrebs zum Diözesanpräses¹²⁷⁾. Da seit 1910 ein die Berliner Bewegung ablehnender „Verband der katholischen Arbeitervereine Ostdeutschlands“ in Danzig existierte, schloß sich der ermländische Diözesanverband diesem an¹²⁸⁾. Am 1. April 1913 wurde in Braunsberg ein Arbeitersekretariat und Volksbüro für den Geschäftsbezirk der Diözese Ermland eingerichtet, das der Arbeitersekretär Oswald

119) DA Nr. 6 v. 12. 3. 1916.

120) DA Nr. 32 v. 6. 8. 1911; Nr. 34 v. 20. 8. 1911; Nr. 37 v. 10. 9. 1911 – KORRESPONDENZBLATT DER BERUFLICHEN FACHABTEILUNGEN Nr. 6 (1912) – DA Nr. 26 v. 28. 6. 1914.

121) Über Georg Matern (1870-1938) vgl. A. POSCHMANN in: ZGAE 28 (1938) S. 597-618 und APB I, S. 423 f.

122) DA Nr. 24 v. 16. 6. 1912; Nr. 41 v. 13. 10. 1912; Nr. 4 v. 25. 1. 1914.

123) WAZ Nr. 28 v. 13. 7. 1912.

124) WAZ Nr. 22 v. 1. 6. 1912; Nr. 23 v. 8. 6. 1912. – DA Nr. 41 v. 13. 10. 1912.

125) Nachruf auf August Spannenkrebs (1856-1931) in der Heilsberger Tageszeitung WARMIA v. 11. 2. 1931.

126) WAZ Nr. 22 v. 1. 6. 1912 und Nr. 23 v. 8. 6. 1912.

127) WAZ Nr. 28 v. 13. 7. 1912 und Nr. 47 v. 23. 11. 1912.

128) WAZ Nr. 17 v. 24. 4. 1910; Nr. 49 v. 6. 12. 1913; Nr. 28 v. 11. 7. 1914.

Lange leitete¹²⁹⁾. Zu den führenden Köpfen des ermländischen Diözesanverbandes gehörten außer Erzpriester Spannenkrebs der Bischofsteyner Propst Anton Tietz¹³⁰⁾ und der Redakteur der „Ermländischen Zeitung“ Georg Matern, der auf der Verbandspräsidiskonferenz am 17. November 1913 in den Vorstand gewählt wurde¹³¹⁾.

Zu diesem Zeitpunkt zählte der neue ermländische Diözesanverband etwa 3000 Mitglieder in 28 Vereinen. Darunter befanden sich auch die alten Mitgliederstämme der Arbeitervereine von Braunsberg, Mehlsack und Wormditt, die sich wegen ihrer Sterbekasse nicht dem Berliner Verband angeschlossen hatten, außerdem der Arbeiterverein „St. Josef“ in Allenstein mit 100 Mitgliedern¹³²⁾. Im Februar 1914 wechselten die Arbeitervereine Plausen und Tiedmannsdorf vom Berliner zum Diözesanverband über, der damit den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hatte¹³³⁾. Der Arbeiterverein Kunzendorf-Gnojau schwankte 1912 kurz zwischen den Verbänden hin und her: Den Einflüsterungen des „Arbeiterfreunds“ erlegen, trat er aus dem Berliner Verband aus und schloß sich dem ermländischen und ostdeutschen Verband an; am 27. Dezember 1912 beschloß aber die Generalversammlung aus finanziellen Gründen, zum Berliner Verband zurückzukehren¹³⁴⁾. Auch der Arbeiterverein Tolkemit hatte sich 1916 vorübergehend dem ostdeutschen Verband zugewandt¹³⁵⁾.

Die Repräsentanten des Berliner Verbandes sahen der Entwicklung im Ermland nicht untätig zu. Gegen den von Georg Matern herausgegebenen „Arbeiterfreund“ gründete und redigierte der ermländische Diözesan- und Bezirkspräses Valentin Lehmann mit der Probenummer vom 20. Dezember 1912 das Wochenblatt „Ermländischer Volksfreund“, das in einer Auflage von 9000 Exemplaren in der Druckerei der „Warmia“ in Heilsberg gedruckt wurde¹³⁶⁾. Mit den genannten Organen war die Publikationstätigkeit ermländischer Arbeitervereine noch nicht erschöpft: „St. Jakobus“ in Allenstein, der stärkste Arbeiterverein des Ermlands, gab als eigenes Mitteilungsblatt das „Jakobi-Glöckchen“ heraus.

Während des Krieges trat stillschweigend ein Burgfrieden zwischen den Parteien ein, weil alle Kräfte dem Interesse der Wehrkraft des Vaterlandes dienen sollten. Es kam sogar zu gemeinsamen Aktionen und Veranstaltungen der beiden ermländischen Verbandsrichtungen¹³⁷⁾. Beispielsweise löste im Winter 1916/17 der „Wrukenbrief“ des Königsberger Bezirkspräses Aloys Schulz mit der Bitte

129) DA Nr. 18 v. 4. 5. 1913. – WAZ Nr. 49 v. 6. 12. 1913.

130) Vgl. E. BRACHVOGEL, Geschichte des Kirchspiels Bischofsteyn. In: ZGAE 35 (1971) S. 95.

131) WAZ Nr. 49 v. 6. 12. 1913.

132) WAZ Nr. 22 v. 1. 6. 1912 und Nr. 23 v. 8. 6. 1912.

133) WAZ Nr. 10 v. 7. 3. 1914.

134) DA Nr. 3 v. 19. 1. 1913.

135) DA Nr. 25 v. 16. 12. 1917.

136) DA Nr. 52 v. 29. 12. 1912.

137) DA Nr. 12 v. 4. 6. 1916.

um Lebensmittellieferungen an die Großstadtbevölkerung bei den ländlichen Arbeitervereinen im Ermland ungeteilte Hilfsbereitschaft aus¹³⁸⁾.

Das abzusehende Kriegsende forderte eine Überprüfung der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiter. Da die Zeit erwiesen hatte, daß die Christlichen Gewerkschaften die größere Lebensfähigkeit besaßen, zögerte der zum ostpreußischen Zentrumsabgeordneten der Nationalversammlung gewählte Berliner Verbandssekretär Paul Fleischer nicht, im Jahr 1919 den fruchtlosen Gewerkschaftsstreit der deutschen Katholiken zu beenden¹³⁹⁾. Er wurde dabei von der Fuldaer Bischofskonferenz unterstützt, die im August 1919 eine Einigung unter den Arbeitervereinen des Sitzes Berlin und den Christlichen Gewerkschaften dringend wünschte¹⁴⁰⁾.

Die vorbereitenden Gespräche zur Auflösung der katholischen Fachabteilungen der Arbeitervereine wurden bereits im letzten Kriegsjahr mit dem Beauftragten des Kartellverbandes der katholischen Arbeitervereine West-, Süd- und Ostdeutschlands, Msgr. Walterbach, in Berlin aufgenommen¹⁴¹⁾. Unter Vermittlung des Prälaten Ludwig Kaas wurden sie am Rande der Weimarer Nationalversammlung im Februar/März 1919 fortgeführt¹⁴²⁾. Am 29. März 1919 vereinbarten Paul Fleischer und Bartholomäus Koßmann¹⁴³⁾ vom Berliner Verband mit dem Generalsekretär der Christlichen Gewerkschaften, Adam Stegerwald, und dem Führer der westdeutschen Arbeitervereine, Joseph Joos, in Weimar die Regularien zur Übernahme der Fachabteilungsmitglieder in die Christlichen Gewerkschaften¹⁴⁴⁾. Die Vereinbarungen konnten in den Entscheidungsgremien des Berliner Verbandes nur gegen den erbitterten Widerstand Heinrich Fournelles durchgesetzt werden¹⁴⁵⁾. Im Oktober 1919 wurden die Fachabteilungsmitglieder den Christlichen Gewerkschaften eingegliedert¹⁴⁶⁾. Das von Fleischer redigierte Organ „Der Arbeiterpräses“ vermerkte in der letzten Jahresausgabe 1919 lapidar: „Der Verband der katholischen Arbeitervereine stellt seine gewerkschaftliche Arbeit wenigstens nach der praktischen Seite, insoweit sie sich auf die Regelung der Arbeitsverhältnisse bezieht,

138) DA Nr. 6 v. 25. 3. 1917.

139) Vgl. Lebenslauf von Dr. Paul Fleischer, geschrieben am 1. 2. 1947 in Wechselburg/Sachsen, im Besitz des Historischen Vereins für Ermland.

140) Vgl. O. WACHTLING, Die Position von Joseph Joos in der christlich-sozialen Bewegung und in der Zentrumsparlei bis zum Jahr 1932. Phil. Diss. Marburg 1970, S. 222.

141) L. KUDERA, Der Gewerkschaftsstreit der deutschen Katholiken in der Publizistik (1900-1914). Phil. Diss. Münster 1957, S. 88.

142) Vgl. WACHTLING, S. 223.

143) Bartholomäus Koßmann (1883-1952) leitete 1919 die Fachabteilung des Berliner Verbandes für Bergarbeiter; 1912-1918 Mitglied des Reichstags; 1919-1920 Mitglied der Nationalversammlung; 1920-1935 Vertreter des Saarlandes im Völkerbund in Genf. Vgl. M. SCHWARZ, Biographisches Handbuch der Reichstage, Hannover 1965, S. 695.

144) DA Nr. 12 v. 27. 6. 1920.

145) WAZ Nr. 22 v. 31. 5. 1919.

146) Vgl. KUDERA, S. 88.

ein.¹⁴⁷⁾ Am 23. November 1920 billigte der 10. Kongreß der Christlichen Gewerkschaften in Essen die Vereinbarungen einstimmig¹⁴⁸⁾. Paul Fleischer verließ das Führungsgremium des Berliner Verbandes, organisierte 1919/20 den Abstimmungskampf in Ost- und Westpreußen und vertrat in der ersten Wahlperiode 1920–1924 die Ostpreußische Zentrumsparlei im Reichstag.

Das Engagement des Klerus

Die katholische Arbeiterbewegung im Ermland stand und fiel mit dem Engagement des Klerus. Aber so beträchtlich sein Anteil an der Arbeit auch war, er hat durchaus nicht in seiner Gesamtheit die katholische Arbeiterbewegung gefördert. Eine erhebliche Zahl katholischer Geistlicher hielt katholische Arbeiterorganisationen insbesondere auf dem Land für etwas Überflüssiges, für eine unnütze Überbürdung des Seelsorgeklerus, oder sah gar etwas Gefährliches in der Weckung des Standesbewußtseins der Arbeiterschaft¹⁴⁹⁾. Dieser Haltung arbeiteten aber die Leitungsgremien der Diözese immer nachdrücklich entgegen. Sie hielten es für unerläßlich, daß sich die Geistlichkeit zur Hebung des Arbeiterstandes in den Arbeitervereinen engagierte.

Einige sozial aufgeschlossene jüngere Geistliche gaben der katholischen Arbeiterbewegung der Diözese kräftige Impulse. Allen voran der Pettelkauer Kurat Theodor Busau, dessen Einsatz schon gewürdigt wurde. Beispielhaft seien noch Arthur Kather und Paul Mateblowski erwähnt.

Arthur Kather, der vor dem Ersten Weltkrieg die Arbeiterprobleme in Neuteich kennengelernt hatte, erwarb sich Mitte der 20er Jahre besondere Verdienste bei der Aktivierung der katholischen Industriearbeiterschaft Elbings. Den Arbeitern der Maschinenfabrik Komnick und der Schichauwerft gab er im wiedergegründeten Katholischen Arbeiterverein an St. Nikolai ein Forum, das ihnen das geistige Rüstzeug für die stärker werdenden Auseinandersetzungen mit links- und rechtsradikalen Kräften vermittelte. Die arbeitslose männliche Jugend ließ er in Fortbildungskursen in einem eigens für sie errichteten Heim schulen¹⁵⁰⁾. Mateblowski griff

147) DAP 16 (191 9) S. 112.

148) Vgl. Niederschrift der Verhandlungen des 10. Kongresses der christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Köln 1920, S. 21.

149) Der katholische Seelsorger gegenüber der Arbeiterfrage. In: PDE 42 (1910) S. 132. – Selbst der sozialengagierte Schalmeyer Pfarrer Georg Matern hatte im Jahr 1900 eine eher zurückhaltende Einstellung zur Arbeiterfrage im Ermland, wenn er schreibt: „Noch ist der Ackerbau bei uns diejenige wirtschaftliche Form, welche das Leben beherrscht: Bauerndörfer und Güter auf dem Lande, Ackerbürger und Handwerker in den kleinen Städten, das ist die Signatur des Landes! Fabriken finden sich fast nur in den wenigen größeren Städten. Damit fällt aber auch bei uns das Bedürfnis nach einer spezialisierten Wohlfahrts-pflege für die Arbeiter und deren Angehörige, wie sie der industriell so hoch entwickelte Westen in zahlreichen Anstalten und Vereinen geschaffen hat, zum großen Teil fort.“ MATERN, Wohltätigkeitsanstalten, S. 1.

150) Vgl. E. M. WERMTER in: APB III, S. 973. – P. HOPPE, Der Propst der Arbeiter und Armen. In: ERLÄNDISCHER HAUSKALENDER 1958, S. 26 f.

häufig zur Feder, um die soziale Problematik und ihre Lösungsmöglichkeiten in der lokalen Presse publik zu machen. Ebenso fleißig breitete er diese Thematik in den Verbandsorganen und auf Bildungsveranstaltungen aus¹⁵¹⁾. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er dabei der Landarbeiterschaft, deren miserable wirtschaftliche Situation das Phänomen der Landflucht bewirkte. Als ihre Ursachen erkannte er die Arbeitslosigkeit der Landarbeiter im Winter, welche gerade den Zug aus Ost- und Westpreußen nach dem Westen so stark machte, weiterhin unzureichende und unhygienische Wohnverhältnisse, die jährlich wechselnde Qualität des Naturallohns, die geringe Aussicht auf Erringung einer höheren sozialen Stufe, das Fehlen einer gesetzlichen Krankenversicherung und den Mangel einer wirksamen Interessenvertretung der Landarbeiter. Der in Kreisen der ermländischen Bürger und Bauern verbreiteten oberflächlichen Ansicht, nur Genußsucht und die Aussicht auf bequemeres Leben trieben die Leute vom Land in die Stadt, trat er durch schonungslose Schilderung der Lage des Landarbeiterstandes entgegen. Auch die Auffassung mancher Kleriker, die Landarbeiterfrage sei mit der Zuführung genügend billiger Arbeitskräfte für die ländlichen Arbeitgeber zu lösen, was genau dem Standpunkt der Landwirte entsprach, kritisierte er nachdrücklich als irrig. Das Ziel der Arbeit ländlicher Arbeitervereine sah er in der Schaffung eines „zufriedenen, heimatfesten, königs- und kirchlichtreuen Landarbeiterstandes, der neben dem Bauernstand Jungbrunnen des Volkes“ werden müßte. Da die Löhnung im Ermland zum großen Teil in Naturalien bestand, forderte er Aufklärung über Mittel und Wege ihrer Nutzung und produktiven Verwertung besonders durch Propagierung der Kleintierzucht. Als weitere Möglichkeiten zur Mehrung des

151) Paul Mateblowski (1881-1952) stammte aus dem Kirchspiel Groß Purden, Kr. Allenstein. 1906 wurde er in Frauenburg zum Priester geweiht; 1906-1917 hatte er Kaplanstellen in Kalwe, Marienwerder und Bischofsburg; 1917 wurde er Pfarrer in Pestlin, wo er 1952 starb. Vgl. PLOETZ, Fato profugi S. 45 und ELENCHUS UNIVERSI CLERI DIOECESIS WARMIENSIS 1907-1944. Von P. MATEBLOWSKI konnten folgende Aufsätze ausfindig gemacht werden: 1. Ein Arbeitsplan der katholischen Arbeitervereine auf dem Lande. Vortrag. In: DAP 3 (1907) S. 379-382. 2. Der Schlüssel zum Wohlstande und Glück auf dem Lande. Vortrag für ländliche Arbeitervereine. In: DAP 4 (1908) S. 60-63. 3. Bedeutung der „neuzeitlichen Almende“ für die erfolgreiche Lösung der ländlichen Arbeiterfrage. In: DAP 4 (1908) S. 91-94. 4. Die „Kuh des kleinen Mannes“. Vortrag für ländliche Arbeitervereine. In: DAP 4 (1908) S. 188-191. 5. Der Obstbau, seine Geschichte und Bedeutung. Vortrag für ländliche Arbeitervereine. In: DAP 4 (1908) S. 243-248. 6. Ländliche Geselligkeit. Programm für ein ländliches Weihnachtsfest. In: DAP 4 (1908) S. 339-342. 7. Ursachen der Landflucht. Vortrag für ländliche Arbeitervereine. In: DAP 5 (1909) S. 15-20. 8. Gedanken und Vorschläge zur praktischen Erziehung der schulentlassenen weiblichen Jugend. Vortrag. In: DAP 6 (1910) S. 186-192. 9. Religiös-sittliche und hauswirtschaftliche Unterweisung unserer Landmädchen. In: ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER 1911, S. 64-69. 10. Bekämpfung der Landflucht durch Landarbeitervereine. In: DAP 9 (1913) S. 148-156. 11. Bedeutung des Flachsbaus und der Handweberei für das Ermland. In: ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER 1914, S. 100-104.

Arbeiterwohlstands propagierte er den Obstanbau, ein einheitlich organisiertes Sparsystem und die dauernde Ansiedlung von Landarbeitern in Eigenheimen. Zur wirksamen Ergänzung der an der männlichen Bevölkerung in den katholischen Arbeitervereinen geleisteten Schulung sollten in allen größeren Kirchdörfern katholische Vereine für die weibliche Jugend gegründet werden.

Der publizistisch einflußreiche Schalmeyer Pfarrer Georg Matern nahm in der Einschätzung der Problematik der Abwanderung in vielen Punkten eine nahezu entgegengesetzte Position ein. Er meinte, daß auf den ostpreußischen Landarbeiter das Eigenheim keine Anziehung ausübe, weil die verheirateten Arbeiter beim Arbeitsvertrag gewöhnlich Haus und Stall, Garten und 4 bis 8 Morgen Land erhielten; das Deputatland wiesen die Instleute wegen der unsicheren und schwankenden Ernten in der Regel zurück und verlangten statt dessen ein fixes Einkommen. Das von den Vertretern des Eigenheimgedankens an diesen Arbeitsverträgen bemängelte fehlende Moment der Freiheit und Selbständigkeit widerlegte Matern durch den Hinweis auf die in den ermländischen Dörfern sehr stark ansässige Bevölkerungsgruppe der Eigenkätner, deren Söhne in Scharen in den Westen abwanderten. Die Lohnverhältnisse als Grund der Abwanderung wollte Matern ebenfalls nicht gelten lassen. Am Beispiel des Kontrakts eines Instmannes von einem großen kölmischen Bauernhof in Schalmey errechnete er einen Jahreslohn von 1000 bis 1200 Mark, was dem Verdienst eines ungelernten Industriearbeiters im Westen gleichkam; aber die Konstanz des Lohnes in der Landwirtschaft falle gegenüber den durch Arbeitslosigkeit, Streik, Aussperrung und Betriebsstockungen bedingten Unsicherheiten der Industrielöhne zugunsten der Landarbeiter ins Gewicht, und die Löhnung in Naturalien mache die Landarbeiter überdies unabhängig von den Schwankungen des Marktpreises. Auch die teilweise unerfreulichen Wohnverhältnisse für Knechte, Mägde und Instleute hielt Matern nicht für entscheidend für die Abwanderung, vielmehr betrachtete er als ihre wesentlichen Ursachen die Barlöhnung in der Industrie, die größere Freiheit und Ungebundenheit der Industriearbeiter und die allgemeine Landflucht, die nicht nur die Arbeiter erfaßt habe, sondern auch bei Geistlichen, Lehrern, Bauern und anderen Berufsklassen wahrzunehmen sei¹⁵²⁾.

Niedergang, Neuaufbau und Zerschlagung der ermländischen Arbeitervereine

Die Entwicklung der ermländischen Arbeitervereine wurde durch die Not der Kriegsjahre stark beeinträchtigt. Entscheidend für ihren Niedergang in der Nachkriegszeit war aber der Einfluß der Christlichen Gewerkschaften, die in Konkurrenz zu den beruflichen Fachabteilungen mehr und mehr Mitglieder abwarben und schließlich 1919 bei Beendigung des Gewerkschaftsstreits der deutschen Katholiken die Oberhand behielten. Mit dem Verlust ihrer gewerkschaftli-

152) MATERN, Abwanderung von Osten, S. 3-10.

chen Aufgaben gerieten die ermländischen Arbeitervereine in eine tödliche Krise, die durch die allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse, insbesondere die Wirkung der Inflationsperiode, beschleunigt wurde. Eine beträchtliche Anzahl von Arbeitervereinen hat diese Krisenjahre nicht überstanden, andere siechten dahin, bis im Oktober 1925 eine Versammlung von Arbeitervereinen die Grundlage für einen neuen Diözesanverband schuf, der am 10. Januar 1926 von einer Delegiertenversammlung gegründet wurde¹⁵³). Die Neugründung fand allerdings nicht den erwarteten Widerhall, weshalb der Elbinger Propst Arthur Kather Anfang Januar 1927 im Pastoralblatt zur Mithilfe aufrief: „Confratres im Ermland! Wer die Augen offen hat, der sieht, was heute los ist. Die wirtschaftlichen Nöte lasten besonders schwer auf der Arbeiterschaft. Ganz sicher in den Großstädten, wahrscheinlich auch in den Kleinstädten des Ermlands. Die Lohnverhältnisse auf dem Lande kenne ich nicht. Wohl aber ist mir bekannt, daß die Landwirtschaft stöhnt unter dem Druck der sozialen Lasten. Es kann sein, daß auch da die wirtschaftlichen Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wieder scharf in den Vordergrund treten. Wo die wirtschaftliche Not zum ständigen Lebensbegleiter wird, da findet der Hetzer bald aufmerksame Zuhörer. Die Tradition ist heute kein Schutz mehr. Die wird leicht an die Seite geschoben, wenn der Egoismus und das ‚Standesinteresse‘ geweckt werden. Das Ermland ist kein unerstürmbares Bollwerk mehr, nicht für die eine, und nicht für die andere Seite. Wir müssen dem Arbeiterstand die Hand reichen. Es bestehen fast überall Arbeitervereine, die lebendig werden müssen!“¹⁵⁴)

Danach kam tatsächlich neues Leben in die katholischen Arbeitervereine, wirksam unterstützt durch die vom Diözesanverband publizierte „Katholische Arbeiterzeitung für die Diözese Ermland“ mit der Sonderausgabe „Arbeiterfreund“ für Braunsberg¹⁵⁵). Im Jahre 1928 zählte der Verband 34 angeschlossene Vereine, 1929 46, 1930 55 und 1931 64 Vereine mit 8129 Mitgliedern. Dazu kamen 15 Werkjugendgruppen mit 320 Mitgliedern. Den neuen Diözesanverband leitete der Braunsberger Erzpriester Aloys Schulz¹⁵⁶) bis zur Auflösung der Arbeitervereine unter der nationalsozialistischen Herrschaft. Aloys Schulz hatte schon in der Vorkriegszeit als Pfarrer von Königsberg-Oberhaberberg an maßgeblicher Stelle die Arbeit der katholischen Arbeitervereine des Bistums Ermland gesteuert. Im Jahre 1928 wurde in Heilsberg ein Arbeitersekretariat geschaffen und mit dem Sekretär Otto Link besetzt¹⁵⁷). Link kandidierte 1932/33 auf nicht ganz aussichtslosen Plätzen der Ostpreußischen Zentrumspartei für den Reichstag und den Preußischen Landtag¹⁵⁸).

153) Vgl. Caritas und Vereinswesen in der Diözese Ermland, S. 100.

154) A. KATHER, Zur Arbeiterbewegung im Ermland. In: PDE 59 (1927) S. 16-18.

155) MATULL, Ostdeutschlands Arbeiterbewegung, S. 353 f.

156) Vgl. PLOETZ, Fato profugi, S. 62.

157) Vgl. Caritas und Vereinswesen in der Diözese Ermland, S. 100.

158) ALLENSTEINER VOLKSBLATT v. 30. 3. 1932 und 10. 2. 1933.

Nach der Machtergreifung Hitlers mußten die katholischen Arbeitervereine ihre Arbeit nach und nach einstellen. Den Kampf zur Zerschlagung der Vereine begannen die Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 im Dekanat Marienwerder¹⁵⁹). Als Robert Ley, der Führer der „Deutschen Arbeitsfront“, die katholischen Arbeitervereine in einem Erlaß vom 22. Juni 1933 als Staatsfeinde eingestuft hatte, schien das Ende für die Vereine gekommen zu sein. Jedoch konnten unmittelbare Auswirkungen dieses Erlasses zunächst von dem Breslauer Kardinal Adolf Bertram durch ein persönliches Schreiben an Hitler abgewehrt werden¹⁶⁰). Demonstrativ erklärte der Kardinal gleichzeitig gegenüber dem Diözesanpräses der katholischen Arbeitervereine der Erzdiözese Breslau, daß die Arbeitervereine als kirchliche Einrichtungen unter dem Schutz der Kirche stünden¹⁶¹), womit er deutlich machte, daß ein Verbot der katholischen Arbeitervereine zu einem schweren Konflikt mit der Kirche führen würde. Indes fanden am 28. Juni 1933 im Preußischen Staatsrat unter Leys Vorsitz Verhandlungen mit Vertretern der konfessionellen Arbeiter-, Arbeiterinnen- und Gesellenvereine statt, die nach Mitteilung des halbamtlichen Conti-Dienstes mit der Eingliederung dieser Verbände in die Deutsche Arbeitsfront endeten; zwei Kommissionen seien gebildet worden, die die Vereine in die Deutsche Arbeitsfront überführen würden¹⁶²). Die Reichsleitung der Verbände der katholischen Arbeitervereine Deutschlands erklärte jedoch kurz darauf nachdrücklich, daß eine korporative Eingliederung der katholischen Arbeitervereine in die Deutsche Arbeitsfront nicht stattfindet¹⁶³).

Neue Hoffnungen setzten die katholischen Arbeitervereine auf das am 20. Juli 1933 abgeschlossene Reichskonkordat, das Vereine mit ausschließlich religiös-kulturellem Betätigungsfeld zuließ. Die Verbände änderten dementsprechend ihre Satzungen, so daß politische Zielsetzungen ausgeschaltet wurden. Der Diözesanverband der katholischen Arbeitervereine Ermlands gliederte sich in kleine Arbeitsbezirke, um die Effizienz seiner Arbeit zu erhöhen¹⁶⁴). Aber schon im November desselben Jahres verfügten staatliche Organe spezifizierte Betätigungsbeschränkungen für die Arbeitervereine¹⁶⁵). In den Jahren 1934 und 1935 suchte der ostpreußische Gauleiter Erich Koch weiterhin, die katholischen Arbeitervereine zugunsten der nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront zu beseitigen¹⁶⁶). Die letzten öffentlich angekündigten Veranstaltungen waren Ende Mai/Anfang Juni 1935 für Allenstein, Mehlsack und

159) Vgl. G. REIFFERSCHIED, Das Bistum Ermland und das Dritte Reich (ZGAE, Beiheft 1). Köln/Wien, S. 30.

160) DLZ v. 23. 6. 1933. – Vgl. H. MÜLLER, Katholische Kirche und Nationalsozialismus. München 1965, S. 174 f.

161) DLZ v. 28. 6. 1933.

162) DLZ v. 30. 6. 1933.

163) DLZ v. 23. 11. 1933.

164) DLZ v. 26. 10. 1933.

165) Vgl. MÜLLER, Katholische Kirche, S. 232 f.

166) Vgl. A. BUCHHOLZ, Die Fronleichnamsprozession in Heilsberg und ihre Vorgeschichte. In: ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER 1952, S. 127.

Marienburg im Ermländischen Kirchenblatt angezeigt. Verbandssekretär Link hatte dazu eingeladen. Kurze Zeit später wurde er sowie Diözesanpräses Schulz, Bezirkspräses Siegfried Hoppe¹⁶⁷⁾ aus Mehlsack und Ortspräses Joseph Saueremann¹⁶⁸⁾ aus Braunsberg verhaftet und ein Betätigungsverbot für die Arbeitervereine in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg erlassen¹⁶⁹⁾. Bischof Maximilian Kaller wandte sich bedrückt an die Öffentlichkeit und forderte in einem Hirtenschreiben vom 14. Juli 1935 die Mitglieder auf, den Arbeitervereinen die Treue zu halten¹⁷⁰⁾. Beim Betätigungsverbot sämtlicher katholischer Vereine in der Diözese Ermland im Jahre 1937 wurde die politische Unterdrückung perfekt¹⁷¹⁾. Die verborgenen Aktivitäten der katholischen Arbeitervereine lebten indes in der Arbeit der Katholischen Aktion weiter.

Die Arbeitervereine in den Diözesen Kulm und Danzig

In der Diözese Kulm war der Danziger Pfarrer Franz Scharmer (1849–1917) Motor und Mittelpunkt der katholischen Arbeitervereinsbewegung. Seit seiner Studienzeit in Münster und Würzburg stand er mit den führenden sozialtätigen Katholiken Westdeutschlands in Verbindung. 1897 gründete er an St. Nikolai in Danzig den ersten katholischen Arbeiterverein der Diözese; im selben Jahr entstand auch in Altschottland, wo er bis 1891 Pfarrer gewesen war, ein Arbeiterverein. Weitere Vereinsgründungen folgten im Jahre 1898 in Praust, 1900 in Danzig-Langfuhr, Neufahrwasser, Oliva, Langenau und 1901 in Danzig-Schidlitz. Die Vereine schlossen sich dem Verband der katholischen Arbeitervereine Nord- und Ostdeutschlands in Berlin an. An eigenen Hilfskassen unterhielten die Danziger Arbeitervereine eine Krankengeldzuschußkasse, eine Sterbekasse, eine Unterstützungskasse, eine Sparkasse und eine Lebensversicherung; der Arbeiterverein in Praust hatte eine Sparkasse und eine Kohlenkasse¹⁷²⁾.

Aufgrund seines Einflusses als Vorstandsmitglied des Volksvereins für das katholische Deutschland gelang Scharmer in Danzig die Einrichtung einer Sozialen Auskunftsstelle für die Diözese Kulm, die bis 1911 von dem Bürgermeister a. D. Waldhardt geleitet wurde¹⁷³⁾. Der Kulmer Bischof Augustinus Rosentreter, der selbst als Pelpliner Professor im Jahre 1892 am ersten Praktisch-Sozialen Kurs des Volksvereins in Mönchengladbach teilgenommen hatte¹⁷⁴⁾, unterstützte Scharmer wirksam. 1903 ernannte er ihn zum ersten Diözesanpräses der katholischen Arbeitervereine, beförderte ihn 1904 zum Domherrn und 1909 zum Generalvikar der Diözese Kulm. Die neuen

167) Vgl. PLOETZ, *Fato profugi*, S. 33.

168) Vgl. ebd. S. 57.

169) Vgl. REIFFERSCHIED, S. 151.

170) Vgl. MÜLLER, S. 330–336.

171) Vgl. REIFFERSCHIED, S. 171.

172) ARBEITER-ALMANACH FÜR 1904. S. 93, 98.

173) WAZ Nr. 27 v. 8. 7. 1917. – ARBEITER-ALMANACH FÜR 1904, S. 104.

174) WAZ Nr. 27 v. 8. 7. 1917.

Aufgaben minderten Scharmers soziales Engagement in den Arbeitervereinen nicht im Geringsten. 1905 wurde unter seiner Leitung in Danzig ein Arbeitersekretariat geschaffen und der Tischler Felix Klawitter zum Arbeitersekretär gewählt¹⁷⁵). Klawitter leitete das Danziger Sekretariat bis 1911 und wurde dann durch den Arbeitersekretär Wilhelm Schümmer abgelöst, der nach dem Ersten Weltkrieg zum Mitglied der Nationalversammlung in Weimar gewählt wurde¹⁷⁶).

Der Aufbau der Danziger Arbeitervereine wirkte in der ganzen Diözese beispielgebend. Allerdings fanden die Vereinsgründungen bei dem im Volkstumskampf stehenden polnischen Klerus keinen Anklang. Die weiteren Vereinsgründungen erfolgten in den überwiegend deutschen Gegenden der Diözese, und zwar 1902 in Osterwiek, 1903 in Prangenaus, 1904 in Zoppot und Meisterwalde, 1905 in Preußisch Stargard, Gemlitz und Mausdorf, 1906 in Putzig und Dirschau, 1907 in Konitz, Schlochau, Neustadt, Groß Trampken, Flötenstein, Prechlau, Rheda, Matern und Pollwitz.

Im Berliner Verband bildeten die Arbeitervereine der Diözese Kulm den Bezirk Danzig, dessen Bezirkspräses Scharmer war. Im Gewerkschaftsstreit machte er aus seiner Zuneigung zu den interkonfessionellen christlichen Gewerkschaften keinen Hehl und ventilierte schon auf dem Delegiertentag des Verbandes 1904 in Berlin, als die integralistischen Kräfte nicht mehr zu bremsen waren, den Austritt aus dem Berliner Verband¹⁷⁷). Anfang 1906 wurde er vollzogen. Einige schlesische Arbeitervereine aus der Neisser Gegend, die sich 1905 vom Berliner Verband gelöst und einen Zusammenschluß mit den Danziger Arbeitervereinen zu einem „Ostdeutschen Verband katholischer Arbeitervereine“ geplant hatten, mußten die Verwirklichung dieses Planes bis Anfang 1910 verschieben, denn die Arbeitervereine der Diözese Kulm schlossen sich dem Westdeutschen Verband an¹⁷⁸).

In der Zwischenzeit entwickelten sich die Danziger Arbeitervereine weiter günstig. Die jährlichen Delegiertentage, die Scharmer auch noch als Generalvikar leitete, konnten mit guten Erfolgen aufwarten. Anfang 1909 wurden die westpreußischen Arbeitervereine umorganisiert: vom Bezirk Danzig wurde ein Bezirk Konitz abgezweigt. Die Führung des Danziger Bezirks übernahm Pfarrer Anton Sawacki¹⁷⁹). Die Mitglieder bezogen die örtliche „Ostdeutsche Arbeiterzeitung“ und das Verbandsorgan „Westdeutsche Arbeiter-Zeitung“¹⁸⁰).

175) DA Nr. 49 v. 3. 12. 1905.

176) Wilhelm Schümmer (1882-1930) stammte aus Würselen und war gelernter Eisendreher; im Januar 1919 wurde er im Wahlkreis Westpreußen für die Zentrumspartei in die Nationalversammlung gewählt; in der Freien Stadt Danzig war er Mitglied des Senats; er starb 1930 in Köln-Porz. Vgl. SCHWARZ, S. 754.

177) WAZ Nr. 23 v. 4. 6. 1904.

178) WAZ Nr. 45 v. 11. 11. 1905 und Nr. 3 v. 20. 1. 1906. – DA Nr. 13 v. 22. 6. 1924.

179) Vgl. STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 156-163, 184.

180) WAZ Nr. 23 v. 6. 6. 1909. – DER DEUTSCHE METALLARBEITER Nr. 49 v. 3. 12. 1910.

1910 trennten sich die Arbeitervereine der Diözese Kulm vom westdeutschen Verband und gründeten mit den Neisser Arbeitervereinen den „Verband der katholischen Arbeitervereine Ostdeutschlands“ unter dem Vorsitz des Pelpliner Generalvikars Scharmer als Konkurrenzverband zum Berliner Verband. Der Kulmer Diözesanverband hatte in diesem Jahr im Danziger Bezirk 6500 Mitglieder in 23 Vereinen organisiert, der Konitzer Bezirk zählte 2400 Mitglieder in 10 Vereinen¹⁸¹). Bis 1913 war der Danziger Bezirksverband auf 6781 Mitglieder und 29 Vereine angewachsen. Auf seinem Delegiertentag am 6. Juli 1913 faßte er eine Resolution gegen die gelben Werkvereine Hirsch-Dunckerscher Ausrichtung und setzte sich für die Mitgliedschaft seiner Mitglieder in den Christlichen Gewerkschaften ein¹⁸²). Scharmer vertrat die ostdeutschen Arbeitervereine bei der Gründung eines Kartellverbandes der West-, Süd- und Ostdeutschen Arbeitervereine am 7. August 1911 am Grab Bischof Kettlers in Mainz¹⁸³). Er leitete den ostdeutschen Verband, der nach dem Anschluß des ermländischen Diözesanverbandes 19 000 Mitglieder zählte¹⁸⁴), bis in die Kriegszeit. Der Erste Weltkrieg brachte beträchtliche Einbußen im Mitgliederbestand. Die Zahlen fielen im Bezirk Danzig von 7000 auf 6000, im Bezirk Konitz von 1900 auf 1700 und im Bezirk Ermland von 4000 auf 1800¹⁸⁵). Die Herausgabe des Verbandsorgans „Ostdeutsche Arbeiterzeitung“ wurde eingestellt¹⁸⁶).

Scharmers Nachfolger im Vorsitz des ostdeutschen Verbandes und in der Führung des Diözesanverbandes wurde der Danziger Pfarrer Anton Sawatzki. Wie sein Vorgänger war Sawatzki ein bedeutender Sozialpolitiker in der Zentrumsparlei. Das Amt des Diözesanpräses der Arbeitervereine des Bistums Kulm verwaltete er bis 1920, danach vertrat er bis zu seinem Tod im Jahr 1934 die sozialen Belange der Arbeiter in Senat und Volkstag der Freien Stadt Danzig.

Im Zuge der Folgen des Versailler Vertrags mußten sich die Danziger Arbeitervereine neu orientieren. Die Vereine des Konitzer Bezirks und einige starke Arbeitervereine in Pommerellen waren verlorengegangen, dafür einige ermländische Arbeitervereine des Dekanats Neuteich gewonnen worden. Unter Führung von Pfarrer Walter Wienke¹⁸⁷) wurde im Danziger Freistaat am 8. Mai 1921 wieder ein besonderer „Verband der katholischen Arbeitervereine der Freien Stadt Danzig“ errichtet¹⁸⁸). Auch nach Einrichtung des Bistums Danzig blieb Wienke Diözesanpräses der Arbeitervereine der neuen Diözese. Er gab von 1924 bis zum Verbot durch die Danziger nationalsozialistische Regierung die Monatsschrift „Der katholische

181) WAZ Nr. 17 v. 24. 4. 1910 und Nr. 27 v. 3. 7. 1910.

182) DER DEUTSCHE METALLARBEITER Nr. 30 v. 26. 7. 1913.

183) WAZ Nr. 27 v. 8. 7. 1917.

184) WAZ Nr. 28 v. 11. 7. 1914.

185) DA Nr. 25 v. 23. 12. 1917.

186) DA Nr. 26 v. 25. 12. 1921.

187) Vgl. STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 182-186.

188) DLZ v. 18. 1. 1927.

Arbeiter“ heraus, an der von 1925 bis 1930 der Pfarrer Bruno Lemke als Schriftleiter wirkte¹⁸⁹). Lemke, der Vorsitzender der Zentrums- partei und Mitglied des Volkstags der Freien Stadt Danzig war, erlebte die Zerschlagung der Arbeitervereine im Bistum Danzig durch die Nationalsozialisten nicht mehr; er starb 52jährig im Februar 1933¹⁹⁰).

Ende 1926 schlossen sich die Danziger Arbeitervereine zur besse- ren Fundierung ihrer Sterbekasse dem am 20. Dezember 1926 in Ber- lin neugegründeten „Verband Katholischer Arbeitervereine Ost- deutschlands“ an, dessen Verbandsorgan „Die Arbeit“ in Neisse er- schien. Zu diesem Zeitpunkt gab es im Bistum Danzig 33 Vereine mit über 5000 Mitgliedern¹⁹¹).

Die im Neuaufbau begriffenen Arbeitervereine der Diözese Erm- land stellten ihren Beitritt zu einem späteren Zeitpunkt in Aus- sicht¹⁹²). Der ermländische Diözesanpräses Schulz wollte offensicht- lich die immer noch existierende Leitung des Berliner Verbandes nicht brüskieren. Der Beitritt zum ostdeutschen Verband, der von dem aus Wormditt stammenden Geistlichen Rat Dr. Gerigk, Neisse, geleitet wurde, erfolgte schließlich im Jahr 1931¹⁹³). Der ostdeutsche Verband hatte damit über 50 000 Mitglieder.

Der Danziger Diözesanverband der katholischen Arbeitervereine entwickelte sich Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten gut. 1933 wurden 6503 Arbeiter und 1269 Witwen als Mitglieder in 41 Arbeitervereinen gezählt, außerdem waren 618 Arbeiterinnen in drei Arbeiterinnen- vereinen (Danzig, Neufahrwasser und Zoppot) organisiert¹⁹⁴).

Die gute Entwicklung des Verbandes beruhte auf der Arbeit eines im September 1928 in Danzig eröffneten Arbeitersekretariats¹⁹⁵). Es wurde bis 1933 von dem Arbeitersekretär Bieschke hauptamtlich ge- leitet¹⁹⁶). 1929 rief der Verband die Siedlungsgenossenschaft „Arbei- terheim“ ins Leben, die unter der Leitung des Diplomingenieurs Quednow in den folgenden Jahren eine beträchtliche Anzahl preis- günstiger Arbeiterwohnungen erstellte¹⁹⁷). 1929 gründete der Ver- band außerdem gemeinsam mit dem Kartell der Christlichen Ge- werkschaften eine christliche Landarbeiterorganisation im Frei- staat Danzig¹⁹⁸). Auf der Frühjahrsdelegiertentagung 1930 stand auch die Forderung nach Gründung von Werkjugendgruppen auf der Tagesordnung¹⁹⁹). Das Vorhaben ließ sich allerdings schwer an.

189) Vgl. STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 126, 184.

190) Vgl. ebd. S. 125-128.

191) DLZ v. 18. 1. 1927 und 9. 5. 1927.

192) DLZ v. 18. 1. 1927.

193) DLZ v. 5. 11. 1931.

194) DLZ v. 19. 4. 1933.

195) DLZ v. 22. 11. 1929.

196) DLZ v. 29. 4. 1929 und 23. 11. 1933.

197) DLZ v. 29. 4. 1933, 22. 11. 1929 und 27. 4. 1931.

198) DLZ v. 22. 11. 1929.

199) DLZ v. 12. 5. 1930.

Ende 1932 zählte man im gesamten ostdeutschen Verband nur 67 Werkjugendgruppen²⁰⁰).

Dem Zusammenhalt der katholischen Arbeiterschaft Danzigs diene seit 1928 ganz besonders die von Pfarrer Lemke angeregte alljährliche Wallfahrt der katholischen Arbeitervereine nach St. Albrecht, wo auf dem Kapellenberg der heilige Adalbert verehrt wurde. Ausgangs- und Endpunkt der Wallfahrt, die gewöhnlich an einem Augustsonntag stattfand, war Altschottland. Am 20. August 1934, als der nationalsozialistische Druck gegen die katholischen Arbeitervereine gewaltig zugenommen hatte, nahmen etwa 10 000 Pilger an ihr teil²⁰¹).

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten im Deutschen Reich blieb auch auf die Danziger Arbeitervereine nicht ohne einschneidende Auswirkungen, zumal die NSDAP auch im Freistaat Danzig die demokratischen Gremien majorisierte. Der Schutz des Völkerbundes war gegen den immer stärker ausgreifenden politischen Terror weithin unwirksam. Die Danziger katholischen Arbeitervereine bäumten sich im Frühjahr 1933 gegen den Ansturm der nationalsozialistischen Herrschaft auf, indem sie den Zusammenschluß aller katholischen Vereine zu einer katholischen Front forderten²⁰²). Indes setzte die NSDAP mit dem Instrumentarium von Polizeiverordnungen sowie Änderung von Verfassung und Vereinsgesetz zur Zerschlagung der Vereine an. Um den neuen Machthabern keine Breitseite zu bieten, änderte der Danziger Diözesanverband im November 1933 seine Satzung entsprechend den Beschlüssen des Reichskonkordats²⁰³). Aber trotz der Beschränkung auf das Religiös-Kulturelle kam die Tätigkeit der katholischen Arbeitervereine unter den Terrormaßnahmen der Nationalsozialisten in kurzer Zeit zum Erliegen²⁰⁴).

200) DLZ v. 18. 11. 1932.

201) DLZ v. 21. 8. 1934.

202) DLZ v. 19. 4. 1933.

203) DLZ v. 23. 11. 1933.

204) Vgl. STACHNIK, Danziger Priesterbuch, S. 185 f.

Anhang I

Katholische Arbeitervereine der Diözese Ermland

Ort, Gründungsjahr, Gründungspräses, Mitgliederzahl, Sonstiges

- Allenstein St. Jakobus (1900) Kaplan Dr. Wladislaus Switalski, 1900: 500 Mitgl.,
1903: 1154 Mitgl., 1906: 1528 Mitgl.
Allenstein St. Josef (1912), 1912: 100 Mitgl.
- * * Altfelde (1902)
Altmark (1909), wiedergegründet 1929
Alt-Schöneberg (1907)
Arnsdorf (1909)
Barendt (1902)
Bartenstein (1903) Pfarrer Max Reichelt, 1903: 35 Mitgl.
Basien (1904)
- * * Bischofsburg (1902)
* Bischofstein (1904) Propst Jakob Unger, 1905: 50 Mitgl.
Bludau (1898)
Braunsberg (1891) Erzpriester Anton Matern, 1899: 550 Mitgl.
Braunsvalde (1929)
Christburg (1906) Kaplan Martin Gurki, 1906: 52 Mitgl.
Deutsch-Damerau (1907)
Dietrichswalde (1904) Gründungsansprache in Deutsch von Kaplan Andreas
Klusowski, in Polnisch von Pfarrer August Weichsel
Elbing St. Nikolai (1893), 1904: 650 Mitgl.
- * Elbing St. Adalbert/Pangritz-Kolonie (1896)
Elditten (1909) Pfarrer Paul Lunkwitz
Fischau (1902)
- * * Frauenburg (1899), 1900: 240 Mitgl.
Frauendorf (1930)
Freudenberg (1906) Pfarrer Joseph Woelk, 1906: 88 Mitgl.
Fürstenwerder (1904)
Glockstein (1903) Pfarrer Albert Krämer, 1903: 84 Mitgl.
Gnojau (1906), gehört ab 1909 zu Kunzendorf
Göttkendorf (1906) Pfarrer Hieronymus Nahlenz,
1906: 100 Mitgl.
Groß Bertung (1910), 1911: 224 Mitgl.
Groß Bößau (1905) Pfarrer Anton Braun, 1905: 79 Mitgl.
Groß Kleeberg (1909) Kaplan Andreas Barczewski,
1909: 80 Mitgl.
Groß Köllen (1902) Pfarrer Johannes Kunigk, 1902: 129 Mitgl.
Groß Lesewitz (1904)
Groß Lichtenau (1909)
Groß Montau (1907)
Groß Ramsau (1904) Pfarrer Julius Weichsel, 1906: 179 Mitgl.
- * * Groß Rautenberg (1896)
Guttstadt (1888), 1900: 260 Mitgl.
Heiligelinde (1904)
Heiligenbeil (1902) Pfarrer Eduard Roski, 1902: 16 Mitgl.
Heiligenthal (1911), wiedergegründet 1931
- * * Heilsberg (1900)
* * Heinrikau (vor 1911), wiedergegründet 1930
Jonkendorf (1905)
Kalkstein (1900), bald wiedereingegangen
Kalwe (1909)
- * Kiwitten (1906)

- Kobulten (1906)
 Königsberg (1897) Propst Johannes Szadowski, 1897: 254 Mitgl., 1900: 270 Mitgl.
 Königsdorf (1909)
 Krausen (1903) Pfarrer Johannes Kunigk, 1903: 53 Mitgl.
 Krekollen (1908), wiedergegründet 1928
 Kunzendorf (1909)
 * Ladekopp (1901) Kaplan Zimmermann, 1901: 74 Mitgl.
 Langwalde (1931)
 Lauterhagen (1906), bald wiedereingegangen
 Lautern (1905) Pfarrer Valentin Eichhorn, 1905: 62 Mitgl.
 Layß (1903) Kaplan Oskar Thara, 1903: 88 Mitgl.
 Legienen (1903) Pfarrer Rudolf Buchholz, 1903: 58 Mitgl.
 * * Lichtenau (1908)
 Liebstadt (1904)
 * Marienburg (1905)
 Marienwerder (1902)
 Mehlsack (1894) Erzpriester Adolph Keuchel, 1900: 270 Mitgl.
 Memel (1903)
 Mielenz (1907)
 * * Mighnen (1911)
 Mühlhausen Ostpr. (1903) Pfarrer Karl Mundkowski
 Neukirch Westpr. (1909)
 * * Neukirchhöhe (1901)
 Neu Kockendorf (1908)
 Neuteich (1893), bald wiedereingegangen, wiedergegründet 1905 von Pfarrer
 Johannes Tietz, 1905: 84 Mitgl.
 Nikolaiken Westpr. (1906)
 Ortelsburg (1905), wiedergegründet 1929
 Pestlin (1909), Gründungsansprache in Polnisch von Kaplan Josef Piecocha,
 1909: 80 Mitgl.
 Peterswalde (1909)
 Pettelkau (1897) Kurat Theodor Busau, 1898: 73 Mitgl.
 Plaßwich (1902) Pfarrer Joseph Fahl, 1902: 80 Mitgl.
 * Plausen (1904) Kaplan Johannes Zimmermann
 Plauten (1903) Kurat Johannes Gerigk, 1903: 66 Mitgl.
 Preußisch Holland (1907)
 Prossitten (1907)
 Queetz (1905), wiedergegründet 1928
 Rastenburg (1903) Pfarrer Paul Küssner, 1903: 60 Mitgl.
 Regerteln (1909)
 Rehhof (1906) Pfarrer Joseph Romahn, 1906: 69 Mitgl.
 * * Reichenberg (1907)
 Riesenburg (1903) Pfarrer Franz Osinski
 Roggenhausen (1909)
 Röbel (1902) Erzpriester Paul Romahn, 1902: 370 Mitgl.
 Santoppen (1904)
 Schalmey (1903) Pfarrer Dr. Georg Matern, 1903: 70 Mitgl.
 Schellen (1907), wiedergegründet 1930
 Schillgallen (1903) Pfarrer Franz Skowronsky, 1903: 45 Mitgl.
 Schöneberg Westpr. (1903) Pfarrer Julius Teschner
 Schönwiese Westpr. (1909)
 Seeburg (1902) Erzpriester Valentin Lehmann
 Sensburg (1904)
 Siegfriedswalde (1904), wiedergegründet 1931
 Sonnwalde (1930)
 Straszewo (1906)
 Stuhm (1906)
 * Sturmhübel (1905)

- Szibben-Heidekrug (1904) Pfarrer Richard Brix
- * Tiedmannsdorf (1902) Pfarrer Bernhard Reiter, 1902: 28 Mitgl.
 - Tiegenhagen (1902) Pfarrer Kabath, 1902: 75 Mitgl.
 - * Tiegenhof (1901) Pfarrer Hugo Spohn, 1901: 88 Mitgl.
 - Tilsit (1904)
 - Tolkemit (1898) Propst Theodor Mathee, 1899: 279 Mitgl.,
1900: 315 Mitgl.
 - Tolksdorf (1903) Kurat Paul Teschner, 1903: 76 Mitgl.
 - Wartenburg (1899) Kaplan Joseph Samland, Vikar Johannes Hanowsky, 1899:
100 Mitgl., 1900: 136 Mitgl.
 - * Wernersdorf (1906), wiedergegründet 1931
 - Wolfsdorf (1931)
 - Wormditt (1895) Erzpriester Andreas Hinzmann,
1900: 300 Mitgl.
 - Wusen (1901) Pfarrer Aloys Lingnau, 1901: 72 Mitgl.
 - * * Wuslack (1906)
 - Wuttrienen (1911)
 - Zinten (1903) Kurat Viktor Teschner, 1903: 10 Mitgl.
-
- * 1912 oder später aus dem Berliner Verband ausgetreten
 - * * Gehörte nicht zum Verband

Anhang II

Katholische Arbeitervereine der Diözese Kulm

Ort, Gründungsjahr, Gründungspräses, Mitgliederzahl, Sonstiges

- Danzig St. Nikolai (1897) Dekan Franz Scharmer,
1905: 1100 Mitgl.
- Danzig-Altschottland (1897) Pfarrer Joseph Behrendt,
1905: 300 Mitgl.
- Danzig-Langfuhr (1900) Kurat Hubert Kralewski, Kurat Johannes Scherle,
1903: 364 Mitgl.
- Danzig-Neufahrwasser (1900) Vikar Bruno Lubowski, Vikar Arthur Schultz,
1903: 528 Mitgl.
- Danzig-Schidlitz (1901) Vikar Joseph Ziegenhagen, Vikar Paul Hundrieser,
1905: 500 Mitgl.
- Dirschau (1906)
- Flötenstein (1907)
- Groß Trampken (1907)
- Gemlitz (1905), 1905: 100 Mitgl.
- Konitz (1907)
- Langenau (1900) Pfarrer Augustinus Behrendt, 1905: 400 Mitgl.
- Matern (1907)
- Mausdorf (1905)
- Meisterwalde (1904) Pfarrer Joseph Schwabe
- Neustadt Westpr. (Wejherowo) (1907)
- Oliva (1900) Pfarrer Kryn, 1900: 481 Mitgl., bald wiedereingegangen,
1906 wiedergegründet
- Osterwiek (1902), 1903: 33 Mitgl., bald wiedereingegangen,
1907 wiedergegründet
- Pollwitz (1907)
- Prangenu (1903) Pfarrer Johann Howald, 1905: 400 Mitgl.

Praust (1898) Pfarrer Thaddäus Lysakowski, 1905: 300 Mitgl.

Prechlau (1907)

- Preußisch Stargard (1905)

Putzig (1906)

Rheda (1907)

Schlochau (1907)

Zoppot (1904), 1905: 300 Mitgl.

-
- Blieb 1906 beim Berliner Verband und gehörte fortan zum Bezirk Ermland

Anhang III

Aus den biographischen Notizen ¹⁾ von Viktor Kuczinski (1878-1968)

Nach dem Tode meines Vaters am 5. 8. 1905 mußte ich das elterliche Landgrundstück übernehmen. In dieser Zeit wurden in vielen Pfarrgemeinden katholische Arbeitervereine gegründet. Sie sollten den Arbeitern in religiöser, sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht zur Seite stehen. Der Ortspfarrer Erzpriester Teschner suchte eine geeignete Person in seiner Gemeinde zur Ausbildung als Arbeitersekretär. Da er mich persönlich kannte, schickte er mich zum Verband der katholischen Arbeitervereine nach Berlin zu einem sozialen Kursus. Nachdem ich an zwei solchen Kursen teilgenommen hatte, wurde ich vom genannten Verband als Arbeiter- und Gewerkschaftssekretär für das südliche Ermland mit dem Sitz in Allenstein angestellt. Ich mußte daher mein Landgrundstück verkaufen und nach der Stadt ziehen.

Meine Aufgabe bestand nun darin, an den Sonntagen nachmittags katholische Arbeitervereine zu gründen. In zahlreichen Versammlungen habe ich Vorträge gehalten, und die Zahl der 40 bestehenden Arbeitervereine stieg auf 80. Eine soziale Rechtsauskunftsstelle für die Vereinsmitglieder und Unbemittelte wurde errichtet und von mir verwaltet. Tausende von Auskünften in allen Rechtsangelegenheiten wurden von mir erteilt und viele Schriftstücke für die Rechtsuchenden angefertigt. Meine Tätigkeit bestand auch darin, Tarifverträge für die Arbeiter in den Betrieben mit den Arbeitgebern abzuschließen, wodurch die Rechte der Arbeiter im Arbeitsverhältnis gewahrt wurden. So kam die katholische Gewerkschaft, die von Papst Leo XIII. und den Bischöfen empfohlen wurde, auch im Ermland zur Geltung und Verbreitung. Auch die Geselligkeit wurde in den Arbeitervereinen gepflegt. Ich sorgte dafür, daß religiöse, soziale und nebenbei auch lustige und ernste Theaterstücke von den Mitgliedern zum Weihnachtsfeste aufgeführt wurden. Dieselben haben dazu beigetragen, die Mitglieder in der Religion und im Glauben zu festigen und ihnen auch manche heitere Stunden zu bereiten. Die katholischen Arbeitervereine, die sich oft auch an Wallfahrten beteiligten, nahmen an Größe und Ansehen zu, und die Arbeiter fühlten sich glücklich in den Vereinen und in dem großen Verband.

Doch alles hat seine Schattenseite, und so blieben mir auch Verfolgungen seitens der sozialdemokratischen und anderen Gewerkschaftsrichtungen nicht erspart. Trotzdem ist es mir gelungen, ersprießliche Arbeit auf religiösem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiete des Arbeiterstandes zu leisten. Durch den Abschluß von Tarifverträgen zwischen den Berufsgruppen und den Arbeitgebern sind höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen für die Arbeiter erzielt worden. Verschiedene Arbeitgeber, die ihre Arbeiter schlecht behandelt haben, kamen zu der Überzeugung, daß der Arbeiter auch das Recht, als Mensch zu leben, hat. Diejenigen Arbeitgeber, die dieses nicht anerkennen wollten, sind auf meinen Antrag durch die Behörden (Gewerbegericht) dazu gezwungen geworden. Auf diese Weise sind Streiks

1) Aufgezeichnet 1948. - Vgl. oben S. 39 mit Anm. 90.

und Aussperrungen, die beiden Teilen schaden, vermieden worden. Wie überall, so auch hier, fanden sich verschiedene Nörgler in den eigenen Reihen, die dagegen arbeiteten und dadurch Schaden der ganzen katholischen Sache bereiteten. In allen schweren Angelegenheiten suchte ich Hilfe und Trost bei unserem Herrgott, der mir sichtlich seinen Segen gegeben hat.

Als im Jahre 1914 der Weltkrieg ausbrach, hat unser Verband der katholischen Arbeitervereine sehr gelitten. Während des Krieges ging er langsam zugrunde. Ich selbst mußte meine Familie und meinen Beruf verlassen und vier Jahre in den Krieg ziehen.

Nach dem verlorenen Krieg kam ich wieder in die Heimat zurück und übernahm meine frühere Beschäftigung als Arbeitersekretär. Doch der Krieg hat der katholischen Arbeiterbewegung solch große Wunden geschlagen, daß die Auflösung des Verbandes mit dem Sitz Berlin nahe bevorstand. Aus diesem Grunde mußte ich mit schwerem Herzen und seelischer Verzweiflung meine Lebensstellung aufgeben. Ich bemühte mich um eine Anstellung beim Magistrat Allenstein.

Katolicki ruch robotniczy w Diecezji Warmińskiej, Chełmińskiej i Gdańskiej

Streszczenie

Niniejsze studium opiera się na zgromadzonych w bibliotece byłego Stowarzyszenia Ludowego dla Katolików Niemiec w Mönchengladbach czasopismach ruchu związków zawodowych i związków katolickich stowarzyszeń robotniczych. Czasopisma te, ukazujące się przeważnie w zachodnich Niemczech, zawierają wiele wiadomości o ruchu robotniczym w północnych Niemczech. Zachodnioniemiecka prasa katolicka uważnie rejestrowała napięcia w katolickim ruchu robotniczym północnych Niemiec i komentowała jego program agitacji z różnych stanowisk. Zainteresowanie dla północnioniemieckiej problematyki robotniczej ma swoje źródło w okresowej przynależności katolickich stowarzyszeń robotniczych obszaru gdańskiego do związku zachodnioniemieckiego i w sporach o związki zawodowe wśród katolików niemieckich, które właśnie rozgorzały w diecezjach północnych. Na temat związków zawodowych biskup chełmiński i warmiński zajmowali na przełomie stulecia przeciwstawne stanowiska: Diecezja Warmińska sprzyjała czysto katolickiej organizacji robotników, Diecezja Chełmińska popierała chrześcijańskie związki zawodowe o charakterze międzywyznaniowym.

Katolickie stowarzyszenia robotnicze powstawały głównie w rolniczych diecezjach, Chełmińskiej i Warmińskiej, stosownie do ogłoszonej w 1891 r. encykliki „Rerum novarum”. Aż do końca XIX w. powstawały wszędzie miejskie stowarzyszenia robotnicze, później objęły one również robotników rolnych. Rozwój ten osiągnął na Warmii swój punkt szczytowy na krótko przed pierwszą wojną światową. Sprawa organizacji związkowej była obciążeniem dla robotników katolików, gdyż według deklaracji biskupów Państwa Pruskiego, robotnicy katolicycy powinni należeć do czysto katolickich związków zawodowych (w sekcjach branżowych), podczas gdy w codziennej praktyce lepiej sprawdziła się przynależność do

międzywyznaniowych chrześcijańskich związków zawodowych. Wskutek pierwszej wojny światowej i okresu inflacji katolickie stowarzyszenia robotnicze popadły w ciężki kryzys. Ich odbudowa, począwszy od połowy lat dwudziestych, postępowała sprawnie, aż do czasu ich likwidacji przez reżym nazistowski.

Udało się również uzyskać obraz o narodowo-polskich elementach, wchodzących w skład ruchu robotniczego, które głównie na terenie Diecezji Chełmińskiej, odgrywały dużą rolę. Polska część duchowieństwa traktowała diecezjalną organizację stowarzyszeń robotniczych i chrześcijański ruch związków zawodowych jako instytucję narodowo-niemiecką i jej się przeciwstawiała. Gdy zjazd delegatów polsko-katolickich związków robotniczych w Niemczech wypowiedział się w 1905 r. w Berlinie przeciw wstępowaniu polskich robotników do zachodnioniemieckich związków, rozwój katolickich związków robotniczych w Diecezji Chełmińskiej uległ stagnacji. Po włączeniu Diecezji Chełmińskiej do odrodzonego Państwa Polskiego miejscowe katolickie związki robotnicze były nadal objęte zakresem pracy duszpasterskiej. W nowoutworzonej Diecezji Gdańskiej katolickie stowarzyszenia robotnicze rozwijały się aż do ich rozbitcia przez nazistów. Historia chrześcijańskiego ruchu zawodowego w północnowschodnich Niemczech zostanie omówiona w oddzielnym opracowaniu.

The Catholic Labour Movement in the Dioceses of Warmia, Kulm and Danzig

Summary

The study is based upon the publications of the trade-unionist movement and on those of the unions of the Catholic workers' associations, filed by the library of the former Volksverein für das katholische Deutschland (People's Association of Catholic Germany; 1890-1933) in Mönchengladbach. These publications, printed mainly in the western regions of Germany, contain a great deal of news about the Labour Movement in North-Eastern Germany. For, the Catholic workers' press in Western Germany registered carefully the tensions in the Eastern German Labour Movement and commented upon its agitations from different points of view. The interest in Eastern German labour questions originated in the temporary membership of the Catholic workers' associations of the Danzig area in the Western German union as well as in the controversy about trade-unions in which especially German Catholics of the Eastern dioceses were engaged. The bishops of Kulm and Warmia belonged to different camps as regards the trade-unions' question around 1900, with Warmia fostering a purely Catholic workers' organization and Kulm supporting the mixed-denominational, so-called Christian trade-unions.

Catholic workers' associations were founded in the dioceses of Kulm and Warmia, which were structured mainly agriculturally, after the 1891 *Rerum Novarum* encyclical. By the turn of the century, urban workers' associations had been established everywhere, whereas the rural workers organized themselves after that. In Warmia the development reached its climax shortly before the Great War. The problem of how to organize the trade-unions was a heavy burden on the Catholic working class, for, as it was the declared will of the Prussian bishops, the Catholic workers were to gather in purely Catholic trade-unions, whereas in daily life the form of the mixed-denominational Christian trade-unions proved to be better. The Great War and the years of inflation following it almost dealt the Catholic workers' associations a death blow. Their reconstruction after the mid-twenties went on easily until they were destroyed by the National-Socialist rule.

The Polish-national element in the Labour Movement, too, mainly important in the diocese of Kulm, can be seen quite clearly now that this study has been written. The Polish-minded part of the clergy regarded the diocesan organization of the workers' associations and the Christian trade-unionist movement as German-national and objected to them. After a congress of the *Polnisch-Katholische Arbeitervereine Deutschlands* (Polish Catholic Workers' Associations of Germany) had, in 1905, opposed memberships of Polish workers in the associations of the West of Germany, the development of the Catholic workers' associations in the diocese of Kulm halted. After the cession of the Kulm diocese to the newly-formed state of Poland, the local Catholic workers' associations now continued to exist as institutions of pastoral work. In the new diocese of Danzig the Catholic workers' associations flourished until they were broken up by the National-Socialists. – The history of the Christian trade-unions' movement in all of North-Eastern Germany is yet to be the subject of a separate study.

S. K.

Ermländische Patenschiffe

Von Siegfried Fornaçon

Als Patenschiff bezeichnet man bekanntlich ein Wasserfahrzeug, das den Namen einer Landschaft, einer Stadt oder einer Persönlichkeit trägt, um damit anzudeuten, daß der Reeder des Schiffes zu diesen Örtlichkeiten oder Personen irgendwie eine besondere Beziehung habe, freilich ohne daß der Nachwelt in jedem Falle die Eigenart dieser Beziehung evident sein muß. Es ist nun sehr reizvoll, einmal das bisher vernachlässigte Gebiet ermländischer Patenschiffe zu untersuchen. Als unvoreingenommener Betrachter mag man die Existenz solcher Schiffe überhaupt bezweifeln, da doch das Ermland fast gar nicht mit schiffbarem Wasser in Berührung kommt. Wer jedoch einen Blick in alte oder neue Schiffsregister wirft, wird erstaunt sein, was Reeder sich bei der Namensgebung ihrer Schiffe haben einfallen lassen.

Um das Material nicht ins Uferlose anschwellen zu lassen, ist in zweierlei Hinsicht eine Begrenzung des Stoffes vorgenommen worden: Erstens sollen hier nur Seeschiffe, nicht aber Fluß- oder Hafffahrzeuge behandelt werden, und zweitens bleiben die Braunsberger Seeschiffe des 19. Jahrhunderts einer gesonderten Publikation vorbehalten, weil bei ihnen die Sachlage ja etwas anders ist als bei Schiffen, die in einem auswärtigen Hafen beheimatet waren: Bei den Braunsberger Schiffen war es beinahe eine Selbstverständlichkeit, wenn ermländische Namen bei Schiffstaufern verwendet wurden.

Die Verbindung eines Schiffes zu seiner Patenlandschaft (Stadt, Person) ist oft sehr lose. Vielfach erfährt der betreffende Pate überhaupt nichts davon, daß er ein Patenschiff hat. Von Seiten des Reeders, der sich einen Paten für seinen Schiffsnamen erwählt, ist die Situation aber völlig anders: auf ihn hat die betreffende Landschaft, Stadt oder Person einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich ange-regt fühlt, eines seiner Schiffe nach diesem Paten zu benennen. Hier ist es also eine geheime oder offene Ausstrahlung, die dem Paten ein Patenschiff verschafft. So bedeutet die Benennung eines Schiffes eine Huldigung an den gewählten Paten, selbst wenn dieser Pate gar nicht in der Lage ist, die Huldigung zur Kenntnis zu nehmen. Dies gilt für das nicht zum Wasser orientierte Ermland noch in verstärktem Maße.

In der Frühzeit der Schifffahrt – etwa in der Hanse – scheint es keineswegs so gewesen zu sein, daß jedes Schiff seinen Namen bekam; dieser Sachverhalt ist überhaupt noch nicht erforscht wor-

den. Vielmehr benannte man das Schiff meist nach dem Kapitän oder, wie man bis etwa 1800 sagte, nach dem Schiffer. Manche Schiffe mögen auch gar keinen Namen getragen haben. Aber als der Britische Lloyd 1760 Schiffsregister zu drucken begann, war die Anführung des Schiffsnamens unerlässlich, wollte man sich in den vielhundertseitigen Jahrgängen zurechtfinden. Indessen sind noch in den frühesten gedruckten Aufzeichnungen der Öresundliste¹⁾ fast nie die Namen der Schiffe, sondern nur die der Kapitäne aufgeführt, ein Zeichen, daß sich die Schiffsnamen noch nicht fest eingebürgert hatten.

So darf es nicht wundernehmen, daß erst nach 1780 Patenschiffe auftauchen; bis dahin hatte man den Schiffen meist (weibliche) Vornamen oder allegorisierende Benennungen wie *Friede*, *Freiheit* und ähnliche gegeben.

Demgemäß war es ein Vorstoß in Neuland, wenn der reiche Danziger Reeder Theodosius Christian (von) Frantzius²⁾ vier seiner größten Schiffe nach bekannten Astronomen benannte: 1782 *Copernicus*, 1784 *Kepler* und *Newton* sowie *Ptolemäus*, die 1800 verloren ging und sofort eine gleichnamige Nachfolgerin bekam. Es lag in der Segelschiffszeit nahe, Astronomen durch Schiffsnamen zu ehren, war die astronomische Navigation damals doch die einzig sichere Methode, ein Schiff über die Ozeane zu bringen. Fraglos nicht ohne Grund stellte Frantzius Copernicus an die Spitze dieser Astronomenreihe, da dieser ja in Altpreußen, in Thorn und im ermländischen Frauenburg, anzusiedeln war. Die *Copernicus* war 1782 in Danzig vom Stapel gelaufen und als Vollschiff getakelt. Dies bedeutet, daß sie drei Masten hatte, die sämtlich mit Rahen versehen waren, jenen waagerechten Querstangen, die im rechten Winkel zur Schiffslänge standen, aber um den Mast drehbar waren, so daß man sie für jeden Wind einstellen konnte. Von solchen Rahen gab es an jedem Mast mindestens drei, nämlich Unterrah, Marsrah und Bramrah, oft noch eine vierte darüber, die Royalrah. Die *Copernicus* hatte einen Rauminhalt von 450 Netto-Register-Tons³⁾, in damaliger Zeit eine mittlere Tonnage⁴⁾. Nach ein paar Jahren, 1785, hatte sich das Schiff einen Kupferbeschlag „verdient“, der den hölzernen Schiffsrumpf vor den Bohrwürmern schützte. Dies aber besagte, daß Frantzius den Segler auch in tropische Gewässer entsenden wollte, wo es Bohrwürmer gab. Das war damals alles andere als eine Selbstverständlichkeit, machten altpreußische Schiffe in jener Zeit doch fast

1) Von 1429 bis zum 31. März 1857 erhob Dänemark bei Helsingör einen Zoll von allen Schiffen, die den Öresund passierten. 1802 erschienen zum ersten Male gedruckte Listen dieser Schiffe.

2) Geboren 1735 in Lübeck, 1785 nach Danzig verzogen, gründete er dort ein Handelshaus und bereederte 17 Segelschiffe. 1792 erhob ihn der polnische König in den Adelsstand. Er starb 1808 in Danzig. Vgl. MUHL in: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1. Königsberg 1941, S. 192.

3) Ein Register-Ton entspricht 2,83 Kubikmetern des metrischen Systems. Über die Tragfähigkeit des Schiffes wird mit diesem Maß nichts ausgesagt.

4) Heutzutage würde der Segler zu den Kleinschiffen gerechnet werden.

nur Reisen, die in keiner Richtung über Gibraltar hinausgingen. Archangelsk am Weißen Meer und Cadix in Spanien waren die Endhäfen, die man ansteuerte. Leider erfahren wir nicht, wo die *Copernicus* in den Tropen war. Wir hören nur, daß sie britische Häfen anließ, London und Liverpool, wohin sie mit Holz und Getreide versiegelte, rückkehrend mit Stückgut und dem im ganzen Osten sehr begehrten Salz. Bereits 1795 verschwand das Schiff aus den Schiffsregistern⁵⁾.

Es scheint, daß Frantzius die erste *Copernicus* genau wie die *Ptolemäus* sofort durch einen Neubau ersetzt, vielleicht sogar einem auf Stapel liegenden Schiff den Namen des verlorenen Seglers gegeben hat, um zu zeigen, daß ihm an einem Schiff *Copernicus* sehr viel lag. Das neue Schiff hatte genau die Größe der ersten *Copernicus*, nämlich 450 Netto-Register-Tons, und war ebenfalls als Vollrigger getakelt⁶⁾. Auch sein Tiefgang stimmte mit dem des Erstlings überein, 17 Fuß englisch⁷⁾. Nur ist hier von Kupferhaut keine Rede, demgemäß auch von keinen Tropenreisen. Vielmehr wurde dieser Segler als Constant Trader auf der Tourlinie Danzig-Liverpool und zurück eingesetzt, wo er im Jahre durchschnittlich vier Rundreisen machte, – mehr war aus einem Segelschiff um 1800 nicht herauszuholen. Diese Linie nach Liverpool bedeutete, daß von Danzig aus meist Schiffbauholz oder Getreide und von Liverpool her nur Salz geladen wurde. Die britische Navigations-Acte vom Jahre 1651 war noch gültig; nach ihr durfte ein nichtbritisches Schiff unter anderem in englischen Häfen nur Ladungen einnehmen, die der Reeder oder der Kapitän des Schiffes käuflich erworben hatte. So fielen Ladungen von einem britischen Hafen zu anderen einfach aus, und sehr viele preußische Schiffe mußten in Ballast zurücksegeln. In Liverpool aber wurde Meersalz gewonnen; das Wasser war dort in der Segelschiffszeit noch nicht durch Kohlenstaub oder Ölreste verschmutzt. – Die zweite *Copernicus* blieb bis 1810 in Fahrt. Möglicherweise ist sie während der napoléonischen Kontinentalsperre einem Kaper zum Opfer gefallen.

Offensichtlich hatte das Vorgehen des Danziger Reeders Frantzius auch die Schiffseigner in anderen altpreußischen Häfen auf den Plan gerufen. Jedenfalls ließ Johann Jakob Roßkampff, der bedeutendste Handelsherr im Elbing seiner Zeit, bereits 1798 bei der Bordings-Reeder-Zunft⁸⁾ auf der Lastadie ein Schiff beim Stapellauf auf den Namen *Copernicus* taufen. Vom Elbing bis zum Wirkungs- und Sterbeort des großen Astronomen war es ja nur ein kleiner Weg.

5) Für diese frühe Zeit stehen uns nur die seit 1760 bis heute jährlich gedruckten Register des Britischen Lloyd zur Verfügung. Die *Copernicus* erscheint dort 1789 zum ersten Mal, vgl. THE REGISTER OF SHIPPING FOR THE YEAR 1789. Printed for the Society for the Registry of Shipping. London 1789, C 363 [im Folgenden zitiert: REGISTER]. – Eine zweite, sehr ähnliche Reihe erschien in den Jahren 1800-1833: THE REGISTER OF SHIPPING FOR 1800 (ff.). By society of Merchants, Shipowners and Underwriters. London 1800-1833 [zitiert: SHIP-OWNERS].

6) REGISTER 1797, Supplement, C 61.

7) Das sind im metrischen System 5,19 Meter.

Weil aber das Elbinger Fahrwasser sehr viel flacher war als die Weichsel bei Danzig, mußte das Elbinger Schiff auch weniger Tiefgang haben und kleiner sein als die *Copernicus* von Frantzius, nämlich 256 Netto-Register-Tons. Auch dieses Vollschiiff wurde in der Englandfahrt beschäftigt, hatten die Elbinger zu Großbritannien doch seit der Hansezeit und noch mehr seit der Niederlassung englischer Kaufleute in Elbing um 1600 immer gute Beziehungen. 1814 verschwand dieser Segler aus den Registern; vielleicht erlitt er das gleiche Schicksal wie die zweite *Copernicus* aus Danzig.

Bereits ein Jahr später, 1799, ließ die Königsberger Reederei Solly & Co. in Pillau eine weitere *Copernicus*⁹⁾ zimmern, 269 Netto-Register-Tons groß und 4,27 Meter tief gehend. Dieses Vollschiiff, ebenfalls in der Fahrt zwischen Königsberg und Großbritannien eingesetzt, ging aber schon 1805 durch Seeunfall verloren.

Nun aber ist es, als ob durch die Danziger, Elbinger und Königsberger Schiffe mit Namen *Copernicus* der Funke auch in Großbritannien gezündet habe und die Engländer sich dankbar erinnerten, daß der Frauenburger Astronom für die Navigation britischer Segelschiffe ebenfalls Entscheidendes geleistet habe; die preußischen Segler mit dem Namen *Copernicus* hatten ja oft genug in englischen Häfen gelegen.

Im Jahre 1808 wurde in Scarborough bei Hull ein kleines Vollschiiff in Dienst gestellt, das den Namen *Copernicus* nun wirklich in alle Welt hinaustrug¹⁰⁾. Das Schiff gehörte bis 1826 der Reederei Bell & Co., danach W. Tindall und existierte bis 1835. Nur sieben Reisen des Seglers sind bekannt; doch schon dieser Ausschnitt aus der Biografie des Schiffes zeigt, daß es anders als die Vollschiiffe altpreußischer Eigner verwendet wurde. Im September 1821 lief der Vollrigger von London aus, und zwar nach den Fidschi-Inseln in Melanesien! Im Januar 1825 machte er eine Reise nach der Sierra Leone in Westafrika, im April 1826 nach Bombay und Kalkutta, im März 1827 nach New York. Im Februar 1829 ging er „nur“ nach Bordeaux, offenbar, um dort Wein für London zu laden. Im April 1830 steuerte die *Copernicus* aus Scarborough wieder nach Kalkutta und im August 1831 gar nach Neusüdwaales (Australien). Nur die Reise nach Bordeaux war in wenigen Wochen zu erledigen; alle anderen Kurse nahmen ein damaliges Segelschiiff für ein volles Jahr in Anspruch, das bedeutet: mehr als eine einzige Reise konnte die *Copernicus* innerhalb von zwölf Monaten nicht machen, die nach der Südsee wird sogar länger als ein Jahr gedauert haben. Und all dies mit einem kleinen Schiff von 323 Netto-Register-Tons, wie sie sonst nur in der Ost- und Nord-

8) Bordinge waren flachgehende Leichterfahrzeuge, die aus auf Reede liegenden Schiffen Ladungen an Land brachten, um deren Tiefgang zu vermindern. Ihre Eigner hatten sich in Elbing zu einer Zunft zusammengeschlossen, die auch eine eigene Werft unterhielt.

9) SHIPOWNERS 1802, C 578.

10) Erstmals erwähnt im REGISTER 1821, Supplement, C 4. Das legt die Vermutung nahe, daß das Schiff vor 1821 einen anderen Namen getragen habe. Umso bedeutsamer ist die Umbenennung in *Copernicus*.

see schwammen! 1827 wurde der Vollrigger einer Großreparatur unterzogen, wobei man das Deck, die Aufbauten, die Überwasserplanen und anderes erneuerte. Daran kann man ablesen, wie stark ein kleines Schiff auf so großen Reisen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Aber diese Reisen müssen sich rentiert haben, sonst hätten die Reeder die *Copernicus* nicht immer wieder nach solchen Fernzielen versegeln lassen.

Nach einer kleinen Pause kam eine neue *Copernicus* in Fahrt, diesmal wieder von Pillau, wo sich der Reeder Edward Ganswindt 1850 von dem Schiffszimmermeister Heinrich Otto Becker eine Bark mit dem Namen des großen Astronomen bauen ließ. Eine Bark hat nur zwei Masten mit Rahsegeln; der dritte, Besanmast genannt, trägt ein Gaffelsegel¹¹⁾. Diese Takelung hat zwar den Nachteil, daß die Segelfläche der Bark etwas geringer ist als die des Vollschiiffes, aber den Vorteil, daß die Besatzung kleiner sein kann als beim Vollrigger, da der Besan nicht so viel Bedienung braucht wie der Kreuzmast des Vollschiiffes. Auch sind Barken oft wendiger als Vollschiiffe. Wer einmal ein Bild des deutschen Segelschulschiiffes *Gorch Fock* gesehen hat, der kann eine Vorstellung der Bark haben. Edward Ganswindt indessen ließ das Schiff nur eine einzige Reise in seinem Auftrag machen; dann verkaufte er es am 3. Oktober 1850 an den bekannten Reeder Robert Miles Sloman in Hamburg. Dieser änderte den Schiffsnamen nicht, da nach Ansicht der Seeleute eine Umtaufe nichts Gutes brachte. Schiffszimmermeister Heinrich Otto Becker muß den Segler schon so gebaut haben, daß auf ihm auch Passagiere befördert werden konnten. Jedenfalls setzte Sloman die *Copernicus* in der Auswandererroute von Hamburg nach Nordamerika ein. Die Bark hatte Unterbringungsmöglichkeiten für 220 Personen. In der Hauptsache fuhr das Schiff zwischen Hamburg, New York und New Orleans am Mississippi hin und her, gelegentlich auch nach Quebec in Kanada. Ein Bild der *Copernicus* hängt im Altonaer Museum zu Hamburg. Am 21. Juli 1859 veräußerte Sloman das Schiff an einen Norweger in Sandefjord, wo es den Namen seines neuen Heimathafen bekam. 1867 ging der Segler dann auf See verloren.

Übrigens ließ Sloman 1866 bei A. Stephan & Sons in Glasgow ein weiteres Vollschiiff *Copernicus* bauen. Dieses war das erste Patentschiiff des Astronomen, das nicht mehr aus Holz, sondern aus Eisen gebaut war; der Britische Lloyd vermerkt sogar, daß die Eisenplatten des Seglers stärker waren, als es die Bauvorschrift verlangte¹²⁾. Das Schiff, das 698 Netto-Register-Tons Raumgehalt hatte, machte nur zwei Reisen: die eine von Glasgow nach Havanna und zurück über London nach Hamburg, die zweite von seinem Heimathafen nach New York und wieder nach Hamburg. Schon im Dezember 1866 ging es auf See verloren.

11) Das Gaffelsegel wird von einer Gaffel getragen, die gabelähnlich um den Mast greift, an dem sie hoch- und niedergelassen werden kann. In Ruhestellung liegt dieser Baum in der Längsrichtung des Schiiffes.

12) REGISTER 1864, Supplement, C 63.

Ein drittes Vollschiiff *Copernicus* lief für Sloman im Februar 1878 auf der Reiherstieg-Werft in Hamburg vom Stapel. Dieses war glückhafter als sein Vorgänger. Mit 1212 Netto-Register-Tons und 1497 Quadratmetern Segelfläche gehörte es damals schon zu den größeren Schiffen. Vorwiegend wurde das starke Schiff zwischen Europa und der „Westküste“ verwendet, – „Westküste“ heißt in Seemannsmund die Küste von Chile mit den Salpeterhäfen Iquique, Antofagasta, Pisagua, Callao und anderen. Der chilenische Salpeter kam der deutschen Landwirtschaft, aber auch den Munitionsfabriken zugute. 1897 ging die *Copernicus* an die Rhederei-Actien-Gesellschaft von 1896 in Hamburg, die ihren Schiffen durchweg Namen gab, die mit O begannen und mit A endigten. Hier wurde aus dem Vollschiiff eine *Orlanda*. 1900 wechselte es wieder Reederei und Namen: *Dora* für Frau Maresca in Castellamare auf Sizilien; um 1910 kaufte ein Schiaffino aus Genua sie und ließ sie 1914 daselbst abwracken. 36 Jahre war das Schiff über alle Weltmeere gefahren.

Inzwischen aber waren – Zeichen einer anderen Zeit – auch einige Dampfer entstanden, die nach dem Frauenburger Gelehrten benannt wurden. So bestellten Lampert & Co., Liverpool, bei Leslie in Newcastle einen Dampfer, der beim Stapellauf im November 1861 auf den Namen *Copernicus* getauft wurde und 1149 Netto-Register-Tons maß. Die Reederei verkaufte das Schiff aber schon 1863 an die Messageries Maritimes Impériales in Marseille, die den Namen in der französischen Form *Copernic* beibehielten. Unter der Trikolore fuhr der Dampfer noch 1881.

Ferner gab die Liverpool Brazil & River Plate Steam Navigation in Liverpool bei einer Werft in Newcastle einen Dampfer von 950 Netto-Register-Tons in Auftrag, den sie auch *Copernicus* nannte und in ihrem Tätigkeitsbereich, dem Atlantik zwischen Liverpool und Brasilien, einsetzte. Aber das Schiff war für diese anspruchsvolle Route wohl etwas zu klein und wurde 1877 an die Société de Navigation Royal Belge in Antwerpen übereignet, wo es sich noch bis 1882 verfolgen läßt.

Dann meldete sich auch wieder eine ostpreußische Reederei zu Worte. Der dem mosaïschen Glaubensbekenntnis zugehörige Marcus Cohn gab seinen Dampfern vorwiegend Namen, die zu Altpreußen besondere Beziehungen hatten, so die *Ostpreußen*, die *Ottokar*, des Gründers der Stadt Königsberg gedenkend, die *Albertus* in Erinnerung an Ostpreußens ersten Herzog, und eben die *Kopernikus*, deren Bau an S. und H. Morton zu Leith in Schottland vergeben wurde und die im März 1889 vom Stapel lief. Das Schiff war zwar nur 384 Netto-Register-Tons groß, was aber für die Zwecke der Freien Fahrt¹³⁾ ausreichend war.

Um einen Eindruck von der Farbigkeit dieses Einsatzes zu vermitteln, seien hier „einige“ Häfen aufgeführt, die der Dampfer Ko-

13) Die Freie, Wilde oder Tramp-Fahrt stand im Gegensatz zu den Liniendiensten, die von den Reedern zwischen bestimmten, regelmäßig bedienten Häfen eingerichtet waren.

pernikus angesteuert hat¹⁴). Die deutschen Hafenstädte zwischen Memel und Leer an der Ems sind als Zielhäfen fast vollständig aufzuführen. In der Ostsee wurde die *Kopernikus* nach vielen Plätzen¹⁵) ausklariert; davon lagen zum Beispiel im damaligen Rußland: Tornea, Uleaborg, Jakobstad, Wasa, Abo, Helsingfors und Riga. Auch Schweden, Dänemark, Norwegen, niederländische, belgische und französische Häfen wären hier zu nennen. Aber das Schwergewicht liegt bei Großbritannien, wo in Schottland die Städte Inverkeithing, Burntisland, Methil, Alloa, Grangemouth, Leith und Glasgow aufgesucht wurden, in England Blyth, Newcastle, Sunderland, Amble, Seaham, West Hartlepool, Middlesborough, Hull, Grimsby, Kings Lynn, Ipswich, London und Rochester, an der Küste des Ärmelkanals Dover, Littlehampton, Poole, Exmouth und Plymouth, an der englischen Westküste Barrow, Saint Davids, Swansea, Barry, Port Talbot, Cardiff und Hayle sowie schließlich in Irland Belfast und Dublin.

Dabei muß man im Auge behalten, daß die *Kopernikus* die meisten dieser Häfen keineswegs nur ein einziges Mal anlie; für viele dieser Orte hatte sie aus- wie eingehend oft Dutzende von Ladungen. In Königsberg lud sie meist Stückgut, die bunte Allerweltsladung, die aber die besten Frachteinahmen brachte. Aus Großbritannien kam sie meist mit Kohle zurück. Wie angedeutet, handelt es sich nur um den Einsatz des Schiffes zwischen 1891 und 1909; demgemäß wären noch viele weitere Häfen aufzuführen, könnten wir die ganze Lebenszeit des Dampfers übersehen.

1916 verkauften Marcus Cohn & Sohn die *Kopernikus* nach Stettin. Und nun wechselte das Schiff immer bald die Namen und Besitzer, um 1933 in die Hand eines deutsch-jüdischen Reeders zu kommen, Fritz Silbermann, der aus Deutschland vor Hitler nach Colón in Panama geflüchtet war und der *Kopernikus* den Namen *Tell-Abiv* gab. Damit schließt sich die Reihe der Eigner: in den Händen eines israelitischen Reeders. Ob man vermuten darf, daß das 44-jährige Schiff noch über den Atlantik zu seinem neuen panamesischen Heimathafen gedampft ist?

Im Jahre 1916, wo Cohn seinen Dampfer verkaufte, verschwand der Name des Frauenburger Astronomen von der salzen See. Denn jener winzige Dampfer *Elve*, den der Hamburger Reeder Augusto Constantino de Freitas am 10. September 1903 aus Rotterdam ankaufte und *Kopernikus* (305 Netto-Register-Tons) nannte, vertauschte schon 1904 die deutsche mit der brasilianischen Flagge und ist nicht weiter in Erscheinung getreten¹⁶). Damit endet die Reihe der *Kopernikus*-Patenschiffe. Sie hatten den Namen des ermländi-

14) Nach der PILLAUER SCHIFFSLISTE, die 1817–1939 werktätlich erschien. In ihr wurden alle Seeschiffe genannt, die an dem betreffenden Tage in Pillau ein- oder ausgelaufen waren. Leider sind nur die Jahrgänge 1891–1909 erhalten; nach ihnen wurde die obige Liste der Ansteuerungshäfen aufgestellt.

15) Die Form der Ortsnamen ist so wiedergegeben, wie sie die PILLAUER SCHIFFSLISTE bietet und wie sie damals gebräuchlich war.

16) Vgl. W. KRESSE, Hamburger Seeschiffe 1880–1914. Hamburg 1974, S. 88.

schen Astronomen in alle Welt hinausgetragen, wenn auch die meisten, die diese Schiffe sahen, wohl kaum gewußt haben, daß Copernicus dem Ermland zugehörte¹⁷⁾.

Aber inzwischen war eine andere Namensbewegung – so muß man es wohl nennen – eingeleitet worden, die sich dem Ermland selber und einigen seiner Städte zuwandte.

Es ist sicher kein Zufall, daß hier an erster Stelle die einzige Hafenstadt des Ermlandes zu nennen ist: Braunsberg. Aber es ist sehr auffällig, daß das erste Schiff *Braunsberg* keineswegs in Altpreußen, sondern in England bereedert wurde. Im Jahre 1800 wurde in Hull eine Schnau gebaut, die ihr Reeder O. Ogle *Braunsberg* taufte, ein sicherlich typischer Vorgang. Denn Hull hatte schon damals große Textilmanufakturen, die ihre Rohstoffe, Flachs und Garn, seit langer Zeit aus dem Ermland bezogen, verladen eben über Braunsberg. Als Verlader ist in jener Zeit der rühmlichst bekannte Johannes Östreich¹⁸⁾ zu erwähnen. Wahrscheinlich hatte er auch Parten an dem Schiff¹⁹⁾. Da der Segler mit seinen 3,97 Metern Tiefgang nur für den ersten Teil seiner Beladung nach Pfahlbude einlaufen konnte, mußte er danach auf dem Frischen Haff vor der Passargemündung ankern; Leichter, damals Bordinge genannt, brachten dann Flachs und Garn zu dem Schiff hinaus. Wintertags wird die *Braunsberg* in Pillau gelegen haben; Lastschlitten kamen dann aus Braunsberg über das gefrorene Haff und gaben ihre Ladungen an Bord des Seglers.

Das Schiff war verhältnismäßig klein, nur 213 Netto-Register-Tons, aber das entsprach durchaus der üblichen Größe einer Schnau. Die Schnau ist eine Weiterbildung des bekannteren Schiffstyps der Brigg: ein Zweimaster, der an beiden Toppen Rahsegel führt. Da aber damals die dreieckigen Stagssegel noch nicht recht in Gebrauch waren, setzte man noch ein Gaffelsegel. Nun waren die Untermasten einer kräftigen Brigg jedoch ziemlich stark, so daß es schwierig wurde, hier mit den Gaffelsegeln zu hantieren. Also setzte man parallel hinter den Untermasten eine dünnere Spiere, Schnaumast genannt – daher hatte dieser Typ seinen Namen. Mit dem Aufkommen der Stagssegel verschwanden die Schnaumasten; übrig blieb eine normal getakelte Brigg. Ende September 1800 lief die *Brauns-*

17) Es sei darauf hingewiesen, daß es nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal für kurze Zeit ein Schiff mit dem Namen *Copernicus* gegeben hat. Am 19. September 1903 lieferte die Danziger Schichau-Werft das Trajektschiff *Mecklenburg* an die Großherzoglich-Mecklenburgische General-Eisenbahn-Direktion in Schwerin ab, 782 Netto-Register-Tons groß und für 725 Passagiere zugelassen. Bis 1945 war das Schiff auf der Fährroute Warnemünde-Gedser beschäftigt. Dann kam es in russische und 1947 in polnische Hände, wo es nacheinander nicht weniger als fünf verschiedene Namen trug. Von 1950 bis 1953 hieß es *Kopernik*. 1958 wurde es abgewrackt. Vgl. K.-H. SCHWADTKE, Deutschlands Handelsschiffe 1939–1945. Oldenburg 1974, S. 22 und 113. – Die Schichau-Werke in Elbing, Danzig und Pillau 1837–1912. Berlin 1912, S. 92.

18) Vgl. F. HIPLER, Johannes Östreich, der Kaufmann von Braunsberg. Braunsberg 1881, S. 45 f.

19) Wir würden heute sagen: Aktien.

berg zum ersten Male von Hull aus, mit dem Reiseziel Pillau und Braunsberg. Am 1. Dezember 1800 verließ sie Pillau wieder mit einer vollen Ladung Garn aus Braunsberg für Hull. Und dann war sie noch bis 1852 in Fahrt, ein hohes Alter für ein hölzernes Schiff! Wie oft sie in dieser Zeit Pillau und Braunsberg angesteuert hat, läßt sich leider nicht mehr feststellen. Fest steht aber, daß sie einen beträchtlichen Anteil an der ermländischen Ausfuhr nach Hull gehabt hat.

Dann aber hat es lange Zeit nur ein Braunsberger Schiff gegeben, das den Namen seines Heimathafens trug; darüber ist an anderer Stelle zu handeln. Es ist bedauerlich, daß weder Königsberger noch Elbinger Reeder je auf den Gedanken kamen, eines ihrer Schiffe nach der ermländischen Hansestadt zu benennen.

Erst im Zweiten Weltkrieg wurde die Wand dieses Schweigens durchbrochen. Wie, das ist eine umständliche Geschichte.

Im September 1899 lief in Sunderland auf der Werft von Short Brothers ein Frachtdampfer von 1441 Netto-Register-Tons für die bekannte Londoner Reederei Elder, Dempster & Co. vom Stapel, *Avondale* genannt. Indessen verkaufte diese Firma das Schiff schon 1901; offenbar genügte es ihren Ansprüchen nicht. P. Lorusso & Co. in Bari behielten den Dampfer als *Nettuno* bis 1908. Dann kam das Schiff an die holländische Stoomvaart Maatschappij Oostzee (Vinke & Co.) nach Amsterdam; hier hieß er *Britsum* und fuhr unter der oranischen Flagge bis 1927. Das alternde Schiff übernahmen die Gebrüder Seeberg in Riga, baltendeutsche Reeder in dem armen Lettland, das es sich nicht leisten konnte, neue Schiffe bauen zu lassen. Neuer Namenswechsel: *Rauna*.

Und dann kam der Zweite Weltkrieg. Deutsche Truppen besetzten schon sehr bald die Stadt Libau und beschlagnahmten dort im Hafen am 7. Juli 1941 die *Rauna*, sehr wahrscheinlich, um das volksdeutsche Eigentum vor dem Zugriff der Sowjets zu bewahren. Am 19. Dezember desselben Jahres wurde der Dampfer pro forma zur deutschen Prise erklärt und zunächst der Hamburger Reederei Leth & Co. zur Verfügung gestellt. Hier taufte man die *Rauna* in *Braunsberg* um: Leth & Co. hatten noch weitere Prisen-schiffe in Dienst, die die Namen altpreußischer Städte und Flüsse bekamen²⁰). Ob die Reederei besondere Beziehungen zum deutschen Osten hatte, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Die Baltendeutschen waren inzwischen in das größere Vaterland zurückgeholt worden. Arthur Seeberg siedelte sich in Stettin an und bekam am 3. November 1942 seinen Dampfer *Braunsberg* ex *Rauna* wieder, mit dem er dann meist Frachten für die Wehrmacht befördern mußte. Im Zuge dieser Reisen lag es dann auch, daß die *Braunsberg* im April 1945 nach der Danziger Bucht beordert wurde, um dort heimatvertriebene Ost- und Westpreußen an Bord zu nehmen und sie nach Dänemark oder Schleswig-Holstein zu bringen. Anfang Mai geriet das Schiff aber auf eine Mine und nahm Schaden, blieb indes schwimmfähig und

20) Graudenz, Hela, Heydekrug, Inster, Nogat, Pregel, Putzig, vgl. SCHWADTKE, S. 58 f.

konnte nach dem norddänischen Hafen Frederikshavn eingeschleppt werden. Am 21. Januar 1946 mußte Arthur Seeberg das Schiff an die Dänen abliefern. Diese waren an dem mittlerweile 47jährigen, havarierten Dampfer nicht interessiert, schleppten ihn nach Kopenhagen, wo ihn die Russen beanspruchten, weil das Schiff ja von 1927 bis 1941 in einem Hafen beheimatet gewesen war, der jetzt zum sowjetischen Imperium gehörte. Damit verschwindet die *Braunsberg* aus unseren Augen; viele Reisen wird sie unter Hammer und Sichel nicht mehr gemacht haben.

Zwischen der Schnau *Braunsberg* von 1800 und dem alten Frachter *Braunsberg* von 1941 liegt nun aber ein wachsendes Interesse einiger Reeder am Ermland: sie hielten den Namen der ostpreußischen Landschaft für so attraktiv, daß sie ihre Schiffe nach ihr benannten.

Der Anfang hierzu ist freilich sehr unscheinbar. Die Deutsche Küsten-Dampfschiffahrt Aktiengesellschaft in Hamburg und Kiel ließ bei Kockums in der schwedischen Stadt Malmö einen kleinen Dampfer bauen und stellte ihn am 24. April 1890 unter dem Namen *Ermland* in ihre Flotte ein²¹⁾. Außerdem hatte sie noch zwei gleichartige Dampfer mit dem Namen *Friesland* und *Holland* in Auftrag gegeben; jeder der drei Dampfer hatte 299 Netto-Register-Tons. Neben diesen westlichen Namen nimmt sich *Ermland* sehr auffällig aus. Wie kam man gerade auf diese Landschaft? Den einzigen, wenn auch nicht sehr glaubhaften Hinweis könnte man darin sehen, daß Kapitän Le Coutre das Schiff zu führen hatte. Le Coutre war Ostpreuße, stammte aus Memel, wo er bis 1890 die Bark *Emilie* kommandierte. Möglicherweise hatte er Gelegenheit, die Hamburger Reederei auf das Ermland aufmerksam zu machen. Doch eigentlich hätte dann das von drei Seiten wasserumspülte Samland als Schiffsname viel näher gelegen. Vielleicht sollte man auch erwähnen, daß es um 1930 in Memel zwei Dampfer *Friesland* und *Holland* gab. Sei es, wie es sei – die drei Dampfer, die von Hamburg und Kiel aus in der Großen Küstenfahrt beschäftigt wurden, blieben nicht lange in Hamburg: schon 1892 gingen sie an den russisch-finnischen Reeder Hedman in Wasa, als letzte die *Ermland* am 1. Oktober desselben Jahres.

Dann aber kam es zu einem imponierenden Neuansatz. In den ersten drei Jahren nach dem Ersten Weltkrieg setzte überall auf den Werften eine lebhaftere Neubautätigkeit ein, bis die Reeder erkennen mußten, daß sie zu viele Schiffe und zu wenig Ladungen hatten. So galt es denn zu sparen und etwaige Neubauten so rentabel zu machen wie nur irgend möglich. Seit etwa 1910 waren, dem Vorbild dänischer Reeder folgend, hier und da Motorschiffe statt Dampfer gebaut worden. Die Hamburg-Amerika-Linie (HAPAG) entschloß sich, diesem Trend nachzugehen, weil der Betrieb von Motorschiffen spürbar billiger war als der Einsatz von Dampfern. Die weitere Entwicklung hat diesem Entschluß rechtgegeben: nach dem Zweiten

21) Vgl. KRESSE, S. 70.

Weltkrieg verschwanden die Dampfer sehr schnell von den Sieben Meeren und wurden durch Motorschiffe ersetzt. So ließ denn die HAPAG von 1921 an eine stattliche Reihe von Motorschiffen bauen, in welche sie 1922 auch eine *Ermland* aufnahm²²⁾. Durch die mit *-land* endenden Namen wollte die Reederei zu erkennen geben, daß es sich um Schiffe des annähernd gleichen Typs handele. Die *Ermland*²³⁾ wurde am 29. August 1922 in Dienst gestellt. Sie hatte einen Nettoraumgehalt von 3897 Register-Tons und konnte 9910 Tonnen tragen. Sie kam von den Helgen der bekannten Werft Blohm & Voß in Hamburg. Mit ihrer Länge von 136,87 und einer Breite von 17,77 Metern übertraf sie alle ermländischen Patenschiffe, die es bisher gegeben hatte. Sie bekam zwei Viertaktmotoren von zusammen 3500 PS, die die beiden Schrauben antrieben; sie gaben dem Motorschiff eine Reisegeschwindigkeit von 11 Seemeilen (= 20 Kilometer) in der Stunde, was damals über die Leistungen normaler Frachtschiffe durchaus hinausging. 42 Mann Besatzung bedienten das Schiff, das neben seiner Fracht noch 69 Passagiere aufnehmen konnte. Bei den Reisenden waren Frachtschiffe mit Passagierräumen sehr beliebt, da sie wegen ihrer Ladung meistens viel ruhiger im Wasser lagen, als man das damals von den eigentlichen Passagierschiffen erwarten durfte. Auch liefen sie viele Häfen an und gaben ihren Passagieren Gelegenheit, fremde Städte kennenzulernen. Für die Sicherheit des Schiffes sorgten unter anderem nicht weniger als neun Schotten²⁴⁾. Die *Ermland* wurde mit einigen anderen Schiffen der *Land*-Klasse auf der Ostasien-Linie der HAPAG eingesetzt, auf der sie bis nach Japan kam, ein Weg von 11 500 Seemeilen (= 21 300 Kilometer), für den das Schiff 49 Reisetage benötigte, ungerechnet freilich die Hafentage in den verschiedenen Anlaufplätzen. So konnten im Jahr nur zwei Rundreisen gemacht werden, und man begreift, daß die HAPAG sehr schnell nacheinander Schiffe bauen lassen mußte, um wenigstens eine monatliche Abfahrt von Hamburg gewährleisten zu können.

Als Hitler den Zweiten Weltkrieg vom Zaune brach, wurde die *Ermland* als Blockadebrecher zwischen Bordeaux und Japan verwendet, also auf ihrem gewohnten Kurs. Man taufte sie nicht direkt um, doch sie bekam den Tarnnamen *Weserland*, um dem Gegner zu verschleiern, welches Schiff er vor sich habe. Am 2. Januar 1944 wurde sie im Südatlantik von dem amerikanischen Zerstörer *Somers* gestellt. Um die wertvolle *Ermland* nicht in Feindeshand fallen zu lassen und so dessen Flotte zu verstärken, versenkte die Besatzung

22) Die übrigen hießen: *Burgenland, Friesland, Havelland, Kulmerland, Münsterland, Rheinland, Saarland, Sauerland* und *Vogtland*.

23) Vgl. B. BLEICKEN – R. DREVES, Die Doppelschraubenmotorschiffe „Rheinland“ und „Ermland“. In: WERFT. REEDEREI. HAFEN 3 (1922) H. 22, S. 703-709. – R. SCHMELZKOPF, Die deutsche Handelsschifffahrt 1919-1939. Bd. 2. Oldenburg 1975, S. 110.

24) Querwände im Schiff, die im Rumpf wasserdichte Abteilungen schaffen, so daß bei einem Zusammenstoß oder einer Strandung immer nur ein kleiner Teil des Schiffes voll Wasser läuft.

das Motorschiff²⁵⁾. Aber sie blieb nicht das einzige von den ermländischen Patenschiffen, das für Kriegszwecke eingesetzt wurde.

Inzwischen hatte eine ostpreußische Reederei einem ihrer Schiffe den Namen *Ermland* gegeben: Ivers & Arlt in Königsberg. Diese Firma gab mehreren ihrer Schiffe ostpreußische Namen, nämlich *Königsberg*, *Samland*, *Pregel* und *Nogat*. Sie war die erste Königsberger Reederei, die direkt auf das Ermland aufmerksam machte. Das Schiff war ein Frachter, der im Januar 1921 mit dem Namen *Faust* für den Bremer Reeder Hermann Dauelsberg in Fahrt gekommen war, erbaut von der Schiffbaugesellschaft Unterweser in Bremerhaven-Lehe, 568 Netto-Register-Tons groß. Nach dreizehn Jahren bei Robert Bornhofen als *Nordmark* und *Angeln* (einer holsteinischen Landschaft) kam sie am 2. Mai 1939 an Ivers & Arlt. Sie wurde hauptsächlich in der Stückgutfahrt zwischen Königsberg und Hamburg eingesetzt, überstand den Zweiten Weltkrieg ohne wesentliche Schäden und mußte dann am 19. Juli 1945 an das Britische Transportministerium abgeliefert werden, das der *Ermland* den Namen *Empire Congerstone* gab und sie der Reederei Wilton & Co. in London zur Verfügung stellte. 1947 bis 1949 stand der Dampfer dann in Diensten der Oakley Steam Ship Company, bis er am 25. April 1948 auf dem Tyne-Fluß bei Newcastle aufgelegt wurde, weil sich der Betrieb des 27 Jahre alten Dampfers nicht mehr lohnte. Aber er fand 1953 doch noch einen Liebhaber: ein Reeder in Costa Rica, der ihn *Lucy* nannte und in Fahrt hielt, bis es Zeit war, ihn abzuwracken. Dies geschah 1960. Die ehemalige *Ermland* hatte also wie der Königsberger Dampfer *Kopernikus* am Ende ihres Lebens noch den Sprung über den Atlantik machen müssen.

Das schöne Motorschiff *Ermland* der HAPAG wurde noch durch einen Turbinentanker *Ermland*²⁶⁾ übertroffen, den die deutsche Kriegsmarine 1940 auf der Schichau-Werft in Danzig bauen ließ. Er gehörte zu einer zehnköpfigen Familie von Troßschiffen, unter denen sich eine *Samland* und die im Krieg zu trauriger Berühmtheit gekommene *Altmark* befanden. Auch diese Schiffe trugen durchweg Namen deutscher Landschaften, wenn auch nicht mit der Gleichmäßigkeit wie die *Land*-Klasse der HAPAG. Als Troßschiffe hatten sie der kämpfenden Kriegsflotte überallhin zu folgen und sie mit dem nötigen Brennstoff zu versorgen. Allerdings bewirtschaftete die Kriegsmarine diese zehn Schiffe nicht selber, sondern übergab sie dem erfahrenen Tankschiffreeder John T. Eßberger in Hamburg; er war Korrespondentreeder, also auch für die *Ermland*. Diese hatte eine Besatzung von 133 Mann. Diese hohe Zahl erklärt sich dadurch, daß natürlich auch Leute zur Bedienung der Flak-Geschütze an Bord sein mußten. Das Schiff war 168 Meter lang und 22 Meter breit; sein Bruttoreaumgehalt belief sich auf 11 232 Register-Tons²⁷⁾. Seine

25) Vgl. SCHMELZKOPF, S. 38, 118, 258.

26) Vgl. SCHWADTKE, S. 24 f.

27) Die Nettogröße der *Ermland* war noch nicht festzustellen. Das Schiff wird auch in der Neubauliste der Schichau-Werft nicht erwähnt.

Turbinen erzeugten 21 500 PS, wodurch sie der *Ermland* mittels zweier Schrauben eine Geschwindigkeit von 21 Seemeilen (= 39 Kilometer) verliehen, auch heute noch für ein Frachtschiff eine sehr gute Leistung. Freilich war das Verhältnis von Breite zu Länge wie 1 zu 7,64, eine Maßzahl, die ehemals nur bei Schnelldampfern zu finden war. Die *Ermland* gehörte dem Troßschiffverband Nord an.

Am 23. September 1943 lag sie in dem französischen Hafen Nantes, damals bereits von deutschen Truppen besetzt. Ein alliierter Kampfverband warf Bomben auf die Stadt; dabei wurde die *Ermland* schwer getroffen und war nicht mehr fahrtüchtig. So blieb sie bis zum Kriegsende in Nantes liegen. Da sich niemand um das wracke Schiff kümmerte, sank es am 11. August 1945 in der Loire. Damit war die *Ermland* zum Schifffahrtshindernis geworden, wurde noch im gleichen Jahre gehoben und anschließend abgewrackt.

Mit der Ablieferung der Königsberger *Ermland* am 19. Juli 1945 und dem Untergang des Tankers *Ermland* am 11. August des gleichen Jahres endet die Geschichte der Schiffe, die Namensträger der ermländischen Gesamtlandschaft waren.

Nunmehr sind noch drei Schiffe zu verzeichnen, deren Namen mit ermländischen Städten Verbindung aufnehmen.

An der Spitze steht ein Königsberger Dampfer. Vielleicht entsinnt sich dieser und jener noch des Riesenschiffes *Imperator*, das die HAPAG 1913 bauen ließ – 52 117 Brutto-Register-Tons groß. Dieser Dampfer benötigte eine Reihe von Hilfsschiffen, die ihn „bedienten“. Darunter war auch ein Tanker, der aber nicht Brennstoff, sondern Frischwasser für die *Imperator* herbeizubringen hatte, schlicht *Wasserboot II* genannt, im April 1913 bei der Schiffbaugesellschaft Unterweser zu Wasser gelassen. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde die *Imperator* an die Alliierten abgeliefert, das Wasserboot blieb verwaist zurück, da seine Tonnage unter der ablieferungspflichtigen Grenze (1600 Brutto-Register-Tons) lag. Da nun aber in Deutschland Mangel an Frachtschiffen bestand, baute die HAPAG den Wassertanker 1919 zu einem Normalfrachter um und taufte diesen *Coblenz*. 1924 erwarb die Ost-West-Reederei in Lübeck das Schiff und versah es mit dem Mädchennamen *Lena*. 1926 verlegte diese Firma ihren Sitz nach Königsberg, wo dann ihre Schiffe an die Kohlen-Import und Poseidon-Schiffahrtsgesellschaft gingen, die größte ostpreußische Reederei. Hier empfing der Dampfer den Namen der ermländischen Stadt Allenstein. Die Poseidon²⁸⁾ unterrichtete den dortigen Magistrat von der Umtaufung und ließ ein Modell des Schiffes anfertigen, das in das Allensteiner Rathaus kam. Dies ist wohl der einzige Fall, wo eine Reederei Kontakt mit den Ermländern suchte, um gleichzeitig Interesse für die Schifffahrt zu wecken. Auch in Königsberg bekam die *Alenstein* eine Spezialaufgabe wie einst

28) Vgl. HARTUNGSCHE ZEITUNG. Königsberg, Nr. 195, 27. 4. 1919. – Die Kohlen-Import- und Poseidon-Schiffahrt AG. In: SEEKISTE 2 (1951) S. 29–41. – G. ROHBRECHT, Die Wiege Poseidon's stand in Königsberg. In: SEEKISTE 21 (1970) S. 440.

die *Wasserboot II* in der Bedienung der *Imperator*: sie wurde von der Poseidon in der Kalksteinfahrt zwischen der schwedischen Insel Gotland und Königsberg eingesetzt. Kalksteine wurden von den beiden großen Zellulosefabriken in Königsberg, des weiteren auch in Tilsit und Ragnit benötigt; nach der Memel beförderten Binnenschiffe das Material, das die *Allenstein* von Gotland gebracht hatte. Der Dampfer hatte eine Nettogröße von 550 Register-Tons und lief bei 450 PS 8 Seemeilen in der Stunde (= 15 Kilometer). Er hatte ein auffälliges Aussehen: die Maschine und darum auch der Schornstein lagen achtern; das Deck war sehr breit und nahm zwei Drittel des Schiffes ein. In der Decksmitte stand der kräftige Lademast. Die Poseidon verschönerte den Dampfer, indem sie ihm eine richtige Kommandobrücke gab und dahinter einen zweiten Mast aufrichtete, der die Funkantenne zu tragen hatte, die vom Vormast her kam. Die Besatzung der *Allenstein* bestand aus Kapitän, Erstem und Zweitem Steuermann (auch vornehm I. und II. Offizier genannt), fünf Decksteuten, zwei Maschineningenieuren, drei Heizern, dem Koch und dem Steward, zusammen 15 Mann. Von Königsberg nach Slitehamn auf Gotland sind es nur 220 Seemeilen (= 407 Kilometer); bei einer Reisegeschwindigkeit von acht Seemeilen in anderthalb Tagen zu schaffen. So kamen die Leute der *Allenstein* oft im Heimathafen an Land. Trotzdem legten sie sich die drei Buchstaben K.I.A. (= Kohlen-Import Aktiengesellschaft) am Schornstein ihres Dampfer als: „Kannst immer arbeiten!“ aus. Aber so ganz ernst war das nicht gemeint.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges war die *Allenstein* das einzige Schiff, das der Poseidon verblieb. Die Reederei, 1945 nach Nordenham, später nach Hamburg verlegt, mußte das Beste aus dieser Situation zu machen versuchen. Da sie den Brauch übte, ihr größtes Schiff immer *Poseidon* zu nennen und die *Allenstein* ihr größtes (und kleinstes) Schiff war, wurde sie 1947 in *Poseidon* umgenannt. Dann wurde sie 1952 noch einmal umgetauft: nunmehr hieß sie *Utgard* und erfuhr auch eine umfassende Modernisierung. 1962 verkaufte die Poseidon das fast ein halbes Jahrhundert alte Schiff nach Griechenland, wo es den Namen *Hadiotes* bekam und schon 1967 als *Beatrice* nach Venedig weiterveräußert wurde, wo es im Jahre 1974 sein Ende fand. Immerhin war es 21 Jahre als *Allenstein* in Fahrt gewesen.

Ganz anderer Art waren die beiden Schiffe, die die deutschen Truppen 1940 auf der bekannten Werft von Burmeister & Wain in Kopenhagen bei der Besetzung Dänemarks vorfanden und beschlagnahmten. Sie waren beide für Großbritannien bestimmt gewesen und wurden nun der HAPAG übergeben. Diese nannte sie *Meersburg* und *Seeburg*²⁹⁾, offensichtlich ein Namenspaar, das man in der deutschen Geografie zu finden glücklich war. Die *Seeburg* war ein Motorschiff wie die zweite *Ermland*, nur wesentlich größer, nämlich 7388 Netto-Register-Tons. In der Länge – 161,89 Meter – kam sie fast

29) Vgl. SCHWADTKE, S. 36 f., 38 f., 212.

dem Tanker *Ermland* gleich; ihre Breite wird mit 21,44 Metern angegeben. Zwei Motoren mit zusammen 12 000 PS wirkten auf zwei Schrauben. Über den Einsatz des Schiffes ist noch nichts bekannt. Jedenfalls hat es den Zweiten Weltkrieg überlebt und wurde 1945 nicht an England, wie es zu erwarten war, sondern an Polen abgeliefert, wo man ihm den Namen *Seeburg* nicht ließ, obwohl diese ermländische Stadt in polnischem Verwaltungsbereich lag, auch das Motorschiff nicht in *Jeziorany* umbtaufte, wie *Seeburg* jetzt heißt, sondern ihm den Namen *Dzierżyński* gab. Im Jahre 1963 sank das Schiff vor der Schelde-Mündung und konnte nicht mehr gehoben werden.

Etwas besser sind wir über das letzte ermländische Patenschiff orientiert. Im April 1951 lockerten die Alliierten das Schiffbauverbot, das sie über Deutschland verhängt hatten. Daraufhin begann auch der Norddeutsche Lloyd in Bremen mit dem Wiederaufbau seiner Flotte. So stellte er nach und nach eine stattliche Reihe von 32 Schiffen in Dienst, deren Namen sämtlich auf *-stein* endigten. Darunter waren auch zwei ostpreußische Städtenamen, nämlich *Bartenstein* und *Bischofstein*, eigentümlicherweise aber nicht *Allenstein*. Nachdem 1947 das letzte ermländische Patenschiff umgetauft worden war, bedeutete diese Namenswahl zwar keinen Neuanfang, aber ein Ausrufungszeichen hinter der 1782 begonnenen Geschichte ermländischer Patenschiffe. Die *Bischofstein*³⁰⁾ wurde im Februar 1956 in Fahrt gebracht. Sie war auf der Bremer Vulkan-Werft im November 1955 vom Stapel gelaufen. Ihre Vermessung: 3347 Netto-Register-Tons Raumgehalt und 7950 Tonnen Tragfähigkeit. Über alles maß sie 151,80 Meter in der Länge und 18,44 Meter in der Breite, also wie 7,6 zu 1. An ihren beiden Masten und den sechs Ladepfosten mit zusammen 21 Ladebäumen sah der Kundige sofort, daß es sich um einen echten Lastträger handelte, zumal auch ein Schwergutbaum von 50 Tonnen Tragkraft dabei war. Als Besonderheit hatte die *Bischofstein*, wie einige ihrer Schwesterschiffe, 1090 cbm Tanks für Süßöl, Wein oder ähnliche Flüssigkeiten. Die Besatzung belief sich auf 44 Mann. Außerdem konnten fünf Passagiere mitfahren.

Das Fahrgebiet des Schiffes erstreckte sich von Deutschland nach der Ostküste der Vereinigten Staaten von Amerika. Am 10. Februar 1956 trat die *Bischofstein* ihre erste Reise nach den USA an. Bis 1971 fuhr sie für den Norddeutschen Lloyd. Dann wurde sie nach Italien verkauft; dort hieß sie *Pantera*.

Wir stehen am Ende. Auf nicht weniger als 22 Schiffe können wir zurückblicken, und zwar in dem Zeitraum zwischen 1782 und 1971, also 189 Jahre. Nur wenige Jahre blieben „unbesetzt“: 1860, 1917-1921 und 1948-1954. Schiffstypen verschiedenster Art zogen an unseren Augen vorüber: eine Schnau, eine Bark, sieben Vollschnau, acht Frachtdampfer, ein Trajekt, drei Frachtmotorschiffe und ein Tan-

30) Vgl. Bremens Schifffahrt. In: SEEKISTE 5 (1956) S. 219-222. - SCHWADTKE, S. 44 und 74. - Fischkutter „Alice“ an Frachter „Bischofstein“: „Many thanks!“ In: SEEKISTE 21 (1970) S. 133.

ker. Könnte man all diese Schiffe in einer Reederei vereinigen, es wäre schon ein gewichtiges Unternehmen. Aber das ist utopisch. Denn man kann nicht ein kleines Vollschiiff von 1782 und ein modernes Motorschiiff von 1956 zusammenspannen. Das Andere aber ist deutlich: obwohl Ermland und Ermländer – außer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – kaum Interesse an der Seefahrt hatten, meinten die Reeder verschiedenster Herkunft, auf ermländische Namen für ihre Schiffe zurückgreifen zu sollen. Vielleicht haben sie mehr von einer so oder so gearteten Verbindung des Ermlandes mit der Seefahrt geahnt als die Ermländer selbst.

Warmińskie okręty patronackie

Streszczenie

Okręty patronackie to statki wodne, które noszą nazwę ziemi, miasta lub osoby, przez co wskazują na szczególne powiązania z nimi armatora statku. Autor omawia 22 statki, z obcych portów macierzystych, które posiadały nazwy warmińskie, a które kursowały po morzach świata między 1782 a 1971 rokiem. Statki braniewskie z XIX w. zostaną omówione w oddzielnej publikacji.

Warmian Sponsor-Vessels

Summary

Sponsor-vessels are sea-craft carrying the name of a region, a town, or a person, thus indicating a special relationship between these and ship-owner. Excluding the 19th century sea-going ships of Braunsberg, which are subject of a separate publication, the author presents 22 foreign vessels that sailed the seas from 1782 to 1971, each of them carrying a Warmian name.

Der Prospekt der Altstadt Braunsberg von 1635

Von Werner Thimm

Die älteste Generalansicht der Stadt Braunsberg stammt aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Es handelt sich um einen Stich in der Kavaliere- oder Vogelperspektive, die Grund- und Aufriß in sich vereinigt und ein getreues Bild der ganzen Altstadt mit ihren Straßen, Plätzen, Häusern, öffentlichen Gebäuden, Brunnen, Mauern, Türmen, Toren und Brücken bietet. Diese anschauliche, wirklichkeitsnahe Darstellung verdanken wir dem Braunsberger Amtsschreiber Paul Stertzel und dem Kupferstecher Konrad Götke, zwei tüchtigen Künstlern, von denen leider nur sehr wenig bekannt ist. Stertzel stand in Diensten der schwedischen Besatzungstruppen, die die Stadt seit der Eroberung durch Gustav Adolf im Jahr 1626 besetzt hielten. Von Götke wird vermutet, daß er schwedischer Herkunft war; in den Jahren 1642-1652 ist er in Wilna nachweisbar¹⁾.

Unter den Leiden der Besatzungszeit vermerken die Braunsberger Stadtschreiber die Zwangsarbeit, die bei der Erweiterung der Stadtbefestigung geleistet werden mußte²⁾. Auf Befehl des schwedischen Stadtkommandanten Oberst Koßkull auf Odenfors wurde die Ringmauer mit Erdwerken, Gräben, Wällen und Wachthäusern versehen. Die gutbefestigte Stadt kam im Frieden von Stuhmsdorf 1635 wieder an ihren rechtmäßigen ermländischen Landesherrn. Während dieser Friedensverhandlungen hat der Amtsschreiber Paul Stertzel den Plan der Stadt nach sorgfältiger Vermessung und Aufnahme vollendet, durch Konrad Götke in Kupfer stechen lassen und den schwedischen Unterhändlern in Stuhmsdorf gewidmet. Damit sollte offensichtlich bei dem diplomatischen Ringen die Bedeutung der Stadt hervorgehoben werden.

Die zweiteilige guterhaltene Kupferplatte wurde noch im Jahr 1945 im Ermländischen Museum in Braunsberg aufbewahrt³⁾. Im Inferno des Kriegsendes ist sie vernichtet worden. Die ersten Abdrücke von ihr, die einen Prospekt des Ausmaßes 61×30 cm ergaben⁴⁾, dedizierte Paul Stertzel persönlich am 5. August 1635 den

1) ALLGEMEINES LEXIKON DER BILDENDEN KÜNSTLER. Begr. v. U. THIEME und F. BECKER. Bd. 14, Leipzig 1921, S. 317.

2) F. HIPLER, Braunsberg in der Schwedenzeit. In: ZGAE 8 (1886) S. 180.

3) E. BRACHVOGEL, Das Wappen der Stadt Braunsberg. In: ZGAE 25 (1935) S. 388, Anm. 1.

4) Die genauen Maße sind 29,6×60,7 cm für das Bildfeld und 30,1×61,1 cm für die Platte.

Braunsberger Ratsmitgliedern. Unmittelbar nach dem Stuhmsdorfer Friedensschluß übergab Stertzelt „einem Ehrbaren Rat den Abriß der Stadt nebenst dem gestochenen Kupferblech in einen Rahm gefaßt mit der hölzernen Presse, die Exemplaria beliebig nachzudrucken“. Der Rat honorierte das mit 100 Floren und machte gelegentlich von seinem Nachdruckrecht Gebrauch⁵⁾.

Alte Drucke sind heute sehr selten. Der Prospekt ist über 200 Jahre fliegendes Blatt gewesen, bis der Professor Rudolf Bergau, der an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg lehrte, auf ihn stieß⁶⁾. Er beschrieb ihn 1870 äußerst genau und fügte seiner Abhandlung einen Abdruck von den Originalplatten bei⁷⁾. Verkleinerte Wiedergaben des Planes finden sich in Boettichers „Bau- und Kunstdenkmälern des Ermlands“⁸⁾, in Dethlefsens Ostpreußenbuch⁹⁾, in Lutterbergs Stadtführer¹⁰⁾, im Ermländischen Hauskalender 1935¹¹⁾, in der Stadtgeschichte Braunsbergs von Buchholz¹²⁾ und in einer Nachkriegsstudie über die räumliche Ausbreitung der Stadt¹³⁾. Bei sämtlichen verkleinerten Wiedergaben fehlen allerdings die Bordüren des Kupferstiches. Die Bergausche Publikation erweist sich somit als die beste neuere Veröffentlichung. Mittlerweile ist sie aber auch schon wieder über hundert Jahre alt, was einen erneuten Abdruck rechtfertigt.

Bergau beurteilt den Braunsberger Prospekt von 1635 als den besten seiner Art; Anordnung und Ausführung dieses Kunstblattes seien ganz in der bekannten Manier Merians behandelt.

Der Maßstab der von Süden gesehenen Stadt ist so groß gewählt, daß alle Einzelheiten der Architektur deutlich zu erkennen sind. Die Umgebung außerhalb der Stadtbefestigung ist als Wiesenland ausgelegt. Um das Rund der mittelalterlichen Stadtbefestigung ziehen

5) HIPLER, a. a. O., S. 182 f.

6) Der Kunsthistoriker Rudolf Bergau (1836-1905) war von 1868 bis 1872 Professor an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg, seit 1876 war er in der Kunstdenkmalspflege Preußens tätig. Er hat eine Monographie über Veit Stoß geschrieben und das Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg bearbeitet. Andere bedeutende Abhandlungen: Schloß und Dom zu Marienwerder (1865), Die Befestigung Roms (1867), Die alte Marienkirche zu Danzig (1868), Das Ordenshauptauss Marienburg (1871), Der schöne Brunnen zu Nürnberg (1871), Dürers Einfluß auf das Kunstgewerbe (1872). Vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1, Königsberg 1941, S. 49, und KÜRSCHNERS LITERATURKALENDER 1884, S. 19.

7) R. BERGAU, Der Stertzelsche Prospekt von Braunsberg. In: ANZEIGER FÜR KUNDE DER DEUTSCHEN VORZEIT. Organ des Germanischen Museums Nürnberg, NF 17 (1870) Sp.105-113. Mit Faksimile in Originalgröße.

8) A. BOETTICHER, Die Bau- und Kunstdenkmäler in Ermland (DIE BAU- UND KUNSTDENKMÄLER DER PROVINZ OSTPREUSSEN, H. 4). Königsberg 1894.

9) R. DETHLEFSEN, Das schöne Ostpreußen. München 1916, Abb. 153.

10) A. LUTTERBERG, Führer durch Braunsberg. Braunsberg 1927.

11) H. SCHMAUCH, Braunsberg beim Danziger Anlauf des Jahres 1577. In: ERM-LÄNDISCHER HAUSKALENDER 79 (1935) S. 64.

12) F. BUCHHOLZ, Braunsberg im Wandel der Jahrhunderte. Braunsberg 1934.

13) M. BISKUP, Rozwój przestrzenny miasta Braniewa. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMIŃSKIE Nr. 1 (63), 1959, S. 8.

sich die neuen schwedischen Befestigungswerke mit sternförmigen Wällen, Gräben, Sturmpfählen, Wachthäusern, Schuppen, Kanonen, Lanzen und Fahnen. Fahrende Wagen, Reiter, Fußgänger und wachthabende Soldaten beleben die Straßen, Plätze und Schanzwerke, ankernde und fahrende Segel- und Ruderboote die Passarge und ihre Häfen. Jedes einzelne Bürgerhaus ist mit Giebel, vorgelagertem Verkaufsstand und zurückliegendem Stall oder Speicher deutlich eingezeichnet¹⁴⁾.

Den Plan schmücken oben zwei Wappen: rechts in einer Umrahmung, die die Formen holländischer Renaissance zeigt, ein Wappen nach dem Braunsberger Gerichtssiegel¹⁵⁾ (im oberen Feld ein Eisernes Kreuz in Rankenwerk, im unteren das ermländische Gotteslamm mit Kreuzfahne, Blutstrahl und Kelch, auf einer Wiese stehend), links oben im Lorbeerkranz das königlich-schwedische Wappen (im quadrierten Schild Kronen und springende Löwen). Neben diesem Wappen findet sich die lateinische Erklärung: *Vera delineatio Veteris Ciuitatis Brunsbergk, Episcopatus Varmiensis in Prussia Metropolis, pro vt Anno Domini 1635 nomine Regis Regnique Suecie ipsam Gubernante Nobili ac Strenuo Colonello ac Domino Andrea Koßkull in Odenfors etc. munitionibus ac propugnaculis adornata [Wahrheitsgetreue Zeichnung der Altstadt Braunsberg, der Hauptstadt des Bistums Ermland in Preußen, wie sie im Jahre 1635 im Namen des Königs und des Reiches von Schweden durch den Kommandanten, den edlen und umsichtigen Obersten, Herrn Andreas Koßkull auf Odenfors mit Befestigungen und Schanzwerken geziert ist].*

In der linken unteren Ecke widmet Stertzelt in einer von barocken Masken, Fruchtkränzen und Rahmenwerk umschlossenen ovalen Tafel sein Werk am 7. Juni 1635 den fünf schwedischen Unterhändlern, die den Frieden von Stuhmsdorf am 12. September desselben Jahres unterzeichnet haben. Die Widmung lautet: *Illustrissimis, Magnificis, Generosis ac Nobilissimis Heroibus ac Dominis, Domino Comiti Petro Brahe etc., Domino Hermanno Wrangell Campi Marschalco etc., Domino Achatio Axelsen Regni Consiliario etc., Domino Johanni Oxenstierna Baroni etc., Domino Johanni Nicodemi Regio Secretario etc., Ad tractatus Pacis inter Regna Sueciae et Poloniae Commissariis Inclitis Dominis Suis Clementissimis D. D. offertque Paul Stertzelt 1635, 7. Iunii. [Den erlauchten, großmächtigen, hochherzigen und edlen Helden und Herren, meinen berühmten und gnädigen Herren, dem Herrn Grafen Peter Brahe, dem Herrn Feldmarschall Hermann Wrangell, dem königlichen Rat Achatius Axelsen,*

14) Dem Bürgerhaus in Braunsberg hat Karl Hauke in einer Monographie ein eigenes Kapitel an Hand des Stertzelschen Planes gewidmet. Vgl. K. HAUKE, Das Bürgerhaus in Ost- und Westpreußen (DAS DEUTSCHE BÜRGERHAUS, 8). Tübingen 1967, S. 76-78.

15) BRACHVOGEL, a. a. O., S. 387. – BERGAU und BUCHHOLZ (Braunsberg vor 300 Jahren. In: UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT 15, 1935, Nr. 9, S. 35) hielten die Abbildung fälschlicherweise für das Braunsberger Stadtwappen bzw. das ermländisch-preußische Wappen.

dem Herrn Baron Johann Oxenstierna und dem Herrn königlichen Sekretär Johann Nicodemi, die als Kommissare zu den Friedensverhandlungen zwischen den Reichen Schweden und Polen beauftragt sind, untertänigst gewidmet. Paul Stertzell. 1635, 7. Juni.]

Rechts von dieser Widmungstafel stehen zwei Männer in der Tracht schwedischer Soldaten mit einem Hund vor einem Pfeil, der die Nordrichtung anzeigt, und die Inschrift: Paul Stertzell Excude. Conradt Götke sculpsit. Die Anordnung läßt darauf schließen, daß sich die Künstler hier selbst abgebildet haben. In der Legende am rechten Rand des Planes sind 13 in der Ansicht selbst mit Nummern versehene öffentliche Gebäude und Punkte erklärt.

Der genaueren historischen Planerfassung mögen die vortrefflichen Ausführungen von Rudolf Bergau dienen, die lediglich um wenige Anmerkungen gekürzt sind. Bergau schreibt in seiner 1870 verfaßten Studie:

„Das größte Interesse nimmt die Militärarchitektur, deren Darstellung augenscheinlich der eigentliche Zweck des Prospekts ist, in Anspruch. Die ganze Stadt ist von einer hohen, mit bedecktem Wehrgang versehenen Stadtmauer umgeben. In gewissen, ungleichen Entfernungen treten abwechselnd runde und viereckige Türme, einschließlich der großen Tortürme im ganzen 16, aus derselben hervor. Sie sind mit hohen Pyramidendächern bedeckt. Die Anlage dieser Stadtmauer gehört wahrscheinlich der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an. In dem Aufstand der Braunschberger gegen Bischof Heinrich Sorbom wird sie schon erwähnt. Einzelne Teile, wie der noch wohlerhaltene, große, schöne Turm am Gymnasium, vielleicht auch der runde Turm in der Nähe der Pfarrkirche und die runden Türme auf der Nordseite, dürften dieser Zeit angehören, während der größte Teil der noch erhaltenen Ringmauer, wie ich aus der technischen Ausführung dieser Reste schließen muß, und die hohen Tortürme frühestens aus dem Ende des 15. Jahrhunderts sein können. Im Jahr 1481 wurde zur Restauration der Befestigung ein Legat ausgeworfen. Doch haben die Mauern bei einer Belagerung im Jahr 1520 wieder sehr gelitten.

Auf der Westseite und einem Teil der Nordseite der Stadt zieht sich um die Ringmauer noch eine zweite, wohl erst am Anfang des 16. Jahrhunderts ausgeführte, etwas niedrigere Mauer, welche ebenfalls mit zwei kleinen Türmen und einem erkerartigen Ausbau, zum Zweck der Seitenbestreichung, versehen ist. Zwischen beiden Mauern befindet sich ein schmaler Zwinger, in Preußen Parcham genannter Raum, in welchem auf der Nordseite, zwischen dem Münch- und Nagelschmittor, der mit hohen Bäumen besetzte „Schisgarten“ liegt. Rings um die ganze Stadt zieht sich ein breiter, mit Wasser gefüllter Graben, welcher auf drei Seiten der Stadt, unter teilweiser Benutzung vorhandener Täler, künstlich hergestellt, auf der Ostseite aber durch den Fluß Passarge vertreten wird.

Die Stadt hatte drei Haupttore: im Westen das „Hoge Thor“, im Osten, nach der Passarge hin, das „Küttelthor“ und das „Mühlenthor“. Alle drei haben hohe Tortürme mit Satteldächern zwischen

zwei spätgotischen (Ende des 15. Jahrhunderts) Giebeln. Das Hohe Tor, welches das vornehmste gewesen zu sein scheint, hat außerdem noch einen Dachreiter in Form der spätesten Renaissance. Während vor dem Kütteltor keine Brücke sich befindet, dasselbe also wohl nur zur Kommunikation mit dem Fluß, besonders für die Schiffer, diene, sind vor den beiden anderen Toren hölzerne Brücken, welche teilweise aufgezogen werden können. Von diesen Toren ist heute nichts mehr vorhanden. Das Hohe Tor, einst eine vorzügliche Zierde der Stadt, wurde um das Jahr 1800, das Mühlentor 25 Jahre später und darauf das Kütteltor abgebrochen. Außer diesen drei Haupttoren befinden sich auf der Nordseite noch drei kleine Tore: das zwischen zwei Rundtürmen liegende und daher wohl sehr alte Nagelschmittor und das offenbar erst später eingerichtete Münchtor, so genannt von dem in der Nähe befindlichen Grau-Mönchen-Kloster, und das Wassertor, welches, in einen der vorhandenen Türme eingebrochen, nach dem Stadtgraben führt.

Eine besondere Festung innerhalb der Stadtmauer bildet die auf der Südseite der Stadt unmittelbar an der Stadtmauer gelegene bischöfliche Burg, welche, obgleich bis zum Jahr 1340 oft Residenz der Bischöfe von Ermland, in ihrem ersten Massivbau erst der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört, später jedoch infolge der Zerstörungen unter den Bischöfen Heinrich Sorbom (1373-1401) und Paul von Legendorf (1458-1467) so vielfach umgebaut worden ist, daß von diesem ersten Bau in den heute noch vorhandenen, zum größten Teil modernisierten und sehr vernachlässigten Gebäuden nur sehr wenig mehr vorhanden ist. Da sie seit 1340 nur ausnahmsweise von den Bischöfen bewohnt wurde, war sie nur klein, enthielt nur wenige Wohnräume, diene vorzüglich als fester Platz und als Sitz eines bischöflichen Vogts (*Advocatus castri*), später Burggrafen. Die eigentliche Burg besteht aus einem südlichen Hauptflügel, einem niedrigen, nur untergeordnete Räume enthaltenden Nebenflügel und zwei mit Wehrgängen versehenen Mauern. An der nordöstlichen Ecke befand sich der auch auf diesem Prospekt nur noch in seinen Unterbauten erhaltene massive Hauptturm (Bergfried), von welchem aus die Nord- und Ostfront des Schlosses und ein Teil der Stadt bestrichen werden konnten. Dieser Turm und die Umfassungsmauern wurden nach dem Aufstand gegen Bischof Heinrich vom Jahr 1396 aufgeführt, unter Bischof Paul aber wieder zerstört. In dem Westflügel befindet sich der wohlerhaltene Torturm, welcher, wie ein in seinem oberen Stockwerk vortrefflich erhaltenes Gemach mit schönen Sterngewölben (fälschlich gewöhnlich Kapelle genannt)¹⁶⁾ beweist, der Blütezeit der Baukunst in Preußen, der Mitte des 14. Jahrhunderts, angehört. Dieses Tor vermittelte die Verbindung mit der westlich gelegenen Vorburg, welche mit hohen Mauern mit Wehrgängen umgeben und nach Westen hin noch durch

16) Die Auffassung, daß es sich bei diesem Raum um eine Torkapelle handelt, begründet – gegen BERGAU – J. BENDER, Schloß und Burg Braunsberg. In: Mitteilungen des Ermländischen Kunstvereins 3 (1875) S. 47-49.

einen breiten nassen Graben geschützt war. Durch die Westmauer der Vorburg, über den mit einer hölzernen Brücke versehenen Graben, also von der Pfarrkirche her durch Vorburg und Torturm, führte der Hauptzugang zu dem Schloß hin, während auf der Nordseite ein untergeordnetes, wahrscheinlich erst in späterer Zeit eingebrochenes Tor vorhanden ist. Außerdem dienten zwei starke Türme in der Stadtmauer, welche von der Burg nur durch einen schmalen Pargam getrennt war, zur Verteidigung derselben. Neben dem einen dieser Türme befindet sich noch ein dritter Ausgang aus der Burg nach Süden hin. Vor diesem Tor liegt ein besonderer, mit Mauern und viereckigem Tor befestigter, in Ruinen noch vorhandener Vorhof (Propugnaculum, Zwinger), von welchem aus der die Stadtmauer stürmende Feind von der Seite und im Rücken und, wenn er eingedrungen war, von allen Seiten angegriffen werden konnte. Vielleicht diente er auch zur Beherrschung der ganz nahe vorbeifließenden Passarge. Daß dieses Außenwerk erst ein späterer Anbau, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert, ist, geht daraus hervor, daß der Zugang zu dem Vorhof von der Burg aus durch einen runden Turm gebrochen worden ist. Die starke Befestigung der Burg nach außen ist nicht auffallend. Die Verteidigungsmaßregeln gegen die Stadt hin werden aber durch die wiederholten Aufstände der Braunsberger gegen den Bischof erklärt.

Außer den bisher genannten Mauern und Türmen hatte Braunsberg noch einige interessante Außenwerke, welche ebenfalls erst im 15. Jahrhundert mögen hinzugefügt worden sein. Vor dem Hohen Tor nämlich befindet sich, mitten im Graben stehend, ein starker, runder Turm mit einem Torbogen daneben, welcher mit dem Torturm durch Mauern mit Wehrgängen, die auf Bogen ruhen, verbunden ist. Von dem Turm führt nach dem jenseitigen Ufer des Grabens eine hölzerne Zugbrücke. Er hatte vorzugsweise den Zweck, in Zeiten der Gefahr den die Mauer stürmenden Feind auch im Rücken angreifen zu können. Ein Turm ähnlicher Art zu gleichem Zweck, welchen man nach Analogie mit gleichen Türmen der Ordensburgen „Danziger“ nennen muß, befindet sich südlich der Pfarrkirche. Er ist natürlich ebenfalls mit der Stadtmauer verbunden und dient zu erhöhtem Schutz der Pfarrkirche. Auch der viereckige Turm nördlich von der Burg hatte, wie angegeben, teilweise den gleichen Zweck.

Die bisher beschriebenen Befestigungsbauten gehören sämtlich dem Mittelalter an. Seit allgemeiner Einführung der verbesserten Geschütze waren sie zum Schutz der Stadt jedoch nicht mehr ausreichend. Nachdem Gustav Adolf II., König von Schweden, im sogenannten ersten Schwedenkrieg Braunsberg am 10. Juli 1626 erobert und in Besitz genommen hatte (er behielt es nach dem Vertrag von Altmark, 26. September 1629, bis zum Frieden von Stuhmsdorf, am 12. September 1635), ließ er die Stadt sogleich, den zeitigen Bedürfnissen entsprechend, befestigen, d. h., er legte vor die drei Haupttore, vor das Mönchtor, vor die Burg und die Pfarrkirche und außerdem nördlich von der Stadt an der Passarge sechs Bastionen mit nassen Gräben davor nach dem altniederländischen System an und verband

dieselben zum Schutz des Stadtgrabens durch kleine Wälle (Glacis) mit schmalen nassen Gräben davor. Alle diese „Schwedenschanzen“ sind jetzt natürlich bis auf geringe Spuren verschwunden. Da die Stadt auf vorliegendem Prospekt im Zustand der vollen Kriegsbereitschaft dargestellt ist, ist die äußere Kante der Gräben mit Palisaden versehen. Auf den Wällen stehen Schanzkörbe, hinter denselben Geschütze. Auch im inneren Burghof stehen Geschütze.

Von der Neustadt Braunsberg, welche 1348 als besondere Stadt gegründet war, ist nichts zu sehen. Sie wurde schon im Jahr 1455 gänzlich niedergebrannt. Was davon am Anfang des 17. Jahrhunderts vorhanden war, ist wahrscheinlich von den Schweden um ihrer eigenen Sicherheit willen zerstört worden.

An kirchlichen Gebäuden besitzt Braunsberg nur wenige. Die große, schöne Pfarrkirche St. Katharinen, hart am Südrand der Stadt, bis auf die später ausgeführten Gewölbe und Glockenturm ein Werk aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hat sich bis auf unsere Tage im allgemeinen in dem Zustand erhalten, in welchem sie hier dargestellt ist. Nur der jetzt modernisierte Ostgiebel ist hier noch besser erhalten, als ihn von Quast darstellt; er hat noch seine Fialen, und der 1381 erbaute Dachreiter zeigt gotische Formen statt der heute zopfigen. Auch die Flugkenske Kapelle auf der Nordseite des Glockenturmes hat noch ihre alten gotischen Formen, während sie jetzt, seit 1721, in schlechtester Weise modernisiert ist.

Von der Kirche des im nordwestlichsten Winkel der Stadt gelegenen Franziskaner-Minoriten-Klosters (seit 1565 in Besitz der Jesuiten, die darin eine Schule hatten), welche dieser Prospekt als einen stattlichen gotischen Hallenbau von neun Jochen ohne besonders markierten Chorbau – auch an der Pfarrkirche ist der Chor so klein, daß er eigentlich nur noch Apsis genannt werden kann – mit geradem Ostabschluß, gotischem Ostgiebel und Renaissance-Westgiebel, ohne Glockenturm, jedoch mit einem zierlichen gotischen Dachreiter, ähnlich dem der Pfarrkirche, zeigt, ist seit 1809 nichts mehr vorhanden. Nördlich von der Kirche sind die Klostergebäude dargestellt, welche, wie es scheint, keinen Kreuzgang hatten. Sie sind natürlich rings von einer Mauer umgeben. Zwischen Kloster und Stadtmauer befindet sich eine schmale Straße. Der noch heute erhaltene schöne Turm stand also mit dem Kloster in keiner Verbindung.

In unmittelbarer Nähe des Klosters befinden sich drei stattliche Häuser mit reichen Renaissance-Fassaden, welche als „Jesuitenhäuser“ bezeichnet sind. Sie befinden sich noch heute in dem hier dargestellten Zustand und gehören nun dem von dem Bischof Kardinal Hosius gestifteten Collegium Hosianum.

Außerdem befand sich ohne Zweifel noch eine dem St. Andreas gewidmete Kapelle in dem bischöflichen Schloß. Wir haben dieselbe dort in dem östlichsten Teil des Südflügels zu suchen. Gegenwärtig scheint jede Spur davon verwischt zu sein.

Mitten in der Stadt befindet sich, rings von Straßen umgeben, das Rathaus, ein zum Teil gotischer, zum Teil aber Renaissance-Bau, ohne besonderes Interesse.

In betreff der Privatarchitektur endlich ist zu bemerken, daß sämtliche Häuser, wie das im Mittelalter in Norddeutschland allgemein Gebrauch war und wie man es in Danzig, Elbing, Thorn, Marienburg etc. noch heute fast durchgängig sehen kann, mit ihren Giebeln der Straße zugekehrt sind. Die meisten Häuser der Hauptstraßen sind schon massiv. Gotische Fassaden und solche im Renaissancestil kommen gleich häufig vor. Die stattlichsten unter den letzteren sind die „Jesuitenheiser“, noch heute Steinhaus genannt. Vor den meisten Häusern der beiden Hauptstraßen befinden sich hölzerne, laubenartige Vorbauten, welche die darunter vor ihren Wohnungen sitzenden Bewohner vor Regen und Sonnenschein schützen, doch aber den Genuß der frischen Luft gestatten. Sie sind ein Ersatz für die hier nicht üblichen massiven Bogengänge unter den Häusern, welche, von Italien nach Preußen verpflanzt, unter dem Namen „Lauben“ in Marienwerder, Mewe, Heilsberg, Guttstadt und an anderen Orten, besonders vollständig aber in Marienburg noch erhalten sind. Vor einzelnen Häusern, besonders dem einen des Jesuitenkollegiums, befinden sich auch „Beischläge“, d. h. erhöhte, nicht bedeckte Sitzplätze, ganz ähnlich denjenigen, die in Danzig und Elbing heute noch zahlreich erhalten sind. Vor anderen sieht man auch schon hölzerne, in die Straße hineingerückte Vorbauten.

Die Straßen sind gerade, regelmäßig verteilt und nicht zu eng. In der Hauptstraße von dem Hohen Tor nach dem Mühlentor befinden sich drei öffentliche laufende Brunnen.“

Soweit die detaillierte Beschreibung von Bergau, die den Zustand von 1870 zum Vergleich hatte. In den folgenden Jahrzehnten hat sich mit Ausnahme des Schlosses an dem Zustand der beschriebenen Hauptbauwerke kaum etwas geändert. Das bischöfliche Schloß wurde 1873 bis auf den Torturm niedergelegt¹⁷⁾. Sämtliche historische Bauten wurden am Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört. Das städtische Areal des Stertzelschen Planes weist heute zum größten Teil eine Grünfläche aus. Auch der historische Straßenverlauf, der sich bis 1945 erhalten hatte, ist nur noch teilweise vorhanden. Allerdings hat der Torturm der ehemaligen bischöflichen Burg den Zerstörungen standgehalten. In der Nähe der ehemaligen Jesuitenkirche weisen noch Reste der Stadtmauer mit Rundturmstümpfen und der erhalten gebliebene viereckige Nordwestturm auf die mittelalterliche Stadtanlage hin. Die monumentale Katharinenkirche, die sich im Wandel der Jahrhunderte am besten behauptet hatte, ist eine gewaltige Ruine¹⁸⁾. Mit ihrem Wiederaufbau ist im vergangenen Jahr begonnen worden.

Für die Baugeschichte der Stadt Braunsberg und für die Geschichte der Baukunst im Preußenland ist der Stertzelsche Plan von 1635 von großem Wert¹⁹⁾. Als Vorlage für den in der Rücken-

17) Vgl. BENDER, a. a. O., S. 38-54.

18) Vgl. E. LAWS, Totenklage um eine Kirche. In: ERMLANDBUCH 1976, S. 165-223.

19) Vgl. A. LUTTERBERG, Zur Baugeschichte der Altstadt Braunsberg. In: ZGAE 19 (1916) S. 601-730.

tasche dieses Bandes beigefügten Neudruck diente ein seltener Originalabzug, der im Stadtarchiv in Münster/Westfalen aufbewahrt wird.

Widok Starego Miasta Braniewa z 1635 roku

Streszczenie

Szytych, wykonany przez pisarza urzędowego Pawła Stertzela i miedziorytnika Konrada Götke, jest rzeczwiście wiernym obrazem Starego Miasta Braniewa. Szytych ten został dedykowany szwedzkim parlamentariuszom układu pokojowego, podpisanego w 1635 r. w Sztumskiej Wsi. Historycy sztuki przypisują szytychowi wysoką jakość układu i wykonania. Ma on duże znaczenie dla historii budownictwa na Ziemi Pruskiej, jak i dla miasta Braniewa. Przedruk planu Stertzela został wyczerpująco objaśniony przez Rudolfa Bergau, norymberskiego historyka sztuki.

A Prospect of the Old Town Centre of Braunsberg of 1635

Summary

The print, made by the Braunsberg town clerk Paul Stertzel and by the engraver Konrad Götke, is a realistic picture of the old part of the town of Braunsberg. It was dedicated to the Swedish negotiators in the peace of Stuhmsdorf of 1635. Its design and workmanship are judged highly by art-historians. The print is just as important for the architectural history of Prussia as it is for the town development of Braunsberg. The reprint of the Stertzel prospect has been reviewed in detail by the Nuremberg art-historian Rudolf Bergau. S. K.

Ermländische Zaubersprüche

Von Anneliese Triller

Einen besonders interessanten Teil einer verlorenen Quellensammlung über ostpreußische Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts¹⁾ bildeten gereimte oder doch rythmische „Zaubersprüche“, die von weiblichen Hexen, seltener von männlichen Zauberern, zum Abwehren und Heilen oder auch zum Schaden gebraucht wurden. Eine kleine Anzahl solcher Sprüche war in den leider nur für die Jahre 1664–1670 und 1682–1708 erhaltenen Akten des Burggrafengerichts von Mehlsack im Frauenburger Diözesanarchiv enthalten. Diese sechs ermländischen Zauberverse konnten nun in jüngster Zeit durch erneute Einsicht in die beiden Folianten in Allenstein (Olsztyn)²⁾ wieder aufgefunden und zusammengestellt werden. Sie werden hier wörtlich wiedergegeben, und zwar zusammen mit sieben ähnlichen Sprüchen, die aus Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts in Altstadt und Neustadt Braunsberg überliefert sind³⁾. Bei jedem Zitat werden Name und Herkunft der aussagenden Person, das Jahr des Gebrauchs dieser Zauberformel, vor allem aber deren Anwendungszweck angegeben.

1. 1634. Vier *arme Weiber*: Orthie⁴⁾, die ehemalige Krügersfrau zu Leisuhnen⁵⁾, die Lyichanische⁶⁾ vom Braunsberger Reperdamm, die

- 1) Es handelte sich insbesondere um Auszüge aus den Akten der Herzoglichen Oberratsstube aus dem 16. und 17. Jahrhundert im Königsberger Staatsarchiv, die die Verfasserin als Praktikantin zu ordnen hatte, und Materialien aus dem Ermländischen Diözesanarchiv, das sie 13 Jahre lang verwaltet hat. Es bestand die Absicht, auf Grund der umfangreichen Sammlung ein Buch zu erarbeiten, in dem aber nicht sensationelle Hexengeschichten aneinander gereiht, sondern bestimmte Fragen behandelt werden sollten. Vor allem wäre interessant gewesen zu erkunden, inwieweit in den abergläubischen Vorstellungen, wie sie in den Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts zum Vorschein kommen, altpreußische Traditionen lebendig waren. – Das gesammelte Material wurde, um es vor Kriegseinwirkungen zu sichern, gegen Kriegsende nach Schlesien geschickt, wo es aber zugrunde ging.
- 2) Es handelt sich um die beiden im ehemaligen Frauenburger Kapitelsarchiv aufbewahrten Folianten Ac 6 und Ac 7, die beim Übergang des Ermlands an Preußen 1772 ins Königsberger Staatsarchiv gelangten und 1935 von dort durch Tausch wieder ins Diözesanarchiv zurückkamen. Der heutigen Archivverwaltung in Allenstein sei für die Möglichkeit der Einsichtnahme gedankt.
- 3) Sie sind veröffentlicht bei J. A. LILIENTHAL, Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg nach den Criminalacten des Braunsberger Archivs. Königsberg 1861. Da dieses Buch heute so gut wie vergriffen ist, erscheint es gerechtfertigt, sie hier erneut wiederzugeben.
- 4) Dorothea.
- 5) Am Frischen Haff, nicht weit von Heiligenbeil.
- 6) Der Name scheint verderbt oder von LILIENTHAL falsch gelesen worden zu sein.

Jorgellische⁷⁾ und Catharina, die in Katzenhöfen⁸⁾ das Vieh hütete, bereiteten aus allerhand Ingredienzen (verbrannten Fröschen, Wanzen, Knoblauch, Erbsen und einem mit Fett bestrichenen, mit Salz bestreuten *Spannagel*) Zaubermittel. *Um Feindschaft zu stiften*, bedienten sie sich dabei der Formel: *Szo man die pogghe⁹⁾ brenth, szo gramm¹⁰⁾ die liebe Marie dem Worme yß, szo gramm szall eyner dem andern werden.*

2. 1634. Dieselben vier Frauen benutzten, *um einen untreuen Mann zurückzugewinnen*, den Spruch: *Im Namen des Vaters und der Jungfrauen Marien. Szo als die Erweysen¹¹⁾ springen und bersten, szo sall der Menner Hertzen auch bersten. Und der Mann szall auch solche Liebe zu ihr kriegen¹²⁾.*

3. 1652. Anna Klut aus der Braunsberger Gegend wandte einen Spruch an, *um gegen das Verrufen zu büßen*, d. h. eine bestehende Verzauberung von Menschen oder Tieren abzuwehren. Sie brauchte dabei die Worte: *Hat dich verrufen Weib oder Mann, so hilf dir Sankt Johann. Hat dich verrufen Knecht oder Magd, so hilf dir Jungfrau Maria¹³⁾!*

4. 1667. Agneta, Frau des Jacob Fochs aus der Neustadt Braunsberg, brauchte *gegen das Reißen im Leibe* den Spruch: *Es gingen die heiligen drei Männer aus; ging sich aus Sankt Peter, Sankt Paul, Sankt Jacob. Sie wollen den Mann suchen, der für die Krankheit helfen kann. Es begegnet ihnen der Herr Jesus Christ. Kehre um, Sankt Peter, Sankt Paul, Sankt Jacob, ich bin der Mann, der helfen kann. Alle Glocken haben geklungen, alle Messen seien gesungen, alle Evangelien sind gelesen; so wahrhaftig, als das wahr ist, aller gesungen, aller geklungen. Im Namen des Vaters usw.*

5. Dieselbe Agneta Fochs bediente sich gegen Ohrenschmerzen folgenden Spruches: *Ohrgezwang, ziehe an diesem Kuhestrang. Im Namen des Vaters usw.* Augenscheinlich handelte es sich dabei um Manipulation mit einer Kuckette¹⁴⁾.

6. 1669. Die Kuhnische, Frau des Michael Kuhn in Sugnien¹⁵⁾, kennt einen Spruch, *wie dem Wolf das Maul zu schließen sey, daß er kein Vieh beißen könne.* Solches habe sie von einem Manne aus Glockstein gelernt. *Sie sollte nur die heilige Christrut nehmen und dreimal im Hof umgehen, ehe sie das Vieh ausjagte, nacher so sollte sie nachfolgendt Wort sprechen, so würde kein Wolf ihr Vieh beißen,*

7) Wohl die Frau eines Jorge oder Jorgel.

8) Braunsberger Stadtdorfgut, wüst geworden, 1718 mit Rodelhöfen vereinigt.

9) Pog = Frosch.

10) gramm = gram sein.

11) Erbsen.

12) LILIENTHAL, S. 115.

13) Ebd. S. 135.

14) Ebd. S. 157 f.

15) Der Bauer Michael Kuhn besaß 1660 in Sugnien einen Bauernhof mit 6 Pferden, 1 Fohlen, 2 Ochsen, 6 Kühen, 3 Stück Jungvieh, 8 Schweinen, 3 Schafen und 30 Gänsen, hatte also nach damaligen Verhältnissen einen stattlichen Besitz, vgl. A. BIRCH-HIRSCHFELD, Bauernlisten aus dem Fürstbistum Ermland von 1660-1688. In: ZGAE 26 (1938) S. 209.

nemblich: „Da der Herr Jesus ausging mit seinen 12 Jüngern, er sahe den Erzengel hüten, er sprach zu St. Petrus: nimb du den Schlüssel in die Hand und schluß dem Waldhund sein Mund zu, auf daß er niemand greif, auch niemand beisse, auch niemand sein Blut röstig mach, es sei klein, groß, fahl, wie der liebe Gott geschaffen allzumahl. Kam die Mutter Gottes: Du Wulf, du alte Wulf N. Ich befehle dir bei diesem Bann und dem Sankt Johann und bei der Meß und bei der stillen Meß, du solltest meinem Vieh und Pferde kein Leid thun, binnen Grenz und bauß der Grenz, zu Tag und zu Nacht, mein Vieh woll bewacht. Im Namen Gottes, Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Und allemahl wenn eins¹⁶⁾ herumbkäme, mußte man über der Hoffthür ein Creuz mit der Christrute schreiben. Solches aber habe sie nur einmal gebraucht, aber es hat ihr nichts geholfen¹⁷⁾).

7. 1666. Sabina, Ehefrau des Christoph Krause in Woppen, benutzte einen Spruch bei krankem Vieh, das sie vor die Pog¹⁸⁾ büßte, indem sie die Tiere mit einem strompichten Besen bestrich: Im Namen Gottes, Vaters und des Sohnen und des heiligen Geistes. Amen. Gott der Herr, und die Mort und die Portt und die liebe Jungfrau Marie gingen durch eine Pforte. Was die Mort schlug darnieder, das hob die Pfort und die liebe Jungfrau Marie wieder.

8. Dieselbe Frau besprach einen kranken Ochsen folgendermaßen: Mit diesem unverrufenem Wasser, was Gott der Herr und die liebe Jungfrau Marie uff die Welt gegeben, so büße ich diesen verrufenen kranken Ochsen. Hefft ihn dann verruft der Sankt Johann, so hölft die liebe Mutter Osann. Im Namen Gottes Vaters usw.

9. Die Pockenkrankheit besprach Sabina Krause auf diese Weise: Pog, hebe dich, Gott, der Sohn der findet dich. Im Namen Gottes, Vaters etc.

10. Bei Schlangenbissen wandte sie folgenden Spruch an: Jesus und Sankt Mosis gingen aus, kamen zusammen in ein breit Weg, gingen vor eine grüne Heide. Da begegneten sie eine Edder¹⁹⁾ und eine Schlang. Die Schlang tat ein Biß, die Edder ein Stich. Da sollst du vergehn aus diesem Fleisch als wie der Tau vom heiligen Grab, durch Gott und durch die liebe Jungfrau Marie, durch unsern Herrn Jesum Christ, im Namen des Vaters usw.

11. Einen gewissen Bartel Glaw²⁰⁾ büßte, wie es heißt, Sabina Krause vors Maaß. Damit ist eine Krankheit gemeint, bei der man, wie man sich vorstellte, „das rechte Maß verloren hatte“²¹⁾, sei es nun Auszehrung oder etwas anderes. Hiergegen sollte der Spruch helfen: Da Jesus am Kreuze stund, da schweiß er Wasser und rot Blut,

16) D. h. ein Haustier.

17) Akten des Burggrafengerichts Mehlsack. Archiwum Diecezji Warmińskie j Olsztynie. Archiwum Kapituły. Ac 6, fol. 101 f.

18) Pocken.

19) Natter.

20) 1666 gab es Bauern namens Bartholomäus Glaw in Woppen und Gr. Klaussitten im Kammeramt Mehlsack, vgl. BIRCH-HIRSCHFELD, a. a. O., S. 188 f.

21) Über das „Maß“ und „Messen“ in der Volksmedizin vgl. G. JUNGBAUER, Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. Berlin-Leipzig 1934, S. 134 f.

da litte er 77 Übel und 77 Bott²²⁾, ist dan noch viel mehr, so bööße mir Christus vom hohen Himmelreich. Busse einer die büsse in dieser Stunde zugleich im Namen Gottes Vaters etc.²³⁾.

12. 1691. Aus der Braunsberger Gegend stammte Elisabeth Thiel, der man vorwarf, ebenfalls einer Frau durch Zaubersprüche das Maß wiedergegeben zu haben. Sie benutzte dazu zwei verschiedene Formeln: „Die Kirch ist rund, der Berg ist bunt. Im Namen Gottes usw. und:

13. Die Mutter Gottes ging übers Land, da schlug auf Feuer und Brand. Sie bedeckte es mit ihrer gebenedeiten Hand. Im Namen usw.²⁴⁾.

Betrachtet man den Wortlaut dieser 13 verschiedenen „Zaubersprüche“, wie sie uns hier aus dem Ermland des 17. Jahrhunderts überliefert sind, möchte man sie auf den ersten Blick für unsinniges Gerede halten. In der Tat mag bei der Weiterüberlieferung durch die Jahrhunderte manche dieser Formeln verändert und ihr Sinn verderbt worden sein. Sieht man aber genauer hin, so erinnert man sich an eines der ältesten deutschen Kulturdenkmäler, nämlich die aus vorchristlicher Zeit stammenden, im 10. Jahrhundert aufgezeichneten, sogenannten zwei Merseburger Zaubersprüche, mit denen man einen Gefangenen zu lösen und die Beinverrenkung eines Pferdes zu heilen versuchte. Gleich diesen haben die hier vorgestellten besterhaltenen (z. B. Nr. 6 und Nr. 10) ermländischen Sprüche einen epischen, d. h. erzählenden Eingang, der von religiösen Personen handelt und auf den die eigentliche lösende oder bindende Zauberformel folgt. Interessant wäre es zu erkunden, ob die deutschen Ansiedler des 13. und 14. Jahrhunderts einst solche Sprüche aus ihrer westlichen Heimat mitbrachten oder ob in diesen Sprüchen auch einheitlich altpreußische Vorstellungen vorkommen. Wahrscheinlich hat sich im Laufe der Jahrhunderte beides miteinander vermischt²⁵⁾.

22) Schläge.

23) Akten des Burggrafengerichts Mehlsack (s. Anm. 17). Ac 6, fol. 39.

24) LILIENTHAL, S. 120.

25) Für altpreußische und slawische Einflüsse sprechen in den ostpreußischen Hexenprozessen z. B. die Örtlichkeiten, die als angebliche Teufelstreffpunkte gewählt wurden – zum Teil altpreußische Kultstätten –, dann auch die eigenartigen Teufelsvorstellungen (Mann oder Tiergestalt mit nur einem Nasenloch)

Warmińskie zaklęcia czarodziejskie**Streszczenie**

Autorka zestawia sześć zaklęć na podstawie akt sądu kasztelańskiego w Pieniężnie i siedem podobnych wierszy z procesów czarownic XVII wieku. Prawdopodobnie zmieszały się w nich tradycje z zachodnioniemieckiej ojczyzny przenoszone przez kolonistów XIII i XIV wieku z rodzimymi staropruskimi wyobrażeniami.

Warmian Spells**Summary**

The author compiles six spells from the files of the burgrave's court at Mehlsack and seven similar incantations from 17th century witch-trials. Probably in these spells, traditions from the Western German origins of the settlers of the 13th and 14th centuries were mingled with Old-Prussian native notions.

S. K.

Ermländische Scharfrichter im 18. Jahrhundert

Von Anneliese Triller

Georg Matern berichtet in einer 1912 erschienenen für die Kultur- und Rechtsgeschichte des Ermlands sehr wertvollen Schrift¹⁾ auch von den „Scharfrichtern“ und „Scharfrichtereien“ des Landes. Da ist von dem jeweils vom ermländischen Landvogt zu seinem Amte berufenen, in Heilsberg tätigen „Landesscharfrichter“ die Rede, der die Strafurteile im Bezirk des Landvogteigerichts vollzog, daneben aber auch von Scharfrichtereien in den Städten Mehlsack, Guttstadt, Heilsberg, Röbel, Allenstein und Braunsberg²⁾. Es handelt sich um die Verhältnisse im 18. Jahrhundert vor dem Übergang des Ermlands an Preußen, die aber auch wenigstens für das 17. und 16. Jahrhundert zutreffen dürften. Nicht erwähnt werden bei Matern die auch bei den Burggrafengerichten in jedem der zehn (sieben bischöflichen und drei domkapitulärischen) Kammerämter tätigen Scharfrichter oder Henker (*carnifices*), und es wird auch nicht klar, wie sich die Zuständigkeitsbereiche abgrenzten oder ob eine Rangordnung bestand. Im allgemeinen scheint sich die Tätigkeit der städtischen Henker nur jeweils auf den städtischen Gerichtsbezirk, die der burggräflichen auf den ländlichen Teil des Kammeramts bezogen zu haben³⁾.

Auch wenn in früheren Jahrhunderten Todesurteile, Leibesstrafen und feierliche Stadt- oder Landesverweisung häufig vorkamen, konnte ein Scharfrichter von den ihm dafür zukommenden Gerichtsgebühren kaum leben, er muß noch andere Einnahmequellen gehabt haben. So besaß er wohl überall die außerhalb der Ortschaften gelegene, mit einer Seifensiederei verbundene Abdeckerei. Was aber wichtiger war und ihm sicher mehr einbrachte, war eine Art von ärztlicher Tätigkeit, nicht nur Einrenken, Massieren und Behandeln, sondern die Herstellung von allerhand Salben, Tränklein und Arzneien, wobei neben zweckdienlichen und erprobten Manipulationen und Medizinen sicher auch an abergläubisches Brauchtum zu denken ist.

1) G. MATERN, Um Hals und Hand. Beiträge zur Geschichte der Rechtspflege im Ermland. Braunsberg 1912.

2) Ebd. S. 9 f.

3) Auch in der ausführlichen Darstellung von A. KOLBERG, Zur Verfassung Ermlands beim Übergang unter die preußische Herrschaft im Jahre 1772. In: ZGAE 10 (1894) S. 3-144 und 656-739, werden diese Verhältnisse nicht klar.

Zwei der Verfasserin zufällig zu Gesicht gekommene, bisher unbekannte Nachrichten über ermländische Henker des 18. Jahrhunderts dürften in diesem Zusammenhang von Interesse sein. Die Sitzungsprotokolle des Frauenburger Domkapitels vom 4. November 1716 sowie 23. Januar und 10. März 1717 beschäftigen sich mit den Scharfrichtern in den domkapitulärischen Kammerämtern Mehlsack und Allenstein⁴⁾. Am erstgenannten Termin beschlossen die ermländischen Domherren, daß beide Ämter – wohl aus Gründen der Sparsamkeit – künftig nur einen einzigen Scharfrichter (*carnifex*) halten sollten, der dann im anderen Amtsbezirk, wo er nicht wohne, nur einen untergebenen Vertreter (*subalternum*) halten solle. Darum sei der erst kürzlich vom Allensteiner Stadtrat angestellte neue *carnifex* zu entlassen, der Mehlsacker Scharfrichter aber müsse bestraft werden, weil er dem Befehl des Allensteiner Burggrafen, eine schuldige Person zu bestrafen, nicht nachgekommen sei. Einen neuen Scharfrichter habe stets der jeweilige Burggraf des Kammeramtes zu präsentieren, das Frauenburger Domkapitel ihn darauf zu bestätigen. Leider erfahren wir bei diesen Verhandlungen nicht die Namen der beiden in Frage kommenden Henker.

Interessanterweise wendet sich dann am 23. Januar 1717 „die ganze Stadt Allenstein“ bittend an das Domkapitel, es möge doch erlauben, daß der erst kürzlich bei ihnen angestellte Henker, der mit Frau und Kind katholisch geworden sei und der wegen seiner ärztlichen Qualitäten gelobt werde⁵⁾, im Amte bleiben dürfe. Das Domkapitel wollte zwar fortan nicht zwei Scharfrichter unterhalten, beschloß aber in Anbetracht der besonderen Verhältnisse dieses Mannes, schließlich die Bitte des Allensteiner Rates wohlwollend zu behandeln, damit jener Konvertit mangels Unterhalts nicht wieder ins protestantische Herzogtum Preußen zurückgehe und vom Glauben abfalle. Es ist unbekannt, wie die Sache ausging. Jedenfalls ersehen wir aus diesen Verhandlungen, daß es im 18. Jahrhundert nicht ungewöhnlich war, wenn ein Henker eine Art ärztlicher Praxis ausübte. Dabei geht aus diesen Dokumenten auch hervor, daß in Allenstein, wenigstens zu jener Zeit, das Amt des städtischen und des burggräflichen Scharfrichters von derselben Person ausgeübt wurde.

Zufallsfunde aus einer ganz anderen Quelle sind die folgenden Nachrichten über ermländische Henker des 18. Jahrhunderts. Aus ihnen geht indirekt einiges über die isolierte Stellung dieses Berufes hervor, und wir erfahren hier auch die Personennamen. Es handelt sich um die Kirchenbücher der katholischen Pfarrei Rößel, die im Zeitraum von 1757-1762 zwei Trau- und zwei Taufurkunden von Scharfrichterfamilien enthalten, in denen, zum Teil als Trauzeugen

4) ARCHIWUM DIECEZJI WARMIŃSKIEJ W OLSZTYNIE. Acta Capitularia XIX, fol. 20 v – 47 v. – Dem Leiter des Archivs sei freundlich für die Möglichkeit gedankt, in die Archivalien Einblick zu nehmen.

5) Es heißt über ihn: *praesens carnifex, qua morum qua artis morborum curandorum titulo laudatissimus und: a variis virtutibus medicis laudatus.*

und Paten, die Namen von verschiedenen ostpreußischen Henkern jener Zeit vorkommen.

Diese Urkunden lauten in chronologischer Reihenfolge:

1. Rößel, 14. November 1757: *Martinus Krafft* carnifex Resseliensis heiratet *Cunegundis*, Tochter des Scharfrichters *Christianus Libckoreck*⁶⁾. Trauzeugen sind: *Johannes Gringel* carnifex Bischofsburgensis und *Christianus Schmit* carnifex Bischofsteinensis.

2. Rößel, 6. August 1759: Dem Paare *Martinus Krafft*, Scharfrichter in Rößel, und seiner Ehefrau *Cunegundis*, Tochter des Sensburger Scharfrichters *Christophorus Knechtfreud*, wird eine Tochter *Anna Barbara* geboren. Paten sind der Bürger und Schuhmacher *Georgius Borzymowski* und *Barbara*, Tochter des Eisenschmieds und Bürgers *Martinus Nagurnia* in Rößel.

3. Rößel, 8. Januar 1762: Dem *Martinus Krafft*, Scharfrichter in Rößel, und seiner Ehefrau *Marianna*, Tochter des verstorbenen Scharfrichters *Johannes Raphel* in Sensburg, wird ein Sohn *Godefridus* geboren. Paten sind *Godefridus Zambecki*, Scharfrichter aus Schippenbeil, und *Anna Dorothea*, Tochter des Scharfrichters *Martinus Krafft* in Friedland.

4. Rößel, 18. März 1762: Dem Scharfrichter *Matthaeus Friedrichsdorff* [in Rößel?] und seiner Ehefrau *Marianna*, Tochter des Scharfrichters *Paulus Gringer*, wird ein Sohn *Josephus Fridericus* geboren. Paten sind *Martinus Krafft*, Scharfrichter in Rößel, und *Elisabeth*, Tochter des Scharfrichters *Mathaeus Radecki* in Gerdauen.

Abgesehen von der Mitteilung der interessanten Familiennamen der Henker aus der Mitte des 18. Jahrhunderts⁷⁾ sind es noch zwei Tatsachen, die aus diesen vier Urkunden hervorzugehen scheinen. Einmal zeigen sie deutlich die aus der Anrückigkeit ihres Gewerbes folgende gesellschaftliche Isolierung der damaligen Scharfrichter: abgesehen von Nr. 2, wo ein Rößeler Handwerker und Bürger und eine Bürgerstochter als Taufpaten auftreten, stammen Trauzeugen und Paten auch aus Henkersfamilien, vor allem sind aber die jeweiligen Mütter bzw. die Braut jeweils Scharfrichtertöchter. Es war Angehörigen solcher Familien also damals kaum möglich, aus dem Milieu der „unehrlichen Leute“ herauszutreten. Urkunde 1 zeigt, daß es auch in Bischofsburg und Bischofstein, ermländischen Städten, die nicht zugleich Hauptort eines Kammeramts waren, eigene Henker gab. Auffallend ist auch, daß zwei Scharfrichtergattinnen aus Familien des gleichen Gewerbes in Sensburg, drei Paten aus eben-solchen in Schippenbeil, Friedland und Gerdauen stammen, also von jenseits der ermländischen Grenze aus nicht allzu weit gelegenen

6) Der deutlich so geschriebene Name scheint verderbt zu sein. Bei der Seltenheit des Vornamens *Cunegundis* und der Ähnlichkeit der Vornamen *Christianus* und *Christophorus* ist die Identität mit dem Sensburger Henker der folgenden Urkunde wahrscheinlich.

7) MATERN, a. a. O., S. 9, erwähnt, daß nach dem Tod des „Landes-scharfrichters“ Heinrich Kühn in Heilsberg 1720 der ermländische Landvogt dessen bisher in Bartenstein als Scharfrichter tätigen Bruder Gabriel Kühn in dieses Amt berief, und daß 1811 ein Scharfrichter Müller in Heilsberg tätig war.

Städten des benachbarten evangelischen Königreichs Preußen kommen. Das würde vielleicht für die Verbindung der damaligen alt-preußischen Scharfrichter über Landes- und Konfessionsgrenzen hinweg in einer eigenen zunftartigen Genossenschaft sprechen. Doch müßte diese Annahme erst noch näher erforscht werden, wofür Unterlagen zu finden allerdings schwer sein dürfte.

Warmińscy kaci

Streszczenie

Wiadomości o katach warmińskich (carnifices) w protokołach posiedzeń kapituły fromborskiej z lat 1716 i 1717, jak i z metryk ksiąg kościelnych katolickiej parafii Reszel z lat 1757-1762, wskazują na społeczną izolację katów, którzy działali nie tylko w głównych miejscowościach komornictw, ale również w Biskupcu i Bisztynku. Wykazano także występowanie powiązań pomiędzy poszczególnymi katami, sięgających – mimo istniejących granic politycznych i wyznaniowych – w głąb sąsiedniego Królestwa Pruskiego.

Warmian Executioners

Summary

Reports on Warmian executioners (carnifices) from proceedings of the Frauenberg cathedral chapter of 1716 and 1717 as well as documents from the parochial registers of the Catholic parish of Rößel (Reszel) from the years 1757-1762 reveal the social isolation of the executioners. These existed not only in the main centres of the townships (Kammerämter), but also in Bischofsburg (Biskupiec) and Bischofstein (Bisztynek). It is remarkable that there are also connections of the executioners across national and denominational boundaries into the Kingdom of Prussia. S. K.

Die Landstädte im Herzogtum Preußen

Zu den Arbeiten von Wilhelm Krimpenfort

Von Ernst Manfred Wermter

Angeregt von Walter Kuhn, der in einem programmatischen Aufsatz anhand ausgewählter Quellen zu dem Problem des Verhältnisses von Landstadt und Stadtdorf Stellung genommen hat¹⁾, befaßte sich Wilhelm Krimpenfort in seiner 1972 vorgelegten Dissertation mit dem Grundbesitz der Landstädte des Herzogtums Preußen²⁾. Er konnte dabei eine Fülle von ungedruckten und gedruckten Quellen, vor allem aus dem ehemaligen Staatsarchiv Königsberg (Archivbestände Preußischer Kulturbesitz) ausschöpfen und verarbeiten. Andere Archive waren dem Verfasser seinerzeit noch nicht zugänglich. Die Dissertation ist nunmehr in der Reihe der Marburger Ostforschungen im Druck erschienen³⁾. Eine knappe Zusammenfassung der Ergebnisse findet man in einem Aufsatz des Verfassers aus dem Jahre 1974⁴⁾.

Krimpenfort behandelt den ländlichen Grundbesitz der Landstädte in den Grenzen des späteren Herzogtums Preußen vom Ende des 13. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Einzelbeispiele werden auch aus dem später königlich-polnischen Preußen herangezogen. Zur Verdeutlichung werden überdies die Verhältnisse in den Landstädten des Hochstifts Ermland auf Grund des reichen Materials des ermländischen Urkundenbuches⁵⁾ und der ermländischen Stadtgeschichten in einem eigenen Abschnitt herausgearbeitet.

-
- 1) W. KUHN, Die Stadtdörfer der mittelalterlichen Ostsiedlung. In: ZEITSCHRIFT FÜR OSTFORSCHUNG 20 (1971) S. 1–69, durchgesehener und ergänzter Nachdruck in: W. KUHN, Vergleichende Untersuchungen zur mittelalterlichen Ostsiedlung. Köln 1973, S. 235–303 und 426–427.
 - 2) W. KRIMPENFORT, Der Grundbesitz der Landstädte in den Grenzen des späteren Herzogtums Preußen (13. bis 17. Jahrhundert). Eine Untersuchung zur Wirtschafts-, Rechts- und Sozialgeschichte. Phil. Diss. Hamburg 1972.
 - 3) W. KRIMPENFORT, Der Grundbesitz der Landstädte des Herzogtums Preußen. Geschichte, Wirtschaft, Recht, Sozialordnung. (MARBURGER OSTFORSCHUNGEN, Bd. 35.) Marburg/Lahn: J. G. Herder-Institut 1979. XI, 322 S.
 - 4) W. KRIMPENFORT, Das landstädtische Bürgertum Altpreußens zwischen Mittelalter und Neuzeit. In: Die Stadt am Ausgang des Mittelalters. Hrsg. von W. RAUSCH. (BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER STÄDTE MITTELEUROPAS, Bd. 3.) Linz/Donau 1974, S. 361–390.
 - 5) CODEX DIPLOMATICUS WARMIENSIS 1231–1435. 4 Bände. Braunsberg 1860–1935.

Die Landstädte hießen im Preußen des 15. Jahrhunderts „die kleinen Städte“; sie waren in den Ständevertretungen (Landtage, Tagfahrten) des Landes von geringerer politischer Bedeutung. Davon wurden damals unterschieden „die großen Städte“ (Kulm, Thorn, Königsberg, Elbing, Danzig und Braunsberg), deren ländlicher Grundbesitz hier nicht untersucht wird.

Aus der Sicht der einst „großen Stadt“ Braunsberg wurden noch 1623 die „kleinen Städte“ des Ermlandes „Hinterstädte“ genannt. Die Bezeichnung dürfte jedoch älter sein⁶⁾. Auch im Herzogtum Preußen war die Bezeichnung „Hinterstädte“ üblich, wie u. a. in den Verhandlungsakten der Landtage 1540 bis 1542 zu lesen ist⁷⁾.

Bekannt war bisher durchaus, daß zu den Städten Dörfer und ländliche Siedlungen gehörten; jedoch herrschte nicht immer und überall Klarheit über die rechtliche Lage und über die sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen derselben. Sehr hilfreich zur Erhellung all dieser Verhältnisse ist die von Walter Kuhn vorgenommene Unterscheidung zwischen „stadteigenen“ Dörfern und „stadtverbundenen“ Dörfern. In den „stadteigenen“ Dörfern war die Stadt, repräsentiert durch den Rat, Grundherr. Zins und Scharwerksleistungen flossen der Stadt zu. Die Bauern unterstanden dem eigenen dörflichen Schulzengericht, das aber der Gerichtsherrschaft der Stadt untergeordnet war. Unter den ermländischen Landstädten besaßen nur zwei auch grundherrliche „stadteigene“ Dörfer: Bürgerdorf bei Seeburg und wohl Reuschhagen bei Wartenburg. Die eigentliche Fragestellung des Buches und des zweiten Teiles des Aufsatzes von Krimpenfort konzentriert sich jedoch auf die „stadtverbundenen“ Dörfer.

Krimpenfort vergleicht die Verhältnisse in den preußischen Landstädten. Das wird in Preußen erleichtert, weil der Deutsche Orden und die Bischöfe (diese ebenfalls in ihrer Eigenschaft als Landesherren) von den gleichen planerischen Vorstellungen ausgingen, wenn sie Gründungs- und Erneuerungshandfesten ausstellten. Der Verfasser geht nun so vor, daß er die vorhandenen Quellen zergliedert, die für sein Thema wichtigen Bausteine der Stadtverfassung herauslöst und gewissermaßen für jede Stadt auf einen Raster aufträgt. Dann werden diese Raster in einem Vergleichsverfahren aufeinandergelegt, so daß dann allgemein typische Merkmale sichtbar werden, aber auch hier und da Unregelmäßigkeiten und Abweichungen hervortreten. Es fragt sich allerdings, ob die Form beschreibender Auseinandersetzung und Darstellung, die sich übrigens häufig überschneidet und wiederholt, außerdem mit zu vielen Rückverweisen und an verschiedenen Stellen eingestreuten Teiltabellen arbeitet, sehr geeignet ist, dem Leser ein klares Bild zu liefern. Wäre es dem Gesamtverständnis nicht vielleicht förderlicher gewesen, das ge-

6) Vgl. dazu: Quellen zur Geschichte der ersten Katharinenschwestern und ihrer Gründerin Regina Protmann († 1613). Hrsg. u. erl. von E. M. WERMTER. (ZGAE, Beiheft 2.) Münster 1975, S. 99 und 101.

7) Vgl. Geheimes Staatsarchiv Berlin. Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Staatsarchiv Königsberg. Ostpr. Fol. 470, 472, 475, 476.

samte zergliederte Quellenmaterial in einheitlich schematisierter Form vorzustellen⁸⁾ und nur Erläuterungen, Analysen, Schlußfolgerungen und Zusammenfassungen in laufendem Text zu schreiben? In diesem Sinne erscheinen auch die Ortsblätter (Teil II) nicht genügend schematisiert. Wer sich jedoch nicht scheut, die quellengesättigten, vergleichenden Auseinandersetzungen und breiten, gründlichen Analysen durchzuführen, der wird ein neues und anschauliches Bild der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen preußischen Landstadt gewinnen.

Läßt man diese und jene Unregelmäßigkeiten und ungeklärten Entwicklungen einmal beiseite, so schält sich ein im wesentlichen gleicher Typ heraus: Beim Gründungsakt wurde für die neue Stadt ein Gesamtareal in Hufen festgelegt, das aus folgenden Teilen bestand: das Gebiet der zu bebauenden Stadt selbst, wo die städtischen Hofstätten liegen sollten, die sog. Stadtfreiheit (Gemeindeland: Viehweide, Hegewald; Privatbesitz: Gärten, Wiesen, kleinere Äcker), bäuerliche Zinshufen und in der Lage dieser bäuerlichen Hufen die zinsfreien Schulzen- und Pfarrhufen. Der Privatbesitz (in Morgen bemessen) konnte entweder das später sog. Radikalland sein, d. h. es war ein bestimmtes Stück Land auf der Bürgerfreiheit, verbunden mit je einer Hofstatt in der Stadt, oder das später sog. Kaufland, das von Besitzern von Hofstätten (Höfnern) oder von Büdnern bzw. von zur Miete wohnenden Bürgern käuflich erworben werden konnte.

Teil der Stadt war also auch die bäuerliche Hufengemarkung. Die bäuerlichen Hüfner siedelten zusammen unmittelbar vor der Stadt oder manchmal auch etwas entfernter von ihr. Ihre Siedlungen trugen im Gebiet des späteren Herzogtums meist einen eigenen Namen spezifischen Typs und sind daher noch heute als „stadtverbundene“ Dörfer leichter erkennbar. Bei den ermländischen Stadtdörfern war das überwiegend nicht der Fall, so daß die ältere ermländische Forschung deren Eigenart nicht erkannt hat, vor allem nicht das Vorhandensein des Typs „stadtverbundener“ Dörfer ohne Namen. Nach dem oben geschilderten Rastervergleichsverfahren kann man jedoch „stadtverbundene“ Dörfer überall da feststellen, wo man neben den eigentlichen Stadtbürgern noch Leute findet, die Hufen bzw. Äcker bebauten und außerhalb der Stadt zusammenwohnten. Auf diese Weise hat Krimpenfort folgende Stadtdörfer im Ermland gefunden: Mehlsack: ein stadtverbundenes Dorf ohne Namen; Rößel: zwei stadtverbundene Dörfer: Atkamp und eines ohne Namen unmittelbar vor der Stadt; Wartenburg: ein stadtverbundenes Dorf ohne Namen und das „stadteigene“ Dorf Reuschhagen; Seeburg: ein „stadtverbundenes“ Dorf ohne Namen und das „stadteigene“ Dorf Bürgerdorf; Guttstadt: zwei „stadtverbundene“ Dörfer, Neuendorf und eines ohne Namen; Allenstein: ein „stadtverbundenes“ Dorf ohne Namen; Bischofsstein: das „stadtverbundene“ Dorf „Strowangen“; Bischofsburg: das „stadtverbundene“ Dorf „Saddel“.

8) Vgl. etwa Rheinischer Städteatlas. Lfg. 1 ff. Bonn 1972 ff.

nachträglich statt Ridbach; Wormditt: ein „stadtverbundenes“ Dorf ohne Namen; Heilsberg: ein „stadtverbundenes“ Dorf ohne Namen.

Das sog. „stadtverbundene“ Dorf mit seinen Hühnern und die Stadt mit ihren Bürgern waren „untrennbar miteinander verbunden“, wie eine Quelle es ausdrückt. Nicht das Dorf unterstand der Herrschaft der Stadt bzw. ihrem Repräsentanten, dem Rat, sondern beide waren Teile der gesamten Stadt. Den landesherrlichen Zins sammelte der Rat bei beiden Gruppen ein. Die Stadtdörfer gehörten zum Verwaltungsbereich des Rates wie auch die innere Stadt selbst. Desgleichen hatten die Stadtdörfer kein eigenes Gericht; die städtischen Bauern unterstanden dem Stadtgericht. In einzelnen Quellen wird überliefert, daß Gerichtsschöffen auch aus dem Kreise der Bauern/Hühner gewählt werden mußten. – Schließlich hatten beide dieselbe Pfarrkirche⁹⁾.

Innerhalb der bürgerlichen Genossenschaft trugen beide Gruppen durch Scharwerksdienste zum gemeinen Nutzen bei. Die Bürger der inneren Stadt leisteten Wachdienst und Handscharwerk beim Mauer-, Kirch- und Brückenbau, die bäuerlichen Hühner als Besitzer von Zugtieren Spanndienste für Holz-, Ziegel- und Kalkfahren. Es handelte sich hier nicht um Dienste, die die Stadt als Grundherr von den Stadtbauern zu verlangen berechtigt gewesen wäre, sondern um Dienste aller gegenüber der Stadt als Selbsthilfeverband. Innerhalb dieser gemeinsamen Verfassungen hatten die Stadtbauern eine bestimmte Aufgabe, die von den anderen Bürgern so nicht übernommen werden konnte. Auf Grund ihrer Leistungen zum Wohl der Stadt hatten beide Gruppen, Bürger und Stadtbauern, gemeinsame Nutzungsrechte an der Stadtfreiheit (Weide, Wald).

Der Rat verwaltete Stadt und Stadtdorf gemeinsam. Die Stadtbauern waren rechtlich Mitglieder der bürgerlichen Genossenschaft; sie nahmen eine den Bürgern analoge Stellung ein und

9) Nach KUHN und KRIMPENFORT (desgleichen C. A. LÜCKERATH in seiner Rezension des Kuhn'schen Aufsatzbandes in: BLÄTTER FÜR DEUTSCHE LANDESGESCHICHTE 112, 1976, S. 674–677) scheint es so, als ob dieser Typ der Landstadt nur in den Gebieten der „mittelalterlichen Ostsiedlung“ zu finden gewesen wäre oder wenigstens noch unerforscht sei. Das Gegenteil mögen einige eher willkürlich gewählte Beispiele vom Niederrhein zeigen. Vgl. dazu Rheinischer Städteatlas. Lfg. 3, Nr. 15 (1976): Erkelenz. Stadtrechtsverleihung zwischen 1347 und 1359. Lfg. 3, Nr. 18 (1976): Rheindahlen. Stadtrechtsverleihung 1354. Lfg. 5, Nr. 27 (1979): Dülken. Stadtrechtsverleihung zwischen 1352 und 1364. Lfg. 5, Nr. 31 (1979): Straelen. Stadtrechtsverleihung 1428. Alle diese niederrheinischen Landstädte gehen auf Grundherrschaften mit einem oder mehreren Fronhöfen und mit umliegenden bäuerlichen Siedlungen (am linken mittleren Niederrhein Hon[n]schaften genannt), die sich zu Zentren für Handels- und Gewerbebürger mit Schöffengerichten entwickelten, zurück. Der mit Mauern oder Wällen umgebene Stadtkern und die umliegenden Honnschaften bildeten eine gemeinsame Stadt-, Gerichts- und Kirchspielgemeinde. Die Stadtrechte erteilten diesen Gemeinwesen die zu Landesherren aufgestiegenen Vögte (Geldern, Jülich). Gewisse Parallelen zu den preußischen Landstädten sind nicht zu übersehen. Was jedoch am Niederrhein allmählich gewachsen ist, wurde in Preußen durch den Deutschen Orden und die Bischöfe geradezu wie nach einem fertigen Modell geplant und ins Werk gesetzt.

hatten somit teil an den bürgerlichen Freiheiten. Krimpenfort formuliert: „Die Bewohner der Stadtdörfer sind so zwar rechtlich Bürger, wirtschaftlich aber Bauern.“ Damit stellt sich auch die Frage, wie und von wem Flurordnungen zur Abstimmung der Feldarbeiten festgesetzt wurden. Krimpenfort ist der Meinung, daß das wohl ursprünglich zum Aufgabenbereich des städtischen Erbschulzen, dessen Freihufen innerhalb der stadtbäuerlichen Zinshufen lagen, gehört habe. Das Schulzenamt in den Städten ging in Preußen jedoch recht bald unter, es wurde von den Städten selbst übernommen, d. h. aufgekauft. Nach Ansicht Krimpenforts sind Aufgaben der bäuerlichen Selbstverwaltung eigens gewählten Bauernschulzen ohne eigentliche Gerichtsbarkeit übertragen worden. So seien die Flurordnungen nicht ohne weiteres obrigkeitlich von den Stadträten verfügt worden, wie das wohl gegenüber den reinen Bauerndörfern auf dem flachen Lande außerhalb der Stadtverbände üblich gewesen zu sein scheint, sondern die bäuerlichen Hufner der Städte hätten ihre Feldordnungen selbst „verliebet“, d. h. beschlossen, jedoch vor dem Rat der Stadt, dem damit nur ein Bestätigungsrecht zukam.

Die preußischen Landstädte waren bei ihrer Gründung (zumeist im 14. Jahrhundert) als Handels- und Gewerbestädte angelegt. In ihnen hatten die bäuerlichen Hufenbesitzer vor der Stadt eine bestimmte, oben geschilderte Funktion. Die Inhaber der städtischen Hofstätten, die Höfner, waren zunächst im allgemeinen die Mälzenbräuer und wohl auch die Gewandschneider (Tuchhändler); der Besitz einer Hofstätte innerhalb der Stadt war Voraussetzung für die Ausübung dieser Berufe. Bald allerdings entstand eine breitere, nach Wohlstand strebende Schicht von Handwerkern. Besonders wohlhabende Handwerker erwarben Hofstätten mit Braurecht, so daß es in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu ersten Auseinandersetzungen zwischen diesen beiden innerstädtischen Gruppen kam und zu ersten Polarisierungen zwischen Rat und Gemeinde.

Parallel dazu tauchten die ersten Anzeichen eines Ackerbürgerturns auf. Vereinzelt kauften Kaufleute nicht nur Ackerstücke in der Stadtfreiheit in größerem Maße auf, sondern auch Bauernhufen auf der städtischen Hufengemarkung und Land außerhalb des städtischen Gesamtareals. Das waren freilich noch nicht Zeichen des Niedergangs, sondern Folgen der wirtschaftlichen Blüte. Die Rolle der Landstädte als Unterzentren von Handel und Gewerbe hatte sich noch nicht gewandelt!

Erst die beiden schweren Kriege, der Dreizehnjährige Städtekrieg (1454-1466) und der Reiterkrieg (1520/21), die das Land verwüsteten, hohe Menschenverluste verursachten und zu einem Niedergang vor allem in Handel und Gewerbe führten, veränderten das wirtschaftliche und soziale Gefüge der preußischen Landstädte nachhaltig. Es kam in den „stadtverbundenen“ Dörfern zu partiellen, teilweise schon zu totalen Ortswüstungen. Flurwüstungen auf den Hufengemarkungen und auf den Stadtfreiheiten lassen sich jedoch kaum beobachten. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, daß die übrig gebliebenen Bürger anstelle fehlender Bauern sich des frei

gewordenen Ackerlandes bemächtigten. Denn die Zahl der Hufenaubauern hatte abgenommen. Dafür nahmen Stellung und Gewicht der an Zahl weniger gewordenen Bürger zu. Das führte bis in das zweite Drittel des 16. Jahrhunderts noch zu keinerlei sozialen Spannungen.

Als dann aber die Wiederbesiedlung an Umfang zunahm und sich die Landstädte mit Neubürgern, vielfach Handwerkern, wieder füllten, spitzten sich die Auseinandersetzungen zwischen Ackerbürgern und Neubürgern ohne Land zu. Stadttypische Tätigkeiten wie Bierbrauen und Handwerk wurden zwar noch in verringertem Maße ausgeübt, und das Stadtbürgertum war noch nicht restlos auf agrarisches Niveau hinabgesunken, aber die städtischen Wirtschaftszweige allein reichten als Lebensgrundlage nicht mehr aus; sie bedurften „der Stützung und der Grundlage des Ackerbaues“. Eine erneute wirtschaftlich-soziale Polarisierung in den preußischen Landstädten fand politisch wiederum ihren Ausdruck im Gegensatz zwischen Rat und Gemeinde. Erst mit landesherrlicher Unterstützung durch wiederholt erscheinende herzogliche Kommissionen erreichten die Neubürger in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Bodenreform, d. h. eine Neuverteilung des städtischen Landes. Im Interesse des Landesherrn lag natürlich die Wiederbesiedlung der Landstädte. Das war bei dem geringen Gewicht, das Handel und Gewerbe damals in den Landstädten nur noch hatten, nur möglich, wenn die Neubürger zugleich mit Ackerland ausgestattet werden konnten.

Die Hufengemarkung wurde in diese Reform nur teilweise einbezogen. Es blieb eine Oberschicht, die mehr Land besaß, erhalten.

Im Laufe dieser Umwandlungen verschwanden die alten „stadtverbundenen“ Dörfer mit ihren bäuerlichen Hüfnern fast ganz. Nur die wenigen weiter von der Stadt entfernt liegenden Dörfer blieben erhalten. Die ursprüngliche Stellung der Stadtbauern (Hüfner) als gleichberechtigte Bürger der Stadt mit besonderer Aufgabenstellung wurde nun nicht mehr verstanden. Man zwang sie teilweise sogar zu Ackerscharwerk für die Ackerbürger auf deren Land. Das war eine offenkundige Verfälschung dieses Scharwerks, das ursprünglich der Stadt als Gemeinwesen sowohl von Bürgern als auch von Stadtbauern hatte geleistet werden sollen.

In den Landstädten des Hochstifts Ermland scheint sich eine ähnliche Entwicklung vollzogen zu haben, wie sich rückschauend aus den Stadtwillküren mit ihren Regelungen des Scharwerks ergibt. Nach der Arbeit von Krimpenfort, der die ermländischen Verhältnisse berücksichtigt, soweit gedruckte Quellen und Literatur das ermöglichen, ist eine eingehendere Untersuchung der ermländischen Landstädte und deren Dörfer sehr zu wünschen. So sollten seine Einzelaussagen über die ermländischen Stadtdörfer nochmals überprüft werden. U. a. müßte geklärt werden, warum die ermländischen Stadtdörfer Neuendorf, Bürgerdorf, Reuschhagen, Atkamp in dem Hufenverzeichnis aus dem Jahre 1615 auftauchen, die übrigen jedoch nicht? Sollte das bedeuten, daß in diesen damals keine Bauern

mehr saßen, sondern nur noch Ackerbürger, deren Zinsabgaben nicht unter den Dörfern erscheinen konnten? Daß also die betreffenden Stadtdörfer in vorstädtischer Lage nicht mehr als eigene Siedlungseinheiten bestanden¹⁰⁾? Überhaupt keine Stadtdörfer sind dagegen in dem Musterzettel aus dem Jahre 1587 zu finden, wohl weil es in ihnen keine Schulzengüter gab, deren Besitzer dem Landesherrn zum Reiterdienst verpflichtet waren¹¹⁾. Beide Quellen hat Krimpenfort nicht herangezogen.

Das Bild, das Krimpenfort in seinen beiden Arbeiten zeichnet, ist im einzelnen hier und da unregelmäßig und auch verwickelter und differenzierter, worauf in diesem Bericht nicht ausführlich eingegangen zu werden braucht. Das Gleiche gilt für mancherlei Einzelfragen, die der Autor aufwirft. Hinzufügen möchte Rezensent, daß topographische Untersuchungen in größerem Umfang, als der Verfasser dazu wohl aus äußeren Gründen imstande war, anhand von Karten und mit Hilfe von Ortsbesichtigungen noch mehr Licht in die Verhältnisse der „stadtverbundenen“ Dörfer in Preußen bringen könnten.

Das Buch von Krimpenfort stellt gewissermaßen eine Art Kompendium der Stadtgeschichte für das Gebiet des Herzogtums Preußen für die Zeit vom 13. bis zum 17. Jahrhundert dar, mit einigen Abstechern in die preußische Nachbarschaft (Hochstift Ermland und Preußen königlich-polnischen Anteils), immer gesehen aus dem Blickwinkel des ländlichen Grundbesitzes in diesen Landstädten.

Die Wandlung des preußischen Landstadttyps von der Handels- und Gewerbestadt zur Ackerbürgerstadt fordert zu Fragen nach der geschichtlichen Bedeutung und den Folgen dieses Prozesses heraus. Hängt mit dieser Wandlung die Schwäche der preußischen Landstädte gegenüber dem Adel zusammen, der sich auf den Landtagen bis in die Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg, Herzogs in Preußen, politisch übermächtig zeigt?

Sollte überdies die Mentalität des Ackerbürgertums ein weiterer Grund sein für die mangelnde Industrialisierung im Ostpreußen des 19. Jahrhunderts mit der Folge der Aus- und Abwanderung größerer Bevölkerungsteile nach Übersee und nach Westdeutschland¹²⁾?

10) Vgl. dazu Z. GULDON, J. POWIERSKI, Rewizja Janów warmińskich z 1615 roku. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMIŃSKIE Nr. 2 (108), 1970, S. 246-281, hier S. 267, 274 und 278.

11) Vgl. A. THIEL, Wehrverfassungs- und Wehrverhältnisse des alten Ermlands. Musterungsordnung und Musterzettel desselben vom Jahre 1587. In: ZGAE 17 (1875) S. 184-227.

12) Vgl. dazu den Bericht über den Vortrag von W. HENNING, Wechselwirkungen zwischen Sozialstruktur und wirtschaftlicher Entwicklung in Ostpreußen im 19. Jahrhundert. In: PREUSSENLAND 15 (1977) S. 53-54 und DERS., Mögliche Industrialisierungsansätze in Ostpreußen an der Schwelle zum Industriezeitalter. In: PREUSSENLAND 15 (1977) S. 38-44.

Bischof Kaller, die Braunsberger Akademie und der Nationalsozialismus

Zu den Aufzeichnungen von Walter Adolph¹⁾

Von Hans Preuschhoff

Die hier anzuzeigenden Aufzeichnungen des engen Mitarbeiters des Berliner Bischofs Graf v. Preysing enthalten auch vielfältige Nachrichten über den ermländischen Bischof Maximilian Kaller. Der 1902 in Berlin geborene Walter Adolph kannte Kaller von Jugend auf. Pfarrer Kaller war sein Religionslehrer. Dieser, „dessen schlichte und gläubige Frömmigkeit er als vorbildlich empfind, bestärkte ihn in seiner Berufswahl; er schaffte auch die materiellen Voraussetzungen für die Aufnahme des Studiums“ (U. v. Hehl in der Einleitung, S. XXII f.). Als Apostolischer Administrator von Schneidemühl half er dem jungen Geistlichen Adolph über innere Schwierigkeiten hinweg.

Der am 2. August 1930 zum geistlichen Sekretär der Katholischen Aktion des Bistums Berlin ernannte junge Kaplan Adolph ahnte nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler – wie v. Hehl sich rücksichtsvoll ausdrückt – nicht im geringsten, welche Schwelle die deutsche Geschichte am 30. Januar 1933 überschritten hatte. In einem Gespräch mit einem prominenten Führer der Danziger Zentrumspartei im Sommer 1933 – es war nicht der Vorsitzende der Partei, Dr. Stachnik selbst, wie durch eine Rückfrage festgestellt wurde – äußerte Adolph: „Aus dem mich damals ebenfalls beseligenden Optimismus erklärte ich ihm unter anderem, daß die Selbstauflösung der Zentrumspartei uns in Deutschland nicht im geringsten mit Sorgen erfüllte, da wir der Überzeugung seien, die Kirche würde ohne die Partei segensreich im Dritten Reich wirken können“ (S. 24). Nähere Einblicke in die Praxis des NS-Regimes, die ihm die Augen öffneten, bekam Adolph, dem 1932 auch die Schriftleitung des Berliner Kirchenblatts übertragen worden war, als Leiter der katholisch-kirchlichen Presse in der Reichspressekammer (Dezember 1933 bis 1. Juli 1936).

1) W. ADOLPH, Geheime Aufzeichnungen aus dem Nationalsozialistischen Kirchenkampf 1935-1943. Bearb. v. U. von HEHL (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE, Reihe A: Quellen, Bd. 20). Mainz: Matthias-Grunewald-Verlag 1979.

Am 5. Juli 1935 wurde der Eichstätter Bischof Konrad Graf v. Preysing zum Bischof von Berlin ernannt. Daß der neue Bischof und Adolph, schreibt v. Hehl, „zu einem engen Vertrauensverhältnis finden würden, schien anfangs unwahrscheinlich, denn in der Tat waren der nobel und distinguiert auftretende Kirchenfürst aus einer der ältesten bayerischen Adelsfamilien und der eher ungehobelt und polternd wirkende Berliner Arbeitersohn ein höchst gegensätzliches Paar“ (S. XXV). Diese Eigenschaften Adolphs schlagen sich auch in seiner mitunter reichlich saloppen Schreibweise nieder, die, abgesehen von einer gewissen Unzuverlässigkeit in Einzelheiten, oft auch eine erhebliche Portion von Überheblichkeit erkennen läßt.

Was den neuen Bischof und Adolph dennoch vor allem zusammenführte, waren dessen Presseamt und das Graf Preysing übertragene Pressereferat der Fuldaer Bischofskonferenz. Dabei hat der durch Erfahrungen auf diesem Gebiet gewitzte Adolph seinem Bischof manchen guten Rat geben können, zumal sie beide (nunmehr auch Adolph!) in ihrer Beurteilung des Nationalsozialismus und des diesem gegenüber einzuhaltenden Kurses einig waren. Nach seiner Enthebung vom Amt des Fachschaftsleiters war Adolph bis 1939 hauptamtlich kirchenpolitischer Sachbearbeiter des Bischofs. Er wurde häufig als Kurier zwischen seinem Bischof und dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Bertram, eingesetzt. Im Mittelpunkt der Aufzeichnungen Adolphs stehen denn auch diese beiden Kirchenmänner, „in denen sich der Konflikt zwischen diplomatischem Eingabekurs und öffentlichem Protest beispielhaft verkörpert“ (S. XXXIII). Den ersteren vertrat trotz aller Enttäuschungen Kardinal Bertram, den letzteren v. Preysing, der 1940 sein Amt als Pressereferent der Fuldaer Bischofskonferenz aus Protest niederlegte.

Die Aufzeichnungen stammen vor allem aus den Jahren der Zusammenarbeit mit Graf Preysing. Es ist nicht unwichtig zu betonen, daß Adolph eine spätere Veröffentlichung ausdrücklich gewünscht hat, so daß es kein Vorwurf gegen ihn ist, wenn man sagt, daß manche Feststellungen und Formulierungen mit einem Seitenblick darauf gemacht sein könnten. Wie der Bearbeiter bemerkt, hat Adolph gegenüber seinen z. T. recht scharfen Urteilen in den „Aufzeichnungen“ in den Arbeiten, denen er sich nach 1969 bis zu seinem Tod 1975 widmete, also nach seinen Erlebnissen in der Kriegs- und Nachkriegszeit, besonders auch in der sowjetisch besetzten Zone, mehr Verständnis für das Verhalten von Kardinal Bertram, Nuntius Orsenigo und der Bischöfe Berning und Wienken gezeigt (S. XXVIII f.).

In seiner Aufzeichnung vom 21./24. Juni 1936 (S. 25) kommt Adolph zum ersten Male auf Bischof Maximilian Kaller zu sprechen. Er vermerkt, daß die Bischöfe früher vor den Wahlen nur indirekt den Gläubigen die Zentrumspartei empfohlen hätten. In ihren Wahlaufrufen zur Märzwahl von 1933 hätten jedoch die Bischöfe Bornewasser von Trier und Kaller von Ermland ausdrücklich das Zentrum als die Partei bezeichnet, die der Katholik wählen müsse. „Nach der Freigabe der Mitgliedschaft zur NSDAP durch den Episkopat“ habe

Bischof Kaller dann aber einen weithin sichtbaren Wechsel seiner Stellungnahme vollzogen²⁾. Adolph äußert sich in diesem Zusammenhang über seinen bischöflichen Lehrer im Berliner Jargon in einer Weise, die er in einer später hinzugefügten Notiz selbst als zu grob bezeichnet.

Adolph hatte im Sommer 1934 Maximilian Kaller in Frauenburg besucht und dabei den Bischof „offen über den peinlichen Eindruck, den sein plötzlicher Wechsel in Politicis hervorgerufen hatte“, angesprochen. Kaller antwortete: „Ich will Dir offen sagen, der Berliner Nuntius [Cesare Orsenigo] hat mich aufs Glatteis geführt. Denn nur aus der direkten Aufforderung des Nuntius mußt Du Dir mein Verhalten erklären und nur darauf zurückführen. Bei einem meiner Berliner Aufenthalte sagte er zu mir: ‚Nun gehen Sie doch mal heran und beseitigen Sie die Spannung, die zwischen Kirche und Staat steht.‘ Da ich annahm, daß dieser Rat des Nuntius sich auch mit den Zielen Roms deckte, erblickte ich in ihm die Stimme Roms und konnte gar nicht anders handeln, wie ich gehandelt habe. Heute habe ich jedes Vertrauen zum Nuntius verloren und lasse zum Beispiel auch nicht mehr sehr wichtige Sachen über die Nuntiatur nach Rom gehen. Heute habe ich aber auch erkannt, wie ich irreführt worden bin. Denn für mich ist heute klar, daß der Nationalsozialismus nicht eine politische Bewegung, sondern eine religiöse Bewegung ist“³⁾. Nach dieser Erkenntnis hat sich Bischof Kaller fortan verhalten.

In folgendem Satz bemerkt Adolph: „Bischof Kaller hatte verhältnismäßig lange Zeit kirchenpolitisch Frieden in Ostpreußen“ (S. 26). Dieser Feststellung entspricht eine Bemerkung von Kayser, daß nach der Machtergreifung die NSDAP im Ermland bedächtiger vorgegangen sei. Besonders interessant ist eine weitere Feststellung des ehemaligen Braunsberger Ersten Bürgermeisters, weil mir ganz unabhängig von ihm damals ähnliche Gedanken über die Einstellung des Gauleiters und Oberpräsidenten Koch zur Kirche ganz allgemein gekommen sind. Kayser schreibt: „Spielte sein [Kochs] Herkommen aus dem – darf man sagen – religions- und konfessionspolitisch eine Sonderstellung einnehmenden Wuppertal . . . eine Rolle? Für Rosenberg bestanden – so hieß es damals – Reisebeschränkungen im Gau Ostpreußen, seine Auffassungen habe Koch abgelehnt“⁴⁾. Später allerdings kam es auch, wie wir noch hören werden,

2) Auch G. REIFFERSCHIED, Das Bistum Ermland und das Dritte Reich (ZGAE, Beiheft 1. – BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd.7), Köln-Wien 1975, S. 29, weist darauf hin, daß der Bischof ermländischen Akademikern, auch Braunsberger Professoren, den Eintritt in die Partei empfohlen habe. – Ebenso berichtet der ehemalige Erste Bürgermeister von Braunsberg Ludwig Kayser (1929-1935), daß er im Herbst 1933 mit dem Bischof über die Frage des Parteibeitritts gesprochen habe, um ihn im Amt zu halten. „Kaller äußerte keine Bedenken, riet eher zu – wohl aus demselben Grunde“ (Mitteilung KAYSERS vom 22. 8. 1976).

3) Dieses Eingeständnis findet sich – allerdings ohne den letzten Satz – auch bei REIFFERSCHIED, S. 278.

4) Mitteilung KAYSERS vom 22. 8. 1976.

gerade in Ostpreußen zu einem heftigen Kampf gegen die katholische Kirche. Über seine Gründe mag auch der folgende Abschnitt einiges aussagen. Immerhin erschien noch Koch zu dem katholisch-kirchlichen Begräbnis des tödlich verunglückten Kreisleiters Weinreich, der sich vor seinem Tod auf seinen ausdrücklichen Wunsch von Kaplan Mohn mit den Sterbesakramenten versehen ließ. An seinem offenen Grab standen sich zwei harte Männer Auge in Auge gegenüber: der Gauleiter Koch und Erzpriester Schulz. Die Begräbniszeremonien nahm der Pg Domvikar Kreth vor.

Wie der „Burgfrieden“ zwischen Koch und Bischof zu Ende ging, davon hat mir der frühere Generalvikar Dr. Marquardt mehrmals erzählt⁵⁾. Hier genügt der zusammenfassende Hinweis, daß Koch den Bischof für „wortbrüchig“ erklärte, weil er ihm als Gegenleistung für die vorzeitige Haftentlassung des wegen eines Verstoßes gegen den damals noch gültigen Kanzelparagraphen verurteilten Braunsberger Erzpriesters Schulz dessen Versetzung von Braunsberg versprochen, aber dieses Versprechen nicht gehalten habe. Sofern Bischof Kaller überhaupt ein solches Versprechen gegeben hat, mag dies in seiner impulsiven Art zu erklären sein. Er konnte im übrigen Erzpriester Schulz gar nicht versetzen, weil nach dem Kirchenrecht keine Möglichkeit dazu bestand.

Sowohl bei Adolph wie auch bei Reifferscheid ist von einem Telegramm die Rede, das Bischof Kaller noch vor dem Zerwürfnis an den Gauleiter und Oberpräsidenten Erich Koch geschickt habe. Adolph schreibt: „Über den plötzlichen Wechsel des Bischofs in seiner politischen Auffassung erzählte man sich in Deutschland auch die Anekdote, daß er nach Veröffentlichung des Konkordattextes ein Telegramm an den Oberpräsidenten Koch von Ostpreußen mit der Anfrage gerichtet habe, wann er zur Ablegung des Treueides in Königsberg erscheinen dürfe“ (S. 26). Bei Reifferscheid heißt es auf Grund einer Mitteilung von Dr. Marquardt, daß die seit April 1933 wachsende Bereitschaft des Bischofs von Ermland zur Zusammenarbeit mit den nationalsozialistischen Behörden im Juli ihren Höhepunkt erreicht habe, in einem Telegramm, das Bischof Maximilian anlässlich des Konkordatsabschlusses an den Gauleiter richtete⁶⁾. Da Reifferscheid dabei auch die Redaktion der „Ermländischen Zeitung“ erwähnt, die bei Generalvikar Marquardt wegen des Telegramms angefragt habe, muß ich als damaliges Mitglied der Schriftleitung, wie man in der NS-Zeit statt Redaktion sagte, dazu folgendes bemerken: Als wir eines Tages auf der Schriftleitung das soeben erschienene Gauorgan der NSDAP in Königsberg, die „Preußische Zeitung“, zur Hand nahmen, fanden wir darin zu unserem Erstauen den entsprechend aufgemachten Text eines Telegramms, in dem Bischof Maximilian den Gauleiter zur vollständigen Beseitigung der

5) Vgl. H. PREUSCHOFF: In schwerer Zeit bewährt. Erinnerungen an Rechtsanwalt Dr. Paul Neumann. In: UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT 24 (1978), Nr. 4, S. X.

6) REIFFERSCHIED, S. 28 f.

Arbeitslosigkeit in Ostpreußen beglückwünschte. Wir drei Schriftleiter der „Ermländischen Zeitung“, Dr. Faller, Anton Herrmann und ich, berieten, wie wir uns zu dem Telegramm zu verhalten hätten. Wir entschlossen uns, den Generalvikar einzuschalten. Da ich mit ihm gut bekannt war – unsere Väter waren Lehrer an derselben Schule –, rief ich Dr. Marquardt in seinem Büro an und fragte ihn, ob er etwas von einem Telegramm wisse, das unser Bischof an den Gauleiter geschickt habe. Der Generalvikar antwortete mit nur einem Wort: „Leider!“ Auf meine weitere Frage, wie wir uns dazu verhalten sollten, sagte er sinngemäß, wir sollten tun, was wir für richtig hielten, er könne uns da keine Vorschriften machen. Wir haben dann in der folgenden Nummer der „Ermländischen Zeitung“ das Telegramm unter Berufung auf die „Preußische Zeitung“ veröffentlicht, natürlich ohne besondere Aufmachung. Bischof Maximilian soll geäußert haben, er habe nicht damit gerechnet, daß der Gauleiter das Telegramm veröffentlichen lassen werde. Was für die Arglosigkeit unseres Bischofs spricht. Wenn Generalvikar Dr. Marquardt Reifferscheid gegenüber geäußert hat, der Bischof habe das Telegramm an Koch anlässlich des Konkordatsabschlusses gesandt, so will ich nicht ausschließen, daß in dem wortreichen Telegramm auch das Konkordat erwähnt worden ist. Erinnern kann ich mich dessen nicht. Ich bedaure es heute natürlich sehr, daß ich in den vielen Gesprächen, die ich in den letzten Jahren seines Lebens mit Dr. Marquardt führte, nicht auf das ominöse Telegramm zurückgekommen bin. Auf keinen Fall enthielt dieses Telegramm eine Anfrage wegen der von Adolph so genannten „Anekdote“. Eine Bitte des Bischofs um einen Besuchstermin beim Gauleiter wäre zu auffällig gewesen, als daß ich sie hätte vergessen können. Ob er sie in einem anderen Telegramm geäußert hat, vermag ich nicht zu sagen.

Sehr brisant ist eine Stelle aus der Aufzeichnung Adolphs vom 31. März 1937 (S. 63 f.) über ein Gespräch mit Bischof v. Preysing: „In bezug auf die Persönlichkeit des Bischofs Maximilian von Ermland meinte der Bischof, daß man es höheren Ortes dem Pater Gehrman sehr verübelt habe, daß durch seinen Einfluß Kaller [1930] Bischof geworden sei.“ Das folgende scheint nicht mehr Bischof v. Preysing gesagt zu haben, sondern aus der Feder Adolphs selbst zu stammen: „Dazu stimmt die Bemerkung, die Kaas⁷⁾ 1936 in Rom zu Leopold [d. i. der spätere Generalvikar Maximilian Prange] über Gehrman machte. Pater Gehrman's Posten sei als eine Art Portierposten gedacht; statt dessen habe er sich so viel Einfluß erworben, daß er die ‚Schweinerei‘ mit dem Bischof Kaller eingebrockt hat. Als Grund der Enttäuschung, die Kaller Rom bereitet hat, erfuhr ich“, jetzt

7) Prälat Ludwig Kaas, Vorsitzender der Zentrumsparlei, kehrte von einer am 7. April 1933 unternommenen Romreise nicht mehr nach Deutschland zurück. Obwohl er im März 1934 zum Apostolischen Protonotar de numero participantium mit dem Exzellenztitel ernannt wurde, war er kaum der „höhere Ort“, von dem Bischof v. Preysing sprach. Über Kaas vgl. R. MORSEY, Ludwig Kaas (1881-1952). In: Zeitgeschichte in Lebensbildern. Hrsg. v. R. MORSEY. Bd. 1, Mainz 1973, S. 263-273.

bekannt sich auch Adolph selbst als der Schreibende, „sein Verhalten gegenüber der Affäre der Braunsberger Theologieprofessoren (Lortz, Eschweiler, Barion). – In den berühmten Konkordatsverhandlungen der drei deutschen Bischöfe⁸⁾ im Juni 1934 war wohl Barion der Kanonist, der seitens der Reichsregierung die Gutachten gegen die Kirche im Sinne der Regierung machte. Dieses Gutachten wurde seinerzeit Bischof Bares in die Hände gespielt, der überhaupt ausgezeichnete Verbindungsmänner zur Gegenseite gehabt haben muß. Eschweiler bildete aus den Theologen der Braunsberger Universität einen SA-Sturm und betätigte sich überhaupt sehr stark im Sinne der Partei. Unser Bischof besuchte ihn im Herbst 1936 auf seinem Sterbebett im Hedwigskrankenhaus mehrere Male [...] Eschweiler starb versöhnt mit der Kirche und wurde in seiner rheinischen Heimat unter großer Anteilnahme der Parteiformationen beigesetzt. Es war sein Wunsch, nicht in den priesterlichen Kleidern, sondern in der Parteiuniform mit den Parteiabzeichen beigesetzt zu werden“⁹⁾. Im Folgenden bemerkt Adolph: „Gegen das abfällige Urteil höchster römischer Stellen über Kaller wies ich auf das sehr erfolgreiche seelsorgliche Wirken des Ermländer Bischofs hin. Auch Leopold meinte bei anderer Gelegenheit, daß Kaas und ähnliche Leute in Rom die Bischöfe unter dem Aspekt politischer Persönlichkeiten betrachteten. Man dürfe schließlich nicht vergessen, daß unsere Bischöfe auch Oberhirten ihrer Bistümer seien. Man müsse zugeben, daß Kaller auch in Ermland viel geleistet habe.“

Soweit Adolph. Zunächst einige Hinweise auf seine unbekümmerte Art zu schreiben. Während v. Preysing „höheren Ortes“ sagt, spricht Adolph von einem „Urteil höchster römischer Stellen“. In einem Satz schreibt Adolph von den Gutachten, den folgenden beginnt er mit den Worten: „Dieses Gutachten“ (was wohl auch zutrifft). Wenn er von der Braunsberger Universität spricht, klingt das für unsere Ohren schmeichelhaft, doch stimmt es leider nicht; wir begnügten uns mit einer Akademie.

Nun aber zum Eigentlichen der Stelle. Der gleich zu Anfang von Adolph genannte Pater Gehrman war Privatsekretär des Nuntius Orsenigo. Wegen seines großen Einflusses auf diesen wurde er der „kleine Nuntius“ genannt (Adolph, S. 28). Gehrman versah neben seinen Aufgaben beim Nuntius die Stelle eines Hausgeistlichen bei den Marienschwestern am Michaelkirchenplatz. Am Sonnabend-

8) Berning, Gröber und Bares.

9) Eine Nachfrage beim Kreisdechanten von Euskirchen ergab lediglich, eine Frau habe sich der Bemerkung ihrer Eltern erinnert, daß Eschweiler ein braunes Begräbnis gehabt habe. Dem steht nach Mitteilung von Professor Fittkau (Essen) die Aussage eines Bochumer Universitätsprofessors entgegen, der als Ministrant bei der Beerdigung Eschweilers beteiligt war; danach ist es ein ganz normales Begräbnis gewesen. Auch ein älterer ermländischer Geistlicher, Prälat Kaminski (Köln), erinnert sich, daß Eschweiler in seinem Gehrock begraben wurde. – Zu dem sehr starken Engagement Eschweilers im Sinne der Partei vgl. REIFFERSCHIED, S. 37 f. und S. 74 ff. Adolphs Feststellung, daß Eschweiler aus den Braunsberger Theologen einen regelrechten SA-Sturm gebildet habe, geht aber gewiß einen Schritt zu weit.

nachmittag „leistete er regelmäßige Beichtaushilfe in der Pfarrkirche St. Michael. Dort wirkte damals Pfarrer Maximilian Kaller, der spätere Bischof, der mit seinem Landsmann P. Gehrman enge Freundschaft schloß“¹⁰). „Wir haben doch immer treu zusammengehalten“, schrieb noch am 22. Januar 1946 Bischof Kaller an Pater Gehrman¹¹).

Bei aller Berücksichtigung des Einflusses von Gehrman auf Orsenigo und der Freundschaft zwischen Kaller und Gehrman erscheint es doch unzulässig, Kaller als von Gehrman zum Bischof gemacht zu bezeichnen. Schon als junger Priester wurde Kaller zum Pfarrer der über die ganze Insel verstreuten Gemeinde von Rügen und anschließend zum Pfarrer an St. Michael im Berliner Osten ernannt, eine nicht nur große, sondern auch sehr schwierige Aufgabe, die er dank seiner außergewöhnlichen seelsorgerischen Fähigkeiten meisterte. Kaller war erst 39 Jahre alt, als er zum Fürstbischöflichen Delegaten von Berlin ausersehen wurde (Adolph, S. 228). Die Delegation war der Vorläufer des 1930 errichteten Bistums Berlin. Kallers Ernennung zum Delegaten scheiterte an dem Widerstand einflußreicher älterer Geistlicher. 1926 wurde er zum Administrator der Freien Prälatur Schneidemühl ernannt. So war sein Sprung noch weiter nach Osten nach dem Tod von Bischof Bludau auf die ermländische Kathedra 1930 gewissermaßen vorprogrammiert. Daß der Nuntius von sich aus an der Ernennung Kallers zum Bischof von Ermland interessiert war, beweist die Tatsache, daß er ihn selbst weihte, und zwar nicht in seiner neuen Kathedrale in Frauenburg, sondern noch in Schneidemühl, weil der Nuntius, wie man durchaus glaubhaft sagte, der Ansicht war, Kaller müsse schon als Bischof ins Ermland kommen¹²).

Zu den massiven Angriffen von römischer Seite gegen Kaller ist zunächst zu bemerken, daß die Mitgliedschaft der drei Professoren Josef Lortz, Karl Eschweiler und Hans Barion in der NSDAP allein nicht ausgereicht hätte, ein Verfahren gegen sie einzuleiten. Zum Fall Barion ist zu fragen, ob Bischof Kaller etwas von dem von Adolph erwähnten Gutachten für die Reichsregierung gewußt hat. Wenn Adolph behauptet, daß Bischof Bares darüber informiert gewesen sei, müßte man eigentlich annehmen, daß er seinen Amtsbruder in Frauenburg darüber unterrichtete. Aber vielleicht wollte er seinen Gewährsmann „auf der Gegenseite“ nicht gefährden, dessen Name bei einem von Bischof Kaller eingeleiteten Verfahren zwangsläufig hätte genannt werden müssen. Immerhin vermerkt Reiffer-

10) Vgl. J. KRAUS, Der Sekretär zweier Nuntien Pater Eduard Gehrman. In: In Verbo tuo. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Missionspriesterseminars St. Augustin bei Siegburg 1913-1963. St. Augustin 1963, S. 6. – Daß Kaller und Gehrman Landsleute waren, ist ein Irrtum von Kraus. Kaller war bekanntlich Oberschlesier, Gehrman Ermländer. Dieser verdient eine eingehende Würdigung, in der auch das Gespräch zwischen Adolph und ihm (ADOLPH, S. 28 f.) zu behandeln ist. – Vgl. demnächst H. PREUSCHOFF in: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE, Bd. 4.

11) KRAUS, S. 27, Anm. 16.

scheid, daß im Ermland die Vermutung ausgesprochen worden sei, Barion und Eschweiler „hätten durch Gutachten Staat und Partei über Möglichkeiten des taktischen Vorgehens der Kirche gegenüber unterrichtet“¹³⁾. Man darf bedauern, daß Reifferscheid die Formulierung „im Ermland“ nicht präzisiert hat. Dabei fällt auf, daß in dem Zusammenhang auch Eschweiler genannt wird. Bei der engen Freundschaft zwischen Barion und Eschweiler scheint es keineswegs ausgeschlossen, daß Eschweiler nicht nur das Gutachten gekannt, sondern auch unterzeichnet hat, zumal sie beide zusammen von Rom suspendiert wurden. Die im August ausgesprochene kirchliche Suspension von Barion und Eschweiler¹⁴⁾ bedeutete das Verbot jeglicher kirchlicher Amtstätigkeit, also auch des Haltens von Vorlesungen.

Ich erinnere mich noch deutlich einer vertraulichen Mitteilung des Gaupresseamtes in Königsberg an die Zeitungen in dem Sinne, daß die Maßregelung der Braunsberger Professoren durch die Kirche die deutsche Presse nicht interessiere. Ich war damals erstaunt, daß das nationalsozialistische Regime sich mit diesem Verbot die sonst gern wahrgenommene Gelegenheit entgehen ließ, der Kirche etwas anzuhängen, z. B. daß die Suspension gegen die akademische Lehrfreiheit verstoße. Heute ist mir klar, warum die Partei die Maßregelung der Braunsberger Professoren durch Rom nicht an die große Glocke hängen wollte. Aufgrund entsprechender Erklärungen erfolgte im September 1935 die Rekonziliation Barions und Eschweilers nach Verhandlungen des Generalvikars Marquardt mit der römischen Kurie¹⁵⁾.

Zum Fall Barion erscheinen noch die folgenden Hinweise bemerkenswert. Es war üblich, daß dem Vorlesungsverzeichnis der Braunsberger Akademie die Arbeit eines Dozenten beigegeben wurde. Im Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1933/34

12) Wie ungern eine Berufung Kallers auf den ermländischen Bischofsstuhl zumal beim älteren Klerus des Bistums gesehen wurde, bezeugt Ludwig Kayser. Er weilte i. J. 1930 zu einem Vortrag in einer ermländischen Stadt, wo er beim Erzpriester untergebracht war. Dieser meinte beim abendlichen Zusammensein, jeder könne Bischof von Ermland werden, „wenn es nur kein Kaller ist“. Am nächsten Tag stand in der Zeitung, daß Prälat Kaller zum Bischof von Ermland ernannt worden sei. Als seine Einführung bevorstand, erschien in Kaysers Amtszimmer überraschend Dompropst Sander. Er sagte, die „Ausländer“ – womit er sich, der in Frankfurt geboren worden war, und den aus Münster stammenden Ersten Bürgermeister meinte – müßten dafür sorgen, daß das Ermland seinen neuen Bischof würdig empfangen. Was denn auch geschehen ist. Auch Sanders Sorge, der Kapitularvikar Spannenkrebs könne bei seiner Begrüßung am Außenportal des Domes „unbedachte Äußerungen“ machen, erwies sich als unbegründet. Man wird Kaysers Feststellung zustimmen müssen: „Daß Kaller s. Z. im Ermland wenig gern gesehen wurde, ist bekannt. Es scheint mir mit eine Auswirkung des Dritten Reiches und des Kirchenkampfes zu sein, daß Bischof Maximilian, der Klerus und das ermländische Volk doch so hervorragend zusammenwachsen“ (Mitteilung KAYSERS vom 22. 8. 1976).

13) REIFFERSCHIED, S. 52

14) Ebd.

15) Ebd. S. 64.

steht auf der ersten Seite: „Eine als Programmschrift vorgesehene kirchliche Abhandlung von Herrn Privatdozent Dr. Barion kann erst dem nächsten Vorlesungsverzeichnis beigegeben werden, da sie infolge des Reichskonkordats der Umarbeitung bedarf.“ Im Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1934 aber steht zu lesen: „Die vorliegende Untersuchung tritt an die Stelle einer Arbeit über die rechtliche Lage der preußischen katholischen Fakultäten, die schon dem Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1933/34 beigegeben werden sollte: Ihre Veröffentlichung, die damals mit Rücksicht auf das bevorstehende Reichskonkordat unterblieb, erscheint indes zur Zeit nicht als tunlich. Braunsberg/Ostpr., Februar 1934. H. B.“ Statt dessen wurde dem Vorlesungsverzeichnis Barions Abhandlung „Die Nationalsynode im fränkisch-deutschen Synodalrecht des Frühmittelalters“ angefügt. – Barion hat sich nach seiner Rekonziliation korrekt verhalten¹⁶⁾. Er wurde 1938 nach München und nach der Aufhebung der dortigen Theologischen Fakultät¹⁷⁾ 1939 nach Bonn berufen. Nach dem Krieg verlor er sein Amt. Sein Einspruch dagegen wurde vom Verwaltungsgericht abgelehnt.

Eschweilers Verhalten blieb auch nach seiner Rekonziliation problematisch. Er kam von dem Gedanken einer Vereinbarkeit katholischer Religion und nationalsozialistischer Weltanschauung nicht los. Sehr eindrucksvoll sind die Ausführungen des bereits genannten früheren Ersten Bürgermeisters Kayser, der seit seinem Amtsantritt in Braunsberg 1929 bis zu seiner Entlassung durch die NS-Behörde 1935 einen regen Kontakt mit der Akademie und ihren Professoren pflegte. Nach seiner Meinung ist Eschweiler wohl der stärkste Intellektuelle an der Akademie gewesen – eine Feststellung, die kaum auf Widerspruch stoßen wird. Weiter schreibt Kayser: „Nach meiner Absetzung 1935 sprach ich ihn noch einmal in Berlin. Es muß im Frühjahr 1936 gewesen sein. Da er mit mir kein öffentliches Lokal aufzusuchen wünschte – doch das war ich gewohnt –, gingen wir plaudernd durch die Nebenstraßen von Kurfürstendamm und Tauentzienstraße. Es gab keine Übereinstimmung. Aber ich hatte den Eindruck, mit einem Ringenden, Suchenden zu sprechen. Er ließ durchblicken, mit manchem nicht zufrieden zu sein. Er deutete an, mit sich selbst nicht ganz einig zu sein. Er stand trotzdem zu seiner bisherigen Auffassung. Ich befürchtete, er gehe einen gefährlichen Weg. Als ich nach etwa einem halben Jahr die Anzeige von seinem Tode las, dankte ich dem Herrn, daß er ihn nicht abermals habe in Konflikt mit der Kirche fallen lassen“¹⁸⁾.

16) Vgl. u. a. den noblen Nachruf von H. FLATTEN, Hans Barion †. In: ARCHIV FÜR KATHOLISCHES KIRCHENRECHT 142 (1973) S. 71-79.

17) Vgl. B. STASIEWSKI, Zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultäten und der Philosophisch-Theologischen Hochschulen in Deutschland 1939-1945. In: Die Kirche im Wandel der Zeit. Festgabe für Joseph Kardinal Höffner. Hrsg. v. F. GRONER, Köln 1971, S. 173 f., und demnächst G. SCHWAIGER, Geschichte der Theologischen Fakultät der Universität München im 19. und 20. Jahrhundert (frdl. Mitteilung des Verf. v. 2. 4. 1980).

18) Mitteilung KAYSERS v. 22. 8. 1976.

In einem Eingesandt an den „Rheinischen Merkur“ schreibt Dr. Günther Krauss aus Köln im Zusammenhang mit dem Fall Küng: „Das von Küng wachgerufene Interesse ist kein echtes theologisches Interesse. Auch mit den großen neuzeitlichen Theologen wie Kardinal Newman, M. J. Scheeben, Carl Eschweiler und der französischen Dominikanerschule nicht von weitem zu vergleichen“¹⁹⁾. Von zwei meiner geistlichen Freunde meint der eine, jede Kollegstunde bei Eschweiler sei ein Erlebnis gewesen, der andere: „Alle Fragen, die Küng anheizt, hat er schon vor 53 Jahren mit uns so intensiv durchgesprochen, daß ich in der Lage bin, auf alle ‚Küngeleien‘ die richtige Antwort zu geben.“ Um so beklagenswerter ist nach solch positiven Urteilen über Eschweiler, daß er einen Irrweg beschritt, aus dem er offensichtlich nicht mehr herausfand. Es stellt sich die Frage, ob sein Verhalten nicht auch von dem „Braunsberg-Komplex“ wesentlich bestimmt war, von dem noch zu sprechen sein wird.

Zum Fall des dritten der Braunsberger NS-Theologieprofessoren Josef Lortz äußert sich Adolph nicht. Nach Reifferscheids ausführlicher Auseinandersetzung mit seinem auch als Broschüre erschienenen Vortrag vor Braunsberger und Königsberger Studenten „Katholischer Zugang zum Nationalsozialismus“²⁰⁾ muß man sich eigentlich darüber wundern, daß nicht auch Lortz von kirchlicher Seite gemäßregelt wurde. Daß dies nicht geschah, dürfte daran liegen, daß Eschweiler und Barion den Nationalsozialismus aus innerer Überzeugung bejahten, während er für den Historiker Lortz ein geschichtlicher Vorgang war, den man als solchen zunächst respektieren müsse. Lortz glaubte auch, daß der Nationalsozialismus Deutschland vor dem Bolschewismus rette, und er vertraute auf das Wort Hitlers, er werde die beiden christlichen Religionen zu Grundpfeilern seines politischen Handelns machen. Dieses Eingeständnis machte Lortz gelegentlich des Festaktes zu seinem goldenen Doktorjubiläum in der Universität Bonn 1970. Auch sorgte nach seiner Meinung der nationalsozialistische Staat für eine innere Befreiung der Kirche durch die Abstoßung ihrer Verbindung mit der Politik. In Rom sah man über Lortz' „Ausrutscher“ gewiß auch schon deshalb hinweg, weil bereits 1930 sein bedeutendes Buch „Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung“ erschienen war, das alsbald in mehrere Sprachen, sogar ins Japanische, übersetzt worden ist. Reifferscheid weist darauf hin, daß Lortz selbst bereits ein Jahr später, also 1934, erklärte, die Entwicklung habe seinem Optimismus bisher nicht recht gegeben²¹⁾. Gerade einen Historiker wie ihn mußte der sog. Röhmputsch vom 30. Juni 1934, als Hitler außer SA-Führern eine Reihe von mißliebigen Persönlichkeiten ohne Gerichtsurteil ermorden ließ, erkennen lassen, daß der NS-Staat kein Rechtsstaat sei. In dem Zusammenhang verdient eine Äußerung Adolphs vom 7. März 1938 besondere Beachtung, daß der Erzpriester

19) RHEINISCHER MERKUR vom 21. 1. 1980.

20) REIFFERSCHIED, S. 38-43.

21) Ebd. S. 42.

Albert Coppenrath, der offensichtlich eine hervorragende Rolle im Berliner Klerus spielte, glaube, „der deutsche Episkopat hätte nach dem 30. Juni 1934 seine große Stunde versäumt, indem er schwieg“ (S. 235). Kayser erwähnt, daß man mit Lortz schon 1933 in aller Offenheit habe sprechen können, vor allem aber bei späteren Begegnungen mit ihm in Münster. Das Reichskonkordat sah er als Bestätigung seiner kirchengeschichtlichen Auffassung an. Er habe dann erkannt, für welches System er sich eingesetzt hatte²²). Gegenüber dem ehemaligen Sekretär Bischof Kallers, Gerhard Fittkau, erklärte Lortz 1946, daß er 1938 aus der Partei ausgetreten sei und das volle Vertrauen von Bischof Graf Galen besessen habe.

Nach Münster wurde Lortz auf den Lehrstuhl für Missionswissenschaft als Nachfolger von Professor Schmidlin berufen, der 1934 als Gegner des Nationalsozialismus zwangspensioniert wurde und im Konzentrationslager gestorben ist. Da der Inhaber des Lehrstuhls für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte, Schreiber, aus politischen Gründen nach Braunsberg versetzt (er hat die Stelle dort nicht angetreten) und sein Lehrstuhl in Münster an eine andere Fakultät vergeben worden war, wurde Lortz auch mit der Wahrnehmung des Lehrgebietes Mittlere und Neuere Kirchengeschichte beauftragt. So ist er faktisch doch der Nachfolger von Professor Schreiber geworden. 1946/47 wurde Lortz staatlicherseits suspendiert. Auch nach Abschluß des Entnazifizierungsverfahrens zögerte die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen, ihn wieder in sein Amt einzusetzen. Inzwischen hatte Lortz Verbindungen zu einflußreichen ökumenischen Kreisen in Hessen und Rheinland-Pfalz aufgenommen. Zu ihnen gehörte der Gründungsrektor der Universität Mainz, Schmidt. Er sorgte dafür, daß 1950 Lortz an die Philosophische Fakultät der Universität als Professor für Abendländische Religionsgeschichte berufen und zum Direktor des Instituts für Europäische Geschichte, Abteilung Abendländische Religionsgeschichte, ernannt wurde. Schon 1939/40 war sein berühmtes Werk „Die Reformation in Deutschland“ erschienen, in welchem er das auf katholischer Seite von Denifle u. a. einseitig gesehene Lutherbild korrigierte. An der bereits erwähnten Feierstunde zu Lortz' goldenem Doktorjubiläum in Bonn nahmen der Apostolische Nuntius Bafile sowie der Bischofskoadjutor von Luxemburg, Hommel, teil. Zuvor hatte in einer Festgabe zum 70. Geburtstag Bundespräsident Theodor Heuss ihm sehr ehrende Worte über sein Werk geschrieben, wobei er geist- und humorvoll, auch nach seiner Art leicht ironisch meinte, seine „Darstellung ergebe die Chance Martin Luthers, ein Heiliger geworden zu sein, falls er ein besserer Theologe gewesen wäre“²³).

Josef Lortz ist am 21. Februar 1975 im Alter von 87 Jahren gestorben. Es verdient erwähnt zu werden, daß er entscheidenden Anteil

22) Mitteilung KAYSERS v. 22. 8. 1976.

23) Festgabe Joseph Lortz. Hrsg. v. E. ISERLOH und P. MANNS. Bd. 1. Reformation, Schicksal und Auftrag. Baden-Baden 1958, S. 2.

an der Ernennung unseres führenden ermländischen Historikers Hans Schmauch zum Honorarprofessor in seiner Fakultät in Mainz gehabt hat, nachdem Schmauchs Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Braunsberger Akademie, an welcher er seit 1932 als Privatdozent zugelassen war, 1939 und 1943 entgegen dem Antrag der Philosophischen Fakultät aus politischen Gründen abgelehnt worden war. Wir Ermländer verdanken Lortz durch sein Buch über Stanislaus Hosius²⁴⁾ eines der Standardwerke unserer heimatlichen Geschichtsschreibung.

Bemerkt sei noch, daß sämtliche nach der Machtergreifung von 1933 an die Theologische Fakultät in Braunsberg berufenen Professoren nicht der NSDAP angehörten: Karl August Fink, Heinrich Kühle, Karl Theodor Schäfer, Gottlieb Söhngen, Johannes Vincke, Joseph Ziegler. Eigentlich muß es verwundern, daß die Akademie angesichts der Haltung, die das NS-Regime gegenüber den theologischen Fakultäten allgemein einnahm, die Braunsberger Akademie wegen der geringen Zahl ihrer Hörer – zu den Studenten aus dem Ermland kamen nur noch die aus dem Bistum Danzig und der Freien Prälatur Schneidemühl, insgesamt waren es im Wintersemester 1935/36 100 Immatrikulierte – überhaupt noch am Leben blieb. Aber es handelte sich um eine Hochschule des deutschen Ostens, und es tauchte sogar, allerdings von seiten Eschweilers, der Gedanke auf, die Theologen aus dem Reich ein Ostsemester in Braunsberg studieren zu lassen. Wie mir der letzte Rektor der Braunsberger Akademie, Professor Jakob Barion, in Bonn auf meine Anfrage erklärte, hat die Braunsberger Akademie bis Anfang 1945 bestanden²⁵⁾. Von einer Verlegung nach Breslau²⁶⁾ ist nie die Rede gewesen.

Dagegen drängt sich die Frage auf, ob die drei Braunsberger Theologieprofessoren, die der NSDAP angehörten und von denen zwei – nämlich Barion und Eschweiler – aus der Erzdiözese Köln kamen, während Lortz Luxemburger war, nicht gerade mit Hilfe der Partei eine Verlegung der Akademie nach Königsberg erreichen zu können glaubten. Schon nach der Übernahme des Ermlandes durch Preußen hatte es, vor allem in den Jahren 1812-1815, Überlegungen gegeben, eine katholisch-theologische Fakultät an der Universität Königsberg zu errichten²⁷⁾. Doch Bischof Joseph von Hohenzollern (1808 bis 1831) sträubte sich mit aller Kraft dagegen. So kam es 1821 schließlich zur Gründung einer eigenen ermländischen Hochschule, des Königlichen Lyceum Hosianum in Braunsberg²⁸⁾. Dessen erste Professoren waren verständlicherweise Nichtermländer. Wir nennen hier nur den Westfalen Schmülling sowie den Schlesier Gerlach. Als erster Professor aus dem Ermland wurde 1826 Josef Neumann an die Braunsberger Hochschule berufen. In der Folgezeit lehrten an ihr

24) J. LORTZ, Kardinal Stanislaus Hosius. Braunsberg 1931.

25) Bis dahin waren das Rektorat und die Verwaltung noch dort. Barion hat am 6. 2. 1945 Braunsberg verlassen. Mitteilung BARIONS vom 30. 6. 1980.

26) LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE. Bd. 2. Freiburg 1958, Sp. 657.

27) Vgl. dazu F. DITTRICH, Der Plan der Einrichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Königsberg. In: ZGAE 18 (1913) S. 395-488.

ermländische wie nichtermländische Professoren, letztere kamen vor allem aus Westfalen und wechselten meistens nach einer bestimmten Zeit an die Münsterer Hochschule über. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde das Gleichgewicht zwischen ermländischen und von auswärts gekommenen Professoren stark gestört, als die beiden Ermländer Alfons Schulz und Bernhard Poschmann (1925 und 1928) durch „fremde Herren“, wie man in Braunsberg sagte, ersetzt wurden, Schulz durch Lorenz Dürr aus der Diözese Würzburg, Poschmann durch Karl Eschweiler, der den Namen seines Faches von Dogmatik in Systematische Theologie umtaufte. Es kam so weit, daß nach der Berufung des Philosophen Switalski ins Domkapitel (1933) und dem Tod des Moralisten Paul Jedzink (1943) unter den ordentlichen Professoren kein Ermländer mehr war. Schuld daran war gewiß die mangelnde Sorge um einen geeigneten Nachwuchs aus dem Ermland ausgerechnet unter der Ägide eines Bischofs, der selbst von der Lehrkanzel auf den Bischofsstuhl übergewechselt war: Augustinus Bludau. Es sei gleich hier bemerkt, daß der bekannte Theologe und Philosoph Theodor Steinbüchel, als Bischof Kaller ihm einmal die Situation an der Braunsberger Akademie klagte, unserem Bischof dringend riet, geeignete junge Geistliche aus seiner Diözese auf die Universitäten zu schicken, damit sie dort promovierten, selbst – wie ich hinzufügen darf – auf die Gefahr hin, daß sie später wie Schulz und Poschmann von den theologischen Fakultäten im Reich abgeworben wurden. Eine solche Berufung ermländischer Professoren konnte für die Akademie nur ehrenvoll sein. Jedenfalls folgte Bischof Kaller dem Rat Steinbüchels und schickte alsbald sechs geeignete junge Geistliche zur Promotion auf Universitäten im Reich.

Die meisten „fremden Herren“ hatten wohl Angst, in Braunsberg hängenzubleiben, und so strebten gerade sie an, was Joseph v. Hohenzollern mit Erfolg verhindert hatte, die Verlegung der Akademie bzw. der Theologischen Fakultät an die Universität Königsberg. Wie gering Braunsberg und seine Akademie „im Reich“ mitunter eingeschätzt wurden, mag aus einer Bemerkung des aus der Diözese Breslau nach Braunsberg berufenen Neutestamentlers Alfons Steinmann hervorgehen. Ich studierte 1924/26 selbst an der Braunsberger Akademie. Aus Steinmanns Kolleg erzählten mir die Kommilitonen: Steinmann habe geäußert, sein Breslauer Kollege Josef Wittig („Die Erlösten“) habe ihn angeödet, indem er in bezug auf ihn gesagt habe, er möchte alles sein, nur nicht Professor in Braunsberg. Der Alttestamentler DDr. Dürr hoffte vergeblich auf eine Berufung an die Theologische Fakultät einer Universität im Reich. Als sie ausblieb, ging er 1933 an die Katholisch-Theologische Hochschule Freising

28) Seit 1912 Königliche Akademie. – Vgl. zur Geschichte der Braunsberger Hochschule B. STASIEWSKI, Die geistesgeschichtliche Stellung der Katholischen Akademie Braunsberg 1568-1945. In: Deutsche Universitäten und Hochschulen im Osten (WISSENSCHAFTLICHE ABHANDLUNGEN DER ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR FORSCHUNG DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN, 30). Köln-Opladen 1964, S. 41-58.

und von dort 1937 nach Regensburg, obwohl diese Hochschulen im Rang eigentlich niedriger standen als die den Universitäten gleichgeordnete in Braunsberg²⁹⁾.

Für den Lehrstuhl für Geschichte und Literaturgeschichte stand nach dem Tod Victor Röhrichs (1925) aus dem Ermland ein Mann zur Verfügung, den man eigentlich als höchstgeeignet für diesen Posten bezeichnen mußte, Otto Miller. Er hatte in Freiburg bei dem bedeutenden Historiker Heinrich Finke über Dantes Geschichtsphilosophie promoviert, und sein „Individualismus als Schicksal“³⁰⁾ weist ihn als gründlichen, wenn auch eigenwilligen Kenner der deutschen Literaturgeschichte aus. Seine katholische Grundhaltung hinderte ihn nicht daran, z. B. den frühverstorbenen genialen Georg Büchner mit seinem erschütternden „Woyzeck“ zu rühmen. Man kann sich freilich schlecht vorstellen, daß Miller, der selber ein ausgesprochener Individualist war, an bestimmten Wochenstunden sein Kolleg halten sollte und sich speziell auf dieses vorbereiten mußte, auch wenn er seine Vorlesung weitgehend aus dem Ärmel schütteln konnte. Jedenfalls hätte Miller vielleicht seine Ansichten wirkungsvoller als Mitglied des Lehrkörpers der Akademie durchsetzen können als durch die Schüsse, die er dann als Pfarrer von Thiergart gegen sie feuerte. Was hätte Miller den Theologiestudenten an „Allgemeinbildung“ mitgeben können, um derentwillen ja die Philosophische Fakultät eingerichtet worden war! Mit welcher Feststellung keineswegs die große wissenschaftliche Bedeutung von Männern wie Philipp Funk, Herman Hefele und Clemens Bauer abgewertet werden soll. Aber mit Miller hätte eben ein großer Ermländer zu seinen ermländischen Hörern gesprochen. Ob allerdings die Fakultät einen solch schwierigen Kollegen akzeptiert und ob vor allem er als Professor in Braunsberg die Machtergreifung Hitlers durch seine Einstellung, aus der er keinen Hehl machte, lange überlebt hätte – das sind andere Fragen.

Was die erwähnten Bestrebungen der „fremden Herren“ betrifft, die Braunsberger Akademie nach Königsberg zu verlegen, so ist die Feststellung Kaysers bemerkenswert, daß er, als er 1929 nach Braunsberg kam, enttäuscht war über die geringe Verankerung der Akademie in der Bevölkerung der Stadt Braunsberg und des Ermlandes³¹⁾. Ein wesentlicher Grund dafür war gewiß die „Überfrem-

29) Sehr geschickt stellte es der aus Westfalen stammende Bernhard Laum an, der 1923 von Frankfurt, wo er Privatdozent gewesen war, auf den Lehrstuhl für die klassischen Altertumswissenschaften an die Braunsberger Akademie berufen worden war. Im Vorlesungsverzeichnis für das WS 1934/1935 wird zum ersten Male als seine Lehrbefähigung Volkswirtschaftslehre angeführt. Schon seit 1933 hielt er, der zuvor durch Publikationen über das Geld in der Antike hervorgetreten war, Vorlesungen über Volkswirtschaft. 1936 ging Laum mitsamt seinem Lehrstuhl an die Universität Marburg. Allerdings durfte er dort nur Wirtschafts- und Sozialgeschichte lehren. Die Umwandlung des Braunsberger Lehrstuhls und seine Verlegung sind gewiß nur durch Laums Zugehörigkeit zur NSDAP möglich gewesen.

30) Nürnberg 1965.

31) Mitteilung KAYSERS vom 22. 8. 1976.

„der Hochschule. Solange noch Professoren wie Schulz und Poschmann an ihr lehrten, war sie, wie man sich heute ausdrückt, in Braunsberg integriert. So hielt beispielsweise Schulz in der Pfarrkirche großartige Fastenpredigten über die Propheten des Alten Bundes. Später war das Verhältnis zwischen einigen Professoren der Akademie und dem Diözesanklerus geradezu gespannt. Als 1934 Joseph Ziegler nach Braunsberg berufen wurde, rief ihm Rektor Eschweiler, er „möge den Kontakt mit klerikalen Kreisen, die seine Gegner seien, auf die notwendigsten Antrittsbesuche beschränken“³²⁾.

Die zunächst noch „im geheimen betriebenen Pläne zur Verlagerung der Akademie nach Königsberg“ machten Bischof Augustinus Bludau in seiner letzten Lebenszeit Sorgen³³⁾. Man tritt nach seinem späteren Verhalten Professor Karl Eschweiler, der 1928 als Nachfolger von Poschmann nach Braunsberg berufen wurde, gewiß nicht zu nahe, wenn man ihn zumindest als beteiligt an den Verlegungsplänen ansieht. Im Mai 1931 wurden diese Pläne auf Versammlungen der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vereine Braunsbergs, der örtlichen Organisation der Zentrumspartei sowie der Geistlichkeit des Dekanats behandelt und energisch zurückgewiesen³⁴⁾. Daraufhin wandten sich Professoren, die eine Verlegung befürworteten, in einer Erklärung an den Rektor der Akademie³⁵⁾, der sie wunschgemäß am 8. Juni an den Bischof, den Vorsitzenden der Zentrumspartei und den Leiter der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vereine weiterleitete³⁶⁾. Der Erste Bürgermeister von Braunsberg, Kayser, der als Teilnehmer an den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft Kenntnis von dem Schreiben Hefeles und der Erklärung der Professoren hatte, nahm dazu am 5. Juli in einem ausführlichen Schreiben an den Rektor der Akademie Stellung und setzte sich für ein Verbleiben der Hochschule in Braunsberg ein³⁷⁾.

Es muß noch 1933 gewesen sein, jedenfalls wohnte und lehrte der bereits zum Domkapitular in Frauenburg berufene DDr. Switalski noch in Braunsberg. Er erschien zu einem KV-Abend im Katholischen Vereinshaus und berichtete von einem Besuch des Reichserziehungsministers Rust in der Akademie. Dabei habe Eschweiler sich nicht enthalten können, den Minister anzusprechen: „Was die Verlegung der Akademie nach Königsberg betrifft . . .“ – da habe ihn Rust schon unterbrochen: „Sie können ganz beruhigt sein, Herr Rektor, die Akademie bleibt in Braunsberg!“ Darauf habe, wie Switalski mit süffisantem Lächeln hinzusetzte, Eschweiler nach einer kleinen Pause gesagt: „Gott sei Dank!“ Jedenfalls war damit das

32) J. ZIEGLER, Vor 40 Jahren. Mein erster Sommer in Ostpreußen. In: ERMLANDBRIEFE 28 (1974), Nr. 109, S. 24.

33) Vgl. G. LÜHR, Augustinus Bludau. In: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1. Königsberg 1941, S. 62.

34) S. unten Anhang, Nr. 1a, S. 123.

35) S. unten Anhang, Nr. 1a, S. 123-127.

36) S. unten Anhang, Nr. 1, S. 122.

37) S. unten Anhang, Nr. 2, S. 127-133.

Thema der Verlegung der Akademie nach Königsberg endgültig vom Tisch.

Was das Kapitel Maximilian Kaller und die Professoren betrifft, sei noch darauf hingewiesen, daß der Bischof den NS-Professoren verboten hatte, Vorträge vor Vereinen zu halten, und daß er Bedenken gegen das Eintreten von Eschweiler und Barion für die Sterilisation äußerte³⁸⁾. Aber Adolph und Prange hatten schon recht, wenn sie Kaller als ausgesprochenen und erfolgreichen Seelsorgebischof bezeichneten. Als solchem bewahren ihm auch seine alten ermländischen Diözesanen ein dankbares Gedenken. Mit einigem Erstaunen liest man nach alledem, was bisher gesagt wurde, die jüngst geäußerte Behauptung, wonach die Theologen Lortz, Eschweiler und Barion aus Braunsberg im Ermland in den Westen gekommen sind, „da ihr Bischof . . . ihre ‚nationale‘ Einstellung mißbilligte“³⁹⁾.

In seiner Aufzeichnung vom 3. April 1937 (S. 77) berichtet Adolph auführlich von einem Besuch des Generalvikars von Ermland Dr. Marquardt und des Verlagsdirektor der damals noch dem Bischöflichen Stuhl gehörenden Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei, Msgr. Skowronski⁴⁰⁾, in Berlin. Die Druckerei war durch die Gestapo wegen des Druckes der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ geschlossen worden. Die Bemühungen der beiden Herren blieben vergeblich. Die Druckerei wurde vom Staat an den Nova-Zeitungsverlag, dem bereits die „Ermländische Zeitung“ gehörte, verkauft, der Bischöfliche Stuhl erhielt keinen Pfennig⁴¹⁾.

Als Bischof v. Preysing Dr. Marquardt riet, zum Nuntius zu gehen und diesem Bericht zu erstatten, zeigte der Generalvikar dazu wenig Lust. Man sei auch im Ermland über Orsenigo sehr verschnipft. Der Nuntius antworte nicht auf Schreiben und gebe manchmal Berichte auch nicht weiter. Vor einiger Zeit habe Skowronski im Auftrag des Bischofs einen Brief zum Nuntius gebracht. Um es möglichst unauffällig zu machen, hatte der Brief keine Beschriftung. Der Nuntius habe sich geweigert, den Brief zu öffnen, und zu dem Überbringer gesagt: „Öffnen Sie ihn.“ Dann sah der Nuntius den Brief an und stellte fest, daß er tatsächlich für ihn bestimmt war. Bischof v. Preysing versuchte Dr. Marquardt gegenüber um Verständnis für das Verhalten des Nuntius zu bitten, sagte dann aber, als sie allein waren, zu Adolph: „Der Nuntius hat doch eine unglückliche Hand, sich unbeliebt zu machen“ (S. 78).

In der Woche vom 16. bis 23. Januar 1938 war Adolph Gast seines alten Religionslehrers in Frauenburg (S. 220 f.). Dabei hatte er zunächst auf die Vorgänge hingewiesen, die sich im Oktober 1937 zwischen Berlin und Breslau abgespielt hatten. Graf Preysing, dem sei-

38) Vgl. REIFFERSCHIED; S. 52, Anm. 89.

39) So C. HOHOFF, Der christliche Epimetheus. Zum hundertsten Geburtstag von Konrad Weiß. In: INTERNATIONALE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT 9 (1980), Nr. 4, S. 366.

40) Von Adolph irrtümlich als Prälat Dr. bezeichnet.

41) Vgl. H. PREUSCHOFF, Zeitungen im Ermland. In: UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT 24 (1978) Nr. 2/3, S. VII.

nerzeit von der Fuldaer Bischofskonferenz zusammen mit dem Erzbischof von Bamberg und dem Bischof von Osnabrück der Auftrag erteilt worden war, mit der Reichsregierung wegen Schulsachen zu verhandeln, gab diesen Auftrag an Kardinal Bertram als den Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz zurück, u. a. weil er es für verhängnisvoll hielt, Friedensverhandlungen zu führen, wenn kein Waffenstillstand vom Gegner gewährt wird (Adolph, S. 165). Bei den Gesprächen in Frauenburg erwähnte Adolph „die Richtung der kirchenpolitischen Taktik, die von Kardinal Bertram, Nuntius Orsenigo, Bischof Berning und Bischof Wienken vertreten wird. Kaller ist eine viel zu einfache und gradlinige Natur, um das komplizierte kirchenpolitische Spiel mit der Taktik und der Intrigue voll zu verstehen. Er erklärte aber sofort, daß er die Berliner Auffassung teilt und schon seit einem Jahr in seinen Hirtenbriefen und seinen Ansprachen seine Diözesanen über den Ernst der Lage aufklärt.“ Hier fügt Adolph ein: „Wienken hat auf dem Geheimen Staatspolizeiamt erfahren, daß Kaller noch vor Clemens Galen der bestgehaßte Bischof sei“, und fährt fort: „Für Maximilian sind die päpstliche Enzyklika ‚Mit brennender Sorge‘ und die Weihnachtsansprache die Richtlinien, nach denen die Lage zu beurteilen und zu handeln ist. . . Am 17. Januar 1938 predigte Maximilian vor Studenten in Königsberg und prägte den Satz: Nationalsozialismus und Kirche stehen sich wie Feuer und Wasser gegenüber“ (S. 220).

Als Bischof Kaller bei einem Besuch bei Prälat Hartz in Schneidemühl erfuhr, daß dieser aus Anlaß des Todes von General Ludendorff am 20. Dezember 1937 auf Befehl der Gestapo die Kirchen habe flaggen lassen – Ludendorff war der Führer der extrem christentumsfeindlichen Bewegung der deutschen Gotteserkenntnis –, machte Kaller seinem Freund heftige Vorwürfe, weil die sechs Erzbischöfe beschlossen hätten, aus diesem Anlaß nicht zu flaggen. Daraufhin stellte Kaller – natürlich ohne Hartz mit Namen zu nennen – bei der nächsten Bischofskonferenz den Antrag zu beschließen, daß ein Beschluß, den die sechs Metropoliten einstimmig gefaßt hätten, für alle Bischöfe verpflichtend sei (S. 221).

Es wird wohl bei dem zuletzt genannten Besuch Adolphi bei Bischof Kaller gewesen sein, daß dieser ihm sagte, „daß der Kampf gegen die katholische Kirche“ in Ostpreußen „mit aller Schärfe geführt werde. Der Oberpräsident Koch habe schon vor Jahresfrist erklärt, daß er mit dem Bischof weder mündlich noch schriftlich verkehren werde.“ Ob der Grund dafür allein in dem angeblichen Wortbruch Kallers zu suchen ist? Besondere Sorge mache sich der Bischof um die Katholiken in Königsberg. „Dort seien von 20 000 Seelen im letzten Jahr 400 aus der Kirche ausgetreten“ (S. 227).

Die letzte Aufzeichnung Adolphi über Bischof Kaller ist für diesen sehr rühmlich. Am 31. Januar 1938 hatte in Kevelaer eine Bischofskonferenz der westdeutschen Diözesen stattgefunden. Domkapitular Heufers aus Berlin hatte bei einem Besuch bei Bischof Graf Galen erfahren, daß die Konferenz nichts wesentlich Neues erbracht habe. Heufers meinte sogar, daß der Graf aus seiner autoritären Grund-

einstellung heraus immer noch gern mit dem System übereinkommen möchte. Bischof v. Preysing meinte zu dem Bericht von Heufers, „daß es rein zum Verzweifeln sei. Klar sähen nur noch Kaller und er“ (S. 229)⁴²⁾. Diese Bemerkung v. Preysings macht es verständlich, daß von seiten der Kirche, wie mir Prälat Marquardt mehrfach versicherte, Kaller bei den Sedisvakanzen von Köln, Aachen und eines dritten Bischofsstuhles, dessen Name mir entfallen ist, als geeigneter Kandidat benannt wurde. Doch scheiterte, so unser damaliger Generalvikar, seine Ernennung jedesmal am Einspruch des Gauleiters Koch.

Abschließend ist zu sagen, daß Adolphs Aufzeichnungen, soviel man auch gegen sie einzuwenden haben mag, eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte der katholischen Kirche in der NS-Zeit darstellen.

Anhang

1

Hefele an Schulz

Braunsberg (Ostpr.), 8. Juni 1931

Privatarchiv Ludwig Kayser, Münster. Abschrift in Schreibmaschinenhektographie mit Kopf: Rektorat der Staatl. Akademie zu Braunsberg. Aktenzeichen: Brb. Nr. 86/Pers./31. E. 8 VI 31/588. Anschrift: An den Leiter der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vereine, Herrn Erzpriester Schulz, Braunsberg.

Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir, in der Anlage eine Erklärung zur gefälligen Kenntnis zu überreichen, die mir von den in Frage stehenden Herren Kollegen mit dem Ersuchen um Weitergabe an den hochwürdigsten Herrn Bischof, an den Herrn Vorsitzenden der Zentrumspartei in Ostpreußen und an den Herrn Leiter der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vereine in Braunsberg übergeben wurde. Die Erklärung ist einzig und allein von der Absicht getragen, das Verhalten der in Frage stehenden Herren durch offene Darlegung der für sie maßgebenden Gründe gegenüber ehrenrührigen Anwürfen zu verteidigen.

Sämtliche Mitglieder des Senats haben von dieser Erklärung Kenntnis genommen und, ohne sich die darin angeführten sachlichen Gründe durchweg zu eigen zu machen, sehen sie in der Bekanntgabe dieser Gründe den einzigen Weg, die angegriffene Amtsehre ihrer Kollegen zu schützen.

In vorzüglicher Hochachtung
Euer Hochwohlgeboren ergebenster
gez. Hefele,
zt. Rektor

42) Diese Aufzeichnung Adolphs zitiert auch K. SCHOLDER, Ein Requiem für Hitler. Kardinal Bertram und der deutsche Episkopat im Dritten Reich. In: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG vom 25. 10. 1980.

1a

*Anlage: Erklärung Braunsberger Professoren**Ohne Ort, ohne Datum*

Privatarchiv Ludwig Kayser, Münster. Abschrift in Schreibmaschinenhektographie ohne Kopf und ohne Unterschrift. Vermerk: Staatl. Akademie Braunsberg. Eing. 20. 5. 1931.

Erklärung**I. Der Anlaß zu dieser Erklärung**

Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vereine Braunsbergs hat vor kurzem und die örtliche Organisation der Zentrumspartei sowie die Geistlichkeit des Dekanats haben am 5. bzw. 6. Mai d. Js. (1931) Versammlungen abgehalten, die sich, wie glaubwürdig berichtet wird, u. a. energisch gegen den Plan einer Verlegung der Akademie an die Universität Königsberg gewandt haben. Diese drei Versammlungen sind teils Ergebnis teils Ausgangspunkt höchst einseitiger Auffassungen. Man redet jetzt allgemein von „den fremden Herren“ an der Akademie; der Verlegungsplan werde von ihnen aus egoistischen Gründen betrieben; Braunsberg sei ihnen zu eng, das Ermland zu klein; nur in der Großstadt glaubten sie sich wohl fühlen zu können: Kurz, der Plan werde von den „fremden Herren“ aus unsachlichen, rein persönlichen Motiven verfolgt.

Die Unterschiebung derartiger Motive bedeutet für die gemeinten Professoren eine Ehrenkränkung schwerster Art. Da sie, wie wir annehmen, nicht aus Böswilligkeit, sondern nur aus Unkenntnis vorgebracht wird, sehen wir uns veranlaßt, offen die Gründe darzulegen, welche die sogenannten „fremden Herren“ zu ihrer Stellungnahme in der Akademieangelegenheit tatsächlich bewegen und im Gewissen verpflichten.

II. Die Gründe für den Verlegungsplan

Zunächst sei festgestellt, daß der Plan nicht erst jetzt auftaucht. Er ist so alt wie die Akademie selbst. Solange die Akademie besteht, ist ihre Verlegung nach Königsberg immer wieder diskutiert worden. Zuerst bei ihrer Gründung vor 113 Jahren, dann um die Mitte und um die Wende des Jahrhunderts. Fest steht auch, daß die Akademie im Jahre 1924 vor der Aufhebung stand. Es ist also unrichtig, wenn einzelne Professoren der Akademie als die geistigen Urheber des Planes hingestellt werden. – Die Gründe, die für die Verlegung sprechen und die Frage gerade im gegenwärtigen Augenblick akut machen, sind im wesentlichen diese zwei:

1. Die veränderte Lage des Katholizismus seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts;
2. die gegenwärtig aufs äußerste gespannte Finanzlage des Staates.

1.

Um die veränderte Lage des Katholizismus zu verstehen, bedarf es nur eines Hinweises auf die Entwicklung der Zentrumspartei. Bis zur Jahrhundertwende war die Partei vorzüglich auf Abwehr eingestellt. Die neue Zeit verlangte eine neue Taktik. „Aus dem Turm heraus!“ lautete jetzt die Parole. Seither hat sich der Übergang von der reinen Abwehr zu aktivem Vorgehen immer weiter durchgesetzt. Aus der Defensive wurde eine wohlgedachte, in ihren Mitteln immer vervollkommnete Offensive. Die Zeit des Gettos, des ängstlichen Abschlusses ist für den Katholizismus vorbei. Wir wagen uns wieder als bestimmender Faktor an die Öffentlichkeit, werben für die katholische Idee. Wir werden aktiv vor allem auch in Gegenden, wo die Katholiken in der Minderheit sind. Die Ansgar-Feier in Hamburg, um ein Ereignis der letzten Tage zu nennen, ist ein Beispiel dieses mutigen Vorwärtstreibens des deutschen Katholizismus. In die gleiche Richtung weist die Tatsache, daß die Katholikentage immer häufiger in ausgesprochener Diaspora gehalten werden. Es ist Pflicht jedes Katholiken, diesen aktiven Geist zu bestätigen, wo immer er lebt und wirkt. Wir sind Professoren der Braunsberger Akademie. Es ist eine katholische Hochschule, die abseits steht von der Welt. Da draußen kennt man

sie nicht, weiß nicht von ihrem Dasein. Kaum daß sie unter west- und süddeutschen Katholiken dem Namen nach bekannt ist. Geschweige denn, daß ein nennenswerter Prozentsatz der Protestanten aus Ostpreußen von ihr Kenntnis hätte. Es ist erschütternd zu sehen, wie minimal die Auswirkung der Akademie ist.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß schon vor hundert Jahren die katholisch-theologische Fakultät mit der Universität Königsberg vereinigt werden sollte. Die Regierung bot dem damaligen Bischof Joseph von Hohenzollern das an. Er entschied sich für die Errichtung einer Sonderhochschule. Aus der damaligen Situation heraus ist diese Entscheidung wohl verständlich und begründet. Der Katholizismus war, zumal hier im Osten, noch wenig konsolidiert. Man begreift die Bedenken des Bischofs, seine Theologen an die stockprotestantische Universität Königsberg und in das rein protestantische Milieu der Stadt zu schicken, wo ihm überdies kein Seminar oder Konvikt zur Verfügung gestellt wurde. Weiterhin sind die rationalistischen Neigungen innerhalb der katholischen Theologie dieser Zeit zu berücksichtigen.

Heute ist die Lage wesentlich anders. In Königsberg rührt sich katholisches Leben. Es bestehen katholische Studentenvereine. Mehrere Laienprofessoren sind überzeugte Katholiken. Für die an der Universität erwachenden katholischen Kräfte wäre eine katholisch-theologische Fakultät der gegebene Sammelpunkt. Aber damit ist ihre Wirkungsmöglichkeit nicht erschöpft. Die Hauptstadt des Landes ist zugleich auch der geeignete Stützpunkt, um in die Weite zu wirken. Von hier aus gilt es, die katholische Idee in die ostpreußische Diaspora zu tragen und über den Bereich Ostpreußens hinaus auf das Ausland zu wirken. Die Verhältnisse an unserer Ostgrenze haben sich ja infolge des Friedensvertrages grundlegend geändert. Nicht mehr besteht hier wie vor dem Kriege das geschlossene große Russenreich. Es sind eine Reihe von Staaten entstanden, deren Bevölkerung entweder ganz oder zum guten Teil katholisch ist. Diese Staaten haben in ihren Hauptstädten katholisch-theologische Fakultäten geschaffen (in Warschau, Kaunas z. B.), und reges Leben entwickelt sich in ihnen. Es gilt in ihre Reihen einzurücken, um an einer anderen großen Aufgabe mitzuarbeiten, die uns Katholiken des Ostens besonders nahe angeht. Die Wiedervereinigung der russischen Orthodoxie mit der Kirche ist ein Hauptpunkt in dem Programm des gegenwärtigen Papstes. An der Verwirklichung dieser Idee mitzuarbeiten, sind wir ostdeutschen Katholiken ganz besonders berufen. Wie segensreich könnte eine katholische Fakultät, die in Königsberg ihren Sitz hätte, in dieser Hinsicht wirken! Denn die wissenschaftliche Bearbeitung der für die Lage bzw. den Neubau der Kirche in Rußland entscheidenden Frage ist eine der wichtigsten Aufgaben der Stunde. Außerdem leben in der Hauptstadt Ostpreußens eine ganze Anzahl orthodoxer Russen, die man dem Einfluß einer rein protestantischen Umgebung nicht überlassen darf.

Erst wenn die theologische Fakultät der Universität Königsberg angegliedert ist, wird sie instande sein, diesen großen Aufgaben der Gegenwart zu entsprechen, hat sie den erforderlichen Resonanzboden, um in die Weite zu wirken. Eines jedenfalls dürfte sich aus dieser Darlegung mit aller Deutlichkeit ergeben: Die Verlegung der theologischen Fakultät wäre der gewiesene Weg, um die katholischen Interessen, insbesondere des deutschen Ostens, wissenschaftlich wirksamer zu vertreten.

[2.]

Gewiß sind die ideellen Rücksichten in dieser Frage die entscheidenden ¹⁾. Aber man kann gerade in der gegenwärtigen Notzeit das materielle Moment nicht beiseite lassen, wenn man nicht auch die ideellen Interessen der Akademie empfindlich schädigen will.

Die schwierige Finanzlage des Staates ist allgemein bekannt. Man braucht kein weiteres Wort darüber zu sagen. Der Akademieetat ist in den Haushaltsberatungen

1) Vielleicht darf hier, um die Möglichkeit einer Aktivierung katholischer Belange durch eine Verlegung nach Königsberg dem Bewußtsein näherzubringen, eine Parallelfrage gestellt werden: ob nicht etwa dadurch auch das politisch organisierte Leben des Katholizismus Vorteil ziehen könnte? (Gründung einer Zentrumspresse in Königsberg.)

der letzten Jahre regelmäßig und heftig angegriffen worden. Diese Angriffe sind abgeschlossen worden mit dem Hinweis: Es handelt sich um Ostpreußen, das in der augenblicklichen politischen Lage als „Noli me tangere“ gilt. Ob das in alle Zukunft so bleiben wird, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls ist es sehr ratsam, sich keinen Illusionen hinzugeben. Es wird vom Reich und von Preußen immer wieder und immer stärker darauf gedrängt, die für den deutschen Osten zur Verfügung gestellten Mittel haushälterisch zu verwenden; d. h. mit ihnen den höchstmöglichen Effekt zu erzielen. Niemand, der die Verhältnisse kennt, wird behaupten wollen, dieser Grundsatz sei bei der Akademie erfüllt. Hier werden Ausgaben getätigt, deren Berechtigung bei der herrschenden Finanznot nur schwer verteidigt werden kann. Ob man nicht auch als Staatsbeamter eine moralische Verpflichtung hat, darauf hinzuweisen? Die Einsicht, daß manche an der Akademie bestehenden Institutionen nicht absolut erforderlich sind, ist selbst im ermländischen Klerus vorhanden. Ein bekannter Erzpriester der Diözese hat vor zwei Jahren eine Kritik am Etat der Braunsberger Akademie veröffentlicht, die mit ironischen Bemerkungen über die verschiedenen „Kabinette“, die „Münzsammlung“ usw. nur so gespickt war.

Wenn diese Dinge hier zur Sprache gebracht werden, so könnte dadurch der Anschein erweckt werden, als würde dem Abbau des Etats das Wort geredet. Das ist aber keineswegs der Fall. Im Gegenteil! Ein solcher Abbau soll gerade verhütet werden. Man stelle einmal folgende Überlegung an: Bei der fortschreitenden Not kommt eines Tages, ob man will oder nicht, eine wesentliche Verkürzung der Etatsmittel mit der Begründung, nur für unbedingt notwendige Lehrinstitutionen könnten Mittel hergegeben werden. Sollte jemand der Meinung sein, das Konkordat verhindere eine derartige Kürzung, so ist er falsch unterrichtet. Es ist juristisch festgestellt, daß zwar die theologische Fakultät garantiert ist, keineswegs aber auch die Höhe der Aufwendungen. Diese kann der Staat mindern, ohne daß aus dem Konkordat her Einwände gemacht werden könnten. Übrigens befürchten Politiker, die nicht zur Opposition gehören, daß solche Streichungen sehr bald erfolgen werden. Sind aber einmal Abstriche gemacht, so sind die gestrichenen Gelder für die Interessen des Katholizismus definitiv verloren. Dies zu verhüten, müßte das Bestreben aller sein, die am ostdeutschen Katholizismus interessiert sind. Aus dem geschilderten Sachverhalt ergibt sich die Notwendigkeit, diese Mittel, bevor der Staat sie streicht, Zwecken zuzuführen, deren Notwendigkeit nicht bestritten werden kann. Dazu gehört in erster Linie der Ausbau der katholisch-theologischen Fakultät, die bis heute nicht vollständig ist. Insbesondere bedarf sie, um das Promotionsrecht zu erhalten, noch zweier Lehrstühle. Diese können aber nur auf Kosten der philosophischen Fakultät gewonnen werden. Wird aber die philosophische Fakultät noch weiter eingeschränkt als bisher, so bleibt die theologische allein übrig, der aber dann in vollständiger Isolierung ein akademisches Dasein und fruchtbares Wirken nicht mehr möglich ist. Aus diesen in sich zwingenden Erwägungen stellt sich der Gedanke einer Vereinigung mit der Universität Königsberg von selbst ein. Erst dann wäre die volle Effektuierung der Etatmittel bewirkt. Und dann wäre auch jedem Vorwurf von seiten anderer Parteien der Boden entzogen.

III. Die Gegengründe

Im Streit der Meinungen ist es Pflicht, auch das Gewicht der Gegengründe zu prüfen. Das soll hier ebenfalls geschehen. In der Hauptsache werden zwei Arten von Gegengründen angeführt:

1. Allgemeinere Gründe, die mit dem katholischen Charakter der Akademie zusammenhängen.
2. Besondere Gründe, die aus der lokalen Tradition hergeleitet werden.

1.

Die allgemeineren Gründe: „Die Akademie darf nicht abgebaut werden; denn hier liegt der Keim zu einer katholischen Hochschule vor, die einmal in besseren Zeiten ausgebaut werden kann.“ Darauf ist zu sagen: Gewiß, die Braunsberger Akademie hat [sic] die einzige staatliche Hochschule katholischen Charakters mit Universitätsverfassung. Insofern gewiß ein Unikum. Aber an die Möglichkeit eines

Vollausbau zu denken, dürfte eine schöne Illusion bleiben. Es kann natürlich nie damit gerechnet werden, daß der Staat oder private Kreise jemals genügend Geld für den Vollausbau der Braunsberger Akademie aufbringen werden. Wenn einmal eine katholische Universität gegründet werden sollte (deren Idee übrigens noch sehr umstritten ist; erst recht natürlich ihre praktische Durchführung), dann nur in einem Zentrum höchst gesteigerter Aktivität katholischen Lebens, also in Österreich, Süd- oder Westdeutschland, niemals aber im äußersten Osten.

Ein weiterer Gedanke, den man anführt, wird vielleicht mehr Eindruck machen. Man argumentiert, daß der Abbau deswegen bedauerlich wäre, weil damit die katholischen Laienprofessuren verschwinden würden. Diese seien eine wertvolle Stütze für die katholische Wissenschaft; denn sie gäben katholischen Wissenschaftlern eine materielle Grundlage zu ungestörter Entfaltung. Der Wert dieser Professuren wird nun aber wesentlich dadurch vermindert, daß ihrem Inhaber eine volle Entfaltungsmöglichkeit in seinem Fach nicht gegeben ist. Weder in seiner Lehrtätigkeit, die immer nur propädeutisch ist und eine eigentliche Fachausbildung nicht zum Ziele hat; noch in seiner Forschertätigkeit, die durch mangelhafte Forschungsmittel sehr gehemmt ist. Ein ernsthafter Forscher wird immer wieder große Schwierigkeiten zu überwinden haben; voll befriedigend wird jedenfalls seine Lage nie sein. Natürlich wäre es vollkommen abwegig, das umgekehrte Verfahren einzuschlagen: d. h. den gegenwärtigen Zustand als gegeben hinzunehmen und die Lehrstühle an solche Bewerber zu übertragen, die mit ihm zufrieden wären. Das würde den Sinn dieser Lehrstühle auf den Kopf stellen, deren Existenz ja überhaupt nur verteidigt werden kann, wenn die Auswahl der Nachfolger nach streng wissenschaftlichen Rücksichten erfolgt.

2.

Die besonderen Gründe: Die Verlegung sei, so hört man immer wieder, eine Veründigung an der Tradition. Die von Hosius gegründete Hochschule müsse erhalten bleiben; eine so ehrwürdige Institution dürfe man nicht verlegen. Der Sinn für Tradition ist gewiß mit katholischer Gesinnung eng verbunden. Die Kirche hat jedoch, was Mittel und Methode ihrer Wirkung nach außen anbelangt, diese immer der jeweiligen Zeitlage angeglichen. Jedenfalls hat ihr in dieser Hinsicht Tradition niemals Konservierung des Überlieferten um jeden Preis bedeutet. Tradition pflegen, konservativ sein, kann ja überhaupt seinem positiven Sinne nach nichts anderes bedeuten, als im richtigen Augenblick den Fortschritt wollen. Ein stures Festhalten am Überlieferten muß unvermeidlich zur Verkümmern des Erbes führen.

Der Traditionsbegriff ist zu eng gefaßt, wenn unter allen Umständen das Bestehenbleiben der ursprünglichen Einrichtung an der ursprünglichen Stelle gefordert wird. Katholische Tradition ist lebendiges Fortwirken des lebendigen Geistes. Der fortwirkende Geist schafft sich einen neuen Ausdruck, wählt sich einen neuen Ort, wenn die Umstände es erfordern. Weder der Geist des Kardinals Hosius noch der des Bischofs Joseph von Hohenzollern ist gebunden an Braunsberg und das alte Lyceum (der ehrwürdige Name wurde übrigens 1912 von dem damaligen Lehrkörper der Akademie, der fast ausschließlich aus Ermländern bestand, durch das blasse „Kgl. Akademie“ ersetzt).

Der Ermländer lehnt sich gegen den Gedanken der Verlegung hauptsächlich aus lokalpatriotischen Gründen auf. Er sieht in der Akademie die „ermländische Universität“. Diese müsse Träger und Förderer der ermländischen Kultur sein; hier müßten in wahrer „Erdverbundenheit“ seine Priester gebildet werden; von hier aus müsse die geistige Befruchtung des Ermlandes ausgehen usw. Heimatgesinnung soll man gewiß ehren. Aber es wäre unsachlich, diesen Gedanken zu übertreiben. So konnte z. B. in den Jahren 1926/27 von maßgebender einheimischer Stelle ein Programm betreffend „Förderung der kulturellen Belange des Ermlandes“, das dem preußischen Landtag zugeleitet werden sollte, aufgestellt werden, worin die Akademie mit keinem Worte erwähnt war. Auch nicht erwähnt worden wäre, wenn nicht zufällig ein Mitglied des Lehrkörpers aufmerksam geworden wäre. Wenn die Hochschule jetzt mehr in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken scheint, so ist das sehr zu begrüßen. Nur darf sich dieses Interesse nicht auf eine falsche Vorstellung stützen.

Im Ermland scheint die Ansicht weit verbreitet zu sein, daß die Akademie nichts anderes sei als ein Diözesanseminar, etwa den in Trier, Fulda, Mainz entsprechend – ein Seminar, das nur lokalen Zwecken dient, das seine Professoren aus dem Lande selbst holen soll. Demgegenüber ist nachdrücklich zu betonen, daß die Akademie vollen Universitätscharakter besitzt, daß ihr weitere als nur lokale Aufgaben gestellt sind, daß sie genau wie die Universitäten (ohne lokale Rücksichten) als Professoren die besten Kräfte holt, wo sie diese immer findet. Wie man jedoch den Charakter der Akademie auch näher bestimmen mag, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß sie den katholischen Interessen von ganz Ostpreußen zu dienen hat. Ostpreußen wird gerade durch seine politische Isolierung zu einer wirtschaftlichen Einheit; diese unauffhaltsame Entwicklung wird notwendig zu einer Verkümmernng des katholischen Einflusses im Osten führen, wenn die geistigen Kräfte des Ermlandes nicht mit ihr Schritt halten und sie ausnutzen. Soll das nicht bloßes Wunschbild sein, so ist gefordert, daß der ermländische Katholizismus in der wirtschaftlichen und politischen Zentrale des Landes sich einen starken geistigen Stützpunkt schaffen muß. Die traditionelle Aufgabe Ermlands ist eben durch die neuen Verhältnisse außerordentlich gewachsen, damit natürlich auch seine Verantwortung.

Was die „Erdverbundenheit“ anbelangt, so kann nicht geleugnet werden, daß sie in der Erziehung des Klerus eine wichtige Rolle spielen muß. Aber in der wissenschaftlichen Ausbildung, die die eigentliche Aufgabe der Akademie ist, ist sie von nebensächlicher Bedeutung. Man überlege einmal, wie man ein philosophisches Kolleg, das doch von selbständiger wissenschaftlicher Warte aus gehalten wird, erdgebunden gestalten will. Ähnliches gilt für die anderen Fächer. Auch die geschichtlichen Vorlesungen dürfen nicht in dem Sinne erdgebunden sein, wie der Laie meint. Lokalgeschichte ist nur fruchtbar zu gestalten, wenn sie in die großen Zusammenhänge gestellt wird. Was aber an Erdgebundenheit heute den Priesterkandidaten in der Seminarerziehung tatsächlich vermittelt wird, würde in einem Theologenkonvikt zu Königsberg in demselben Umfang und in gleicher Methode vermittelt werden durch die Vertreter des Bischofes, zu dessen Amtsbereich auch Samland und Pomesanien gehören. Außerdem bleibt bestehen, daß die letzte, vorwiegend praktische Vorbereitung nach wie vor in größter Nähe des Bischofsitzes erfolgen würde.

IV. Schluß

In gedrängter Zusammenfassung sind das die Gründe, welche die „fremden Herren“ von der Akademie in Wirklichkeit zu ihrer Stellungnahme bewegen und im Gewissen verpflichten. Es ist nicht zu verkennen, daß bei dieser Frage lokale Belange des Ermlandes und umfassendere Interessen der Kirche im deutschen Osten miteinander konkurrieren. Doch diese Konkurrenz brauchte vernünftigerweise nicht zu einem Konflikt zu werden. Denn der Katholizismus ist nicht darum jahrhundertlang im Ermland treu gehütet worden, um sich für immer in einer Enklave abzuschließen. Vielmehr kann der eigentliche Sinn der katholischen Tradition des Ermlandes nur darin bestehen, die angesammelte Kraft des Glaubens nach dem unzweideutigen Gebot der Zeit auf das ganze ostpreußische Land auswirken zu lassen. Wer aber dieses Ziel will, muß auch die Mittel wollen, welche die neue Zeit an die Hand gibt.

2

Kayser an Hefe

Braunsberg, 5. Juli 1931

Privatarchiv Ludwig Kayser, Münster. Abschrift in Schreibmaschinenhektographie mit Kopf: Der Erste Bürgermeister. Anschrift: An S. Magnifizenz, den zeitigen Rektor der Staatl. Akademie, Herrn Prof. Dr. Hefe – hier.

Ew. Magnifizenz!

Als Teilnehmer an den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vereinigungen in Braunsberg habe ich Kenntnis von Ihrem an Herrn Erzpriester

Schulz in seiner Eigenschaft als Leiter der genannten Arbeitsgemeinschaft gerichteten Schreiben vom 8. Juni d. Js. erhalten.

Auf diese Weise bin ich einigermaßen offiziell über die Auffassung der sog. „fremden Herren“ orientiert worden.

Ich begrüße die Gelegenheit, in dieser mich kraft amtlicher Eigenschaft interessierenden Frage Ew. Magnifizenz meine persönliche Auffassung 1) zu den einzelnen Punkten vortragen zu können.

Darf ich zunächst zu Ihren eigenen begleitenden Worten einige kurze Feststellungen machen:

Ich halte die von Ihnen mitgeteilte Ansicht sämtlicher Mitglieder des Senats nicht für zutreffend, daß die Bekanntgabe der Gründe der einzige Weg sei, die „angegriffene Amtsehre“ Ihrer Herren Kollegen zu schützen. Ich bin vielmehr der Meinung, daß die in Frage stehenden Herren zweckmäßig bereits früher die interessierten Stellen über ihre Gründe und Schritte unterrichtet und damit dem Aufkommen von Gerüchten vorgebeugt hätten.

Ich darf zur Klarstellung dieser meiner Ansicht meinen persönlichen Fall herausgreifen. Die Ermländische Zeitung brachte in Nr. 24 vom 20. Februar 1930 eine Ausführung „Zur Lage der Staatlichen Akademie“ mit dem einleitenden Satz: „Eine Aufklärung von Professor Dr. Laum, derzeitigen Prorektor“. Nach dieser Bezeichnung wie auch nach den Ausführungen, in denen der Verfasser von seiner Verpflichtung als damaliger Rektor spricht, handelt es sich m. E. nicht um eine rein persönliche Ausführung, sondern um eine Stellungnahme in gewisser amtlicher Eigenschaft. In den Ausführungen wird von einem dem hochwürdigsten Herrn Bischof amtlich vorgelegten Denkschrift gesprochen. Da ich damals erst verhältnismäßig kurze Zeit in Braunsberg weilte und mich in dieser für Braunsberg wichtigen Angelegenheit persönlich gern objektiv unterrichten wollte, bat ich Herrn Professor Dr. Laum mit Schreiben vom 24. Februar 1930, mir eine Abschrift des Memorandums zu übermitteln. In dem sich entwickelnden Schriftwechsel habe ich Herrn Professor Dr. Laum mit Schreiben vom 3. März noch ausdrücklich zu erkennen gegeben, daß ich keine offizielle Übersendung an den Magistrat, sondern nur eine Einsichtnahme zur persönlichen Information wünschte. Auf meinen Wunsch hat Herr Professor Dr. Laum sodann, wie er mir unterm 11. August mitteilte, diese Angelegenheit in der ersten Senatssitzung des Sommersemesters 1930 zur Sprache gebracht, „doch war der gesamte Senat einstimmig der Meinung, daß wegen der Konsequenzen, die daraus erwachsen könnten, es nicht möglich sei, meinen Wunsch zu erfüllen“. Bei dieser Stellungnahme durfte m. E. die – geheime? – Denkschrift auch in der Presse nicht angeführt werden.

Daß bei derartiger Sachlage, zumal auch andere Stellen m. W. Mitteilungen der in Frage stehenden Herren nicht in Händen haben, Gerüchte und Gerede bei dieser für das gesamte Ermland hochwichtigen Angelegenheit auftauchen müssen, ist nur selbstverständlich. Die Bestrebungen der sog. „fremden Herren“ sind an den ermländischen und ostpreussischen Stellen, die doch zunächst interessiert oder beteiligt sind, vorbeigegangen, so daß erst Widerhall von anderen Seiten schwache Kenntnis und damit begreifliche Erregung brachte.

Für diese mangelnde Klarheit in der Angelegenheit spricht auch, daß die von Ew. Magnifizenz überreichte „Erklärung“ ohne Unterschriften ist. Nur mit Rücksicht darauf, daß das Anschreiben Ihren persönlichen Namen trägt, ist also die Möglichkeit gegeben, auf diese anonyme Erklärung einzugehen und sie nicht, wie es heute im Verwaltungswege üblich ist, als anonyme Erklärung oder Eingabe unbeachtet zu lassen. Ich muß daher bereits jetzt darauf hinweisen, daß sie somit leider nicht geeignet ist, vollständige Klarheit zu schaffen und künftigem persönlichem Gerede

1) Ludwig Kayser antwortete als einziger auf die Erklärung der Professoren. Weder die drei Adressaten noch andere Persönlichkeiten oder Gremien des Ermlands fanden sich zu einer Stellungnahme bereit. Kayser erhielt die Unterstützung zweier hervorragender Sachkenner, des Studienrats Franz Buchholz und des Bibliotheksrats Dr. Edmund Will, die aber persönlich nicht genannt werden wollten. Sie trugen die Unterlagen zusammen, Kayser goß alles in seinen Stil und gab seinen Namen für die Unterschrift. Mitteilung Kayzers vom 8. 9. 1980.

vorzubeugen, da bekanntlich gerade Anonymität stets zu den verschiedensten Vermutungen Anlaß gibt.

Die Ausführungen zu I und II der „Erklärung“ sprechen zudem allgemein, als handle es sich um eine Denkschrift des gesamten Lehrkörpers, während sie nach Ihrem Begleitschreiben nur eine Erklärung der in Frage stehenden Herren darstellt. Ich, und m. E. auch andere, würden es begrüßt haben, wenn die Erklärung unterschrieben wäre, damit auch im direkten Verkehr evtl. die Meinungsverschiedenheiten und die sachlichen Ansichten gelegentlich ausgetauscht werden könnten.

Damit darf ich zur Erklärung selbst kommen.

Zu I. Ich darf auf meine vorstehenden Ausführungen Bezug nehmen, daß, wenn bei den Gerüchten tatsächlich den „fremden Herren“ unsachliche Motive nachgesagt sind, die Ursache hierfür m. E. in der Art der Verfolgung ihrer Bestrebungen liegt. Im übrigen trifft die Vermutung der Unsachlichkeit m. W. nicht zu; verwiesen sei nur auf die Entschließung des Vorstandes der ostpreußischen Zentrumsparlei vom 26. Mai dieses Jahres, die deren Ansicht in aner kennenswerter Objektivität darlegt.

Zu II. Die geschichtliche Entwicklung des Planes entzieht sich meiner persönlichen genauen Kenntnis, da ich auch mit Rücksicht auf meine noch nicht sehr lange Anwesenheit hieselbst keine Gelegenheit hatte, sie eingehend prüfen. Ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß man in diesem Zusammenhang wohl nicht von einer Gründung der Akademie vor 113 Jahren sprechen kann, sondern daß es sich auch damals mehr um eine Fortführung der alten Jesuiteninstitution in zeitgemäßer Wandlung handelte.

Auch die Feststellung, daß die Akademie im Jahre 1924 vor der Auflösung stand, trifft in dieser apodiktischen Form nach meinen Feststellungen nicht zu. Gemeint dürfte wohl die auch in dem bereits genannten Zeitungsartikel von Herrn Professor Dr. Laum angeführte Äußerung des Herrn Staatssekretärs Lammers sein, die aber von anderer Seite nicht in dem dort wiedergegebenen Sinne aufgefaßt ist, sondern nur als erneute Anregung, mit allen Mitteln die damals gesunkene Frequenz wieder zu heben, um eventuellen Folgen vorzubeugen.

Zur Richtigstellung bemerke ich dann noch, daß mir bisher nie zu Ohren gekommen ist, daß einzelne Professoren der Akademie als die geistigen Urheber des Planes hingestellt wurden; sie werden vielmehr nur als die augenblicklichen Förderer des Verlegungsplanes bezeichnet, was wohl nicht bestritten werden kann.

Ich komme somit zu den beiden angeführten Hauptgründen:

Zu 1. Ich halte es zunächst für bedenklich, im Rahmen einer solchen Erörterung – zumal als einleitenden Beweis – die Lage des Katholizismus und die Entwicklung der Zentrumsparlei in Vergleich zu ziehen. Man dient damit m. E. nicht beider Interessen, da Katholizismus – wohl auch in der Erklärung – in diesem Zusammenhang als religiöse Bewegung, das Zentrum als politische Partei aufzufassen ist. Wenn auch die Ziele in großem Umfange gleich sind, Taktik und Art erscheinen mir – ich glaube, trotzdem ich beiden angehöre, das sagen zu dürfen – verschieden.

Der Katholizismus hat die Pflicht, sich aktiv zu gestalten. Es bedarf dabei aber der Einstellung auf weitere Sicht und nicht auf Augenblickserfolge. Als einen solchen nur könnte ich eine Verlegung der Akademie und die Schaffung einer katholisch-theologischen Fakultät in Königsberg ansehen. Das Verhältnis des Katholizismus in Deutschland wird, worüber wohl kein Zweifel auftauchen könnte, nicht immer so bleiben, wie zur Zeit. Die politische Vertretung und ihre Stellung im deutschen Parteisystem hat es bisher ermöglicht, sich eine Mittel- und Pendelstellung und damit dem Katholizismus Achtung und Wirksamkeit zu verschaffen; aber gerade die Erfahrung in vielen Kommunen bei Wahlen leitender Beamter usw. zeigt, daß sämtliche religiös oder politisch anders Eingestellten sich gerne zum Schaden des Katholischen zusammenfinden. Wo bleibt die katholisch-theologische Fakultät an der – evangelischen – Universität Königsberg in katolikenfeindlichen Jahren? Ist sie inmitten des katholischen Ermlandes nicht besser geschützt?

Die Anführung auch gerade der Katholikentage gibt mir noch zu folgenden Erwägungen Anlaß.

Der Katholizismus der Tat unserer Tage bedarf – als Ausdruck seines innerlichen Wesens – äußerer Form und der Propaganda. Diese müssen sich den Zeitanschauungen anpassen, um – dem Wesen der Propaganda entsprechend – auf die Menschen einzuwirken. So dienen Katholikentage und dgl. in Anpassung an den Zeitgeist mehr dem Augenblickserfolg und können mit der Verlegungsaktion, die als Dauermaßnahme der innerlichen, wissenschaftlichen, vom Augenblickserfolg unabhängigen Weiterentwicklung des Katholizismus noch dienen soll, nicht in Vergleich gezogen werden.

Der geeignete Boden für den Katholizismus ist nicht die Großstadt. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte – nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern – zeigen, daß mit dem Zusammenziehen der Menschen in den Großstädten, mit dem Anwachsen des Großkapitals, mit der Proletarisierung der Massen, der Schematisierung in Großbetrieben und Warenhäusern an diesen Stätten die marxistische und materialistische Lebensauffassung steigt und christlich katholisches Leben – vielleicht in der Praxis mehr noch als in der Theorie – verliert. Will man offen sein, so taucht in der heutigen Zeit die Frage auf: Welche Großstädte, die sonst auf eine große katholische Vergangenheit zurückblicken können, sind heute noch als katholische Städte zu bezeichnen? Land, Klein- und Mittelstädte hegen verhältnismäßig mehr echt katholisches Leben. Diese Gedankengänge, den Katholizismus auch auf dem Lande und in den Klein- und Mittelstädten mehr zu pflegen – vergl. Siedlungsbestrebungen – und ihnen hier Sammel- und Ausgangspunkte zu verschaffen, scheinen mir auch an maßgebender kirchlicher Stelle vorhanden zu sein. So ist z. B. das neue Erzbistum im Westen nicht in der Großstadt Münster oder einer Industriestadt des Ruhrgebiets – wovon vielfach gesprochen wurde – errichtet worden, sondern in der in vollständig landwirtschaftlicher Umgegend gelegenen, nur ca. 30 000 Einwohner zählenden, industriellosen, im Kern noch katholischen Stadt Paderborn. Dabei handelt es sich noch um eine Neuschaffung, nicht die Aufhebung einer bestehenden Einrichtung, wie sie für das Ermland mit der Verlegung der Akademie in Frage käme.

Zentralisierungsbestrebungen scheinen mir überhaupt – verglichen werden darf z. B. Frankreich – sich antikatholisch auszuwirken. Der Katholizismus, der sich als Minderheit in Deutschland behaupten bzw. durchsetzen und auswirken muß, kann nur bei – auch geschichtlich gewachsener und begründeter – Dezentralisierung leben und seine Aufgaben erfüllen.

Diesen Blickrichtungen widerspricht aber eine eventuelle Verlegung.

Die Ausführungen in der „Erklärung“ bezüglich der Aufgabe in Rußland und seinen Nachfolgestaaten zwingen mich sodann zu der Feststellung, daß uns bei aller Anerkennung der übernationalen Aufgabe der katholischen Kirche doch die Aufgaben im eigenen Lande an erster Stelle stehen müssen.

Daß die Verlegung der Akademie nach Königsberg sich für eine Wiedervereinigung der orthodoxen mit der römischen Kirche besonders günstig auswirken sollte, erscheint nicht nur mir als eine schöne Illusion. Es sei daran erinnert, daß im 17. und 18. Jahrhundert slavische Basilianer-Mönche, die im Interesse der Union arbeiteten, vom Heiligen Stuhl planmäßig gerade aufs päpstliche Seminar zu Braunsberg entsandt wurden, und daß auch in den letzten Jahren russisch-orthodoxe Schüler und Schülerinnen durch das päpstliche Hilfswerk gerade den Braunsbergern höheren Schulen und nicht Königsbergern anvertraut wurden.

Die Aufgabe des Augenblicks ist m. E., im eigenen Land den Kampf aufzunehmen, um zunächst hier dem Katholizismus den Boden zu verschaffen, den er nötig hat, um weiter aufzusteigen. Gerade für die Verhältnisse in Ostpreußen erscheint mir ein geistiger, wissenschaftlicher Stützpunkt des Katholizismus außerhalb Königsberg erforderlich. Ich darf an die Minderheiten im südlichen Ermland erinnern. Nationalpolitische Forderungen sprechen hier mit.

Die wissenschaftlichen und katholischen Interessen dürften sich gerade von der selbständigen katholischen Hochschule besser vertreten lassen als von einer Fakultät der Universität in Königsberg, deren Lehrkörper in seiner überwiegenden Mehrzahl die Braunsberger Herren als Eindringlinge ansehen würde. Es darf auch noch in diesem Zusammenhang auf die Wahrung des konfessionellen Friedens in

Ostpreußen hingewiesen werden. Ostpreußen steht nicht nur in einem politischen Kampf, Ostpreußen steht auch als äußerste Provinz an der Front gegen das Eindringen des Bolschewismus und seiner Ideen. Hier zusammenzuarbeiten, ist Aufgabe der christlichen Konfessionen und aller auf gleichem Boden stehenden Kreise. Es geht m. E. nicht, in diesen konfessionellen Frieden nunmehr dadurch einen Keil zu treiben, daß die Verlegung gefördert wird – im Gegensatz zu maßgeblichen Stellen beider Konfessionen und gegen die Meinung der überwiegenden Mehrzahl sowohl der evangelischen wie der katholischen Bevölkerung. Zudem wird die katholische Bevölkerung dadurch geteilt, ihre wünschenswerte Stoßkraft geschädigt.

Ein Wort noch zum 2. Absatz des Punktes 1. Ich kann mich der Meinung, daß die Braunsberger Akademie „da draußen“ unbekannt und ihre Auswirkung „erschütternd minimal“ sei, nicht anschließen. Mir persönlich war sie seit langen Jahren bekannt. Ich kann mir auch nicht recht denken, daß diese negative Auffassung der sog. „fremden Herren“ in vollem Umfange aufrechterhalten wird, zumal sie doch selbst den Weg nach unserer katholischen Hochschule „abseits der Welt“ gefunden haben.

Liegt im übrigen in dem Wenigerbekanntsein im Westen und Süden nicht nur der Ausdruck der allgemein leider noch immer vorhandenen Unkenntnis über die ostpreußischen Verhältnisse?

Es dürfte nach wie vor eine dankbare Aufgabe gerade der Mitglieder des Lehrkörpers sein, den wissenschaftlichen Ruf der Braunsberger Akademie im Reich zu festigen und zu heben.

Sprechen nicht auch Vorschriften des kanonischen Rechtes gegen die Ausbildung der Theologen an paritätischen Hochschulen, von denen für Deutschland nur eine Ausnahme gilt?

Zu 2. Die Ausführungen der „Erklärung“ zu diesem Punkt erscheinen mir sehr gefährvoll. Ich darf daher einige allgemeine Bemerkungen über die Grundzüge der zeitigen Sparforderungen vorausschicken.

Selbstverständlich kann trotz aller Bedenken das Einsparen auch an den kulturellen Instituten und bei den kulturellen Belangen nicht vorbeigehen. Diese vielleicht von manchen Seiten noch bestrittene Feststellung muß ich als Verwaltungsbeamter treffen.

Es muß aber dabei m. E. streng geschieden werden zwischen der erforderlichen Sparsamkeit bei Bewilligung von laufenden Mitteln oder für die weitere Ausgestaltung kultureller Einrichtungen und dem – m. E. äußerst bedenklichen – vollständigen Aufheben derartiger Errungenschaften aus Sparsamkeitsgründen.

Es muß getragen werden, wenn in einer Notzeit wie jetzt Einrichtungen der verschiedensten Art in ihren Mitteln beschränkt, ein vielleicht vorgesehener oder erwünschter Aus- und Aufbau für kurze Zeit zurückgestellt wird. Aus Sparsamkeit aber bereits vorhandene Institute ganz aufzuheben, würde gerade in kultureller Beziehung zu weit führen. Das bisher investierte Kapital wäre vollständig verloren. Das Institut, einmal aufgehoben, wäre auch nicht in besseren Zeiten zurückzuerhalten, die kulturelle Aufgabe also stark zurückgeschraubt. Die Aufhebung würde einen Rückschritt bedeuten, den selbst die heutige Zeit in kultureller Beziehung nicht verantworten darf, während ein Stillstand aus Sparsamkeitsgründen zu tragen ist. (Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: Ich meine keinen Stillstand, der Rückschritt ist, sondern einen Stillstand zur Sammlung neuer Kräfte, um in finanziell besseren Jahren den Fortschritt weiterzuführen.)

Ich muß aber, so gefährvoll vielleicht die Feststellung ist, darauf hinweisen, daß in der Anführung der Finanzverhältnisse im Rahmen dieser Verlegungsaktion die erhebliche Gefahr der vollständigen Aufhebung in Ostpreußen liegt. Wird dem Staat – die irrige Ansicht – nahegebracht, daß die Akademie in Braunsberg zu teuer ist, und stellt sich bei näherer Prüfung heraus, daß auch eine katholisch-theologische Fakultät in Königsberg etwa gleiche Summen verlangt, so ist der Schritt zur vollständigen Aufhebung dieses katholischen Bildungsinstituts und der Wissenschaftsstätte in Ostpreußen nicht mehr so fern; denn es ist ja bereits von katholischer Seite an dem Bestande in Braunsberg gerüttelt worden. Und der Staat kann sagen: Ob ich das Geld für die wenigen Studenten in Braunsberg oder in Königs-

berg ausgabe, ist einerlei; aus finanziellen Gründen kann der katholische Klerus an anderen Hochschulen – Breslau, Paderborn, Münster –, wo eine Schaffung neuer Lehrstühle und weiterer Einrichtungen bei der nicht erheblichen Zahl der ostpreussischen Studenten kaum erforderlich sein würde, ausgebildet werden.

Ich bemerke zur Klarheit, daß ich hiermit nicht meine Ansicht niederlege, sondern nur die durchaus mögliche Folgerung ziehe, wenn dem Staat von unserer Seite stets Sparsamkeitgedanken bezüglich der Akademie unterbreitet werden.

Im übrigen ist die Verlegung nach Königsberg keine Verbilligung. Es geht selbstverständlich nicht, während hier die Gesamtkosten im Verhältnis zu den Studierenden angesetzt werden, nun auch in Königsberg nach der Verlegung die Gesamtkosten der Universität im Verhältnis zu den Gesamtstudierenden anzusetzen. Es muß dann vielmehr die Zahl der Theologie Studierenden zu den Unkosten der katholisch-theologischen Fakultät in Vergleich gezogen werden. Der Vergleich wird sich finanziell für Königsberg nicht günstig auswirken. Schon die Personalkosten werden in Königsberg größer sein. Die laufenden Zuschüsse zu den einzelnen Instituten werden annähernd gleich bleiben. Die ganzen Einrichtungen – Bibliotheksräume, Unterrichtsräume, Seminarräume – müssen neu geschaffen werden, und alle bisher für die Akademie in Braunsberg aufgewandten Mittel bleiben unproduktiv. Ich möchte auch der Meinung entgegenreten, daß eine Einschränkung der Mittel für Königsberg nicht so leicht zu befürchten wäre wie für Braunsberg, mag auch dort vielleicht ein „Kabinett“ weniger bestehen (was an sich nur Nebenfrage ist). Die Gesamtmittel für die katholischen Belange würden bei einer Beschränkung sämtlicher Universitätsmittel die katholisch-theologische Fakultät in Königsberg genau so treffen wie die Akademie in Braunsberg.

Im übrigen möchte ich noch einer m. E. irrigen Voraussetzung entgegenreten. Wenn in der „Erklärung“ von den Angriffen in den Haushaltsberatungen der Parlamente gesprochen ist, so handelt es sich doch hier nicht um echte finanzielle Bedenken, sondern um Bestrebungen antikatholischer Kreise unter dem Deckmantel finanziellen Vorbringens. Ich halte es für zweckmäßig, sich nicht mit diesen Gegnern zusammenzutun, sondern ihnen durch Erhaltung des alten Instituts in Braunsberg entgegenzutreten.

Den Ausbau der theologischen Fakultät in Braunsberg glaube ich zunächst nicht weiter erörtern zu brauchen. Ich halte ihn aus den in den Eingangsworten dieses Punktes niedergelegten Sparsamkeitsgründen – kein Ausbau in der Notzeit – für nicht akut. Über die späteren Jahre möchte ich nicht urteilen, darf aber, um bereits aus III. 1. einen Gedanken vorwegzunehmen, darauf hinweisen, daß bei der von den Verfassern der „Erklärung“ so tatkräftig ins Auge gefaßten Wiedervereinigung der russischen Orthodoxie mit der Kirche eine katholische Hochschule nicht nur in Österreich, Süd- oder Westdeutschland, sondern auch im „äußersten Osten“ Berechtigung haben dürfte.

[Zu] III. Dann zuletzt noch einige Bemerkungen zu den Gegengründen der „Erklärung“. Es ist mir selbstverständlich in diesem Rahmen nicht möglich, alles ausführlich zu erörtern.

Zu 1. Bezüglich des Ausbaues der Akademie darf ich auf die letzten Ausführungen zu dem vorstehenden Punkte verweisen.

Man kann m. E. die Frage der katholischen Laienprofessuren – auch die Theologieprofessuren können hierbei nicht ganz außer acht gelassen werden – nicht so abtun, wie es die Erklärung verlangt. Gerade in den letzten Jahren ist von maßgebender Seite immer mehr darauf hingewiesen, daß für die Hochschullaufbahn zu wenig Nachwuchs vorhanden ist. Eben die Hochschullaufbahn erfordert durch die verhältnismäßig lange Privatdozententätigkeit erhebliche Eigenmittel. Die Akademie in Braunsberg dürfte auch den katholischen Wissenschaftlern neben aller Möglichkeit, ihren wissenschaftlichen Aufgaben gerecht zu werden, die erwünschte materielle Grundlage bieten.

Gerade die Möglichkeit, nicht im Trubel der Großstadt, in überfüllten Hörsälen und Seminaren unter weltanschaulich und politisch zerklüfteten Studenten zu wirken, sondern in kleinerem, einheitlichem Kreise, dürfte für die wissenschaftliche

Entfaltung bedeutend sein. Auch Volluniversitäten sind in Mittelstädten untergebracht – vergl. Freiburg in der Schweiz, Tübingen, Erlangen, Marburg.

Wie auch die letzten Jahre gezeigt haben, sind von Braunsberg eine Reihe von Lehrkräften an größere Universitäten berufen worden.

Mag auch die Lehrtätigkeit mancher Laienprofessuren bei ihrem naturgemäß propädeutischen Charakter nicht befriedigen, so bietet m. E. gerade diese Beschränkung eine um so idealere Entfaltungsmöglichkeit zu freier wissenschaftlicher Forschung.

Im übrigen ist die in der „Erklärung“ unterstellte Tatsache von den mangelhaften Forschungsmitteln nicht allgemein anerkannt. Es ist mir von verschiedenen Seiten bestätigt worden, daß die Forschungsmittel in Braunsberg nicht mangelhaft sind und daß gerade der Erhalt gewünschter Forschungsmittel sich hier schneller und besser ermöglicht als an den großen Universitäten, wo stets die Nachfrage größer und damit auch der Erhalt viel schwieriger ist.

Zu 2. Zur Frage der Tradition möchte ich nur feststellen, daß die Ausführungen der Erklärung mich nicht überzeugen können. Ich kann diesbezüglich – wie auch sonst – eigentlich nur auf die durchaus zutreffenden Ausführungen der bereits angeführten Entschließung der ostpreußischen Zentrumsparlei Bezug nehmen. Der Heimatgedanke läßt sich nicht mit Lokalpatriotismus ablehnen. Bei dem angeführten Programm betr. „Förderung der kulturellen Belange des Ermlandes“ handelte es sich nach mir [bekannt] gewordenen Informationen nur um einen Plan, in dem aus bestimmten Gründen die Akademie nicht aufgezählt war. Spätere Erwägungen haben dann ihre Einbeziehung doch wünschenswert erscheinen lassen. Man kann daher der anfänglichen Nichtaufnahme kein absichtliches Übergehen oder mangelndes Interesse entnehmen.

Auch die „Erdegebundenheit“ halte ich für den Katholizismus und seine wissenschaftliche Durchforschung für bedeutungsvoller, als in der „Erklärung“ angenommen. Ich darf nur auf die Schrift Adams „Christus und der Geist des Abendlandes“ verweisen, in der in großen Gesichtspunkten gerade zum Ausdruck kommt, daß die Kirche durch ihr Verhältnis zu den – doch wohl erdegebundenen – Kräften des griechischen, romanischen und germanischen Geistes nicht nur Einschlag auf äußere Gestaltung und Form, sondern auch auf Denken und Lebensauffassung erhalten hat.

Eine Verkümmerng des katholischen Einflusses im Osten sehe ich nicht bei Zusammenfassung und Zusammenarbeit sämtlicher Kräfte im Ermland und der dann möglichen Auswirkung dieser Geschlossenheit in die Weite, wohl aber bei einer Zersplitterung und Trennung unserer Kräfte (Aufteilung in Diasporastützpunkte), die ein Zusammengehen in Jahren des Kampfes unmöglich oder zum mindesten sehr schwierig werden läßt.

Damit komme auch ich zu Punkt IV. Die Ausführungen sind umfangreicher geworden, als ich selbst an sich beabsichtigt hatte.

Es ist mein Wunsch, diese Zeilen möchten dazu beitragen, der Klarheit in der ganzen Angelegenheit zu dienen.

Ew. Magnifizenz haben die „Erklärung“ nach Ihrem Anschreiben an den hochwürdigsten Herrn Bischof, den Herrn Vorsitzenden der ostpreußischen Zentrumsparlei und Herrn Erzpriester Schul gerichtet. Ich behalte mir daher vor, diese Zeilen den Genannten gleichfalls zuzuleiten.

Ich fühle mich mit Ew. Magnifizenz einig in dem Bestreben, der Staatlichen Akademie Braunsberg den Boden zu verschaffen, auf dem sie ihre große Aufgabe erfüllen kann, und weiß, daß gerade Ew. Magnifizenz persönlich in vollster und stets allseits anerkannter Objektivität diesen Fragen gegenüberstehen.

In diesem Sinne bitte ich die vorstehenden Zeilen aufzufassen und verbleibe

mit verbindlichsten Grüßen

Ew. Magnifizenz stets verehrungsvoll ergebener
gez. Kayser.

Buchbesprechungen

Ernst Wermke, Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen für die Jahre 1971–1974. Bearb. im Auftrag der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, Nr. 109). Marburg/Lahn: J. G. Herder-Institut 1978. X, 210 S.

Mit dem hier anzuzeigenden Band liegt der IV. Teil der Gesamtausgabe der „Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen“ vor. Er enthält 3836 Titel. Grundlegend für alle bibliographischen Arbeiten war die monumentale Sammlung alles gedruckten Materials, die Ernst Wermke 1933 in Königsberg für alle bis 1929 erschienene Literatur (16 000 Titel) veröffentlichte (Nachdruck: Aalen 1962). Fortgesetzt wurde seine Bibliographie in den „Altpreußischen Forschungen“ bis 1938. Nach dem Kriege konnte Ernst Wermke seine bibliographischen Arbeiten wieder aufnehmen und in Zusammenfassungen für mehrere Jahre in den „Wissenschaftlichen Beiträgen zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas“ seit 1953 und auswahlweise in der „Zeitschrift für Ostforschung“ seit 1954 veröffentlichen. Um die Benutzung zu erleichtern, erschienen größere Zusammendrucke – gewissermaßen Teil II und III des Grundwerkes – für die Berichtszeit 1930–1938 und 1939–1970 in Aalen 1964 und in Bonn-Bad Godesberg 1974 (7000 und 23 000 Titel).

Der vorliegende IV. Teil schließt nun an die Reihe der großen Zusammendrucke an; er ist zum 85. Geburtstag des verdienten Bibliographen erschienen. Ernst Wermke verdankt die historische Forschung über die Lande Preußen eines ihrer wichtigsten und unentbehrlichsten Hilfsmittel. Wenn man bedenkt, daß er als einzelner durch fünf Jahrzehnte hin mehrere zehntausend, weit verstreut gedruckte Titel von Büchern und Aufsätzen vorzugsweise in deutscher und polnischer Sprache gesammelt hat, dann wird man seine gewaltige Arbeitsleistung erahnen. Die teilweise recht voluminösen Bände enthalten bibliographische Nachweise über alle nur möglichen sachlichen, örtlichen und biographischen Einzelheiten aus dem Leben in der Vergangenheit der Lande Preußen. Mit diesem „Muster einer klar gegliederten Bibliographie“ (R. Oberschelp, Die Bibliographien zur deutschen Landesgeschichte und Landeskunde (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderheft 7). 2., völlig neu bearb. Aufl. Frankfurt/Main 1977, S. 80) besitzt die ost- und westpreußische Landesforschung ein Instrument, wie es bisher in dieser Vollständigkeit und Vorzüglichkeit nicht für alle historischen deutschen Landschaften geschaffen werden konnte.

Im Vorwort dieses IV. Teils unterrichtet Udo Arnold, derzeitiger Vorsitzender der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung, in knappen Zügen, jedoch im einzelnen sehr genau, über Wermkes bibliographische Arbeiten seit 1926.

Nachdem Wermke erst in hohem Alter seinen Auftrag im Jahre 1977 der Historischen Kommission gegenüber niedergelegt hat, wird die Bibliographie seitdem von Bernhart Jähmig bearbeitet und zunächst in Auswahl in der „Zeitschrift für Ostforschung“ (Berichtszeit 1975 ff.) publiziert.

Es versteht sich von selbst, daß die Bibliographie von Wermke auch alle Veröffentlichungen zur Geschichte des Ermlands und zur Kirchengeschichte Ost- und Westpreußens, also den eigentlichen Arbeitsgebieten des Historischen Vereins für Ermland, enthält und somit auch von den Historikern, die sich mit diesen Bereichen beschäftigen, in keinem Falle entbehrt werden kann.

Ernst Manfred Wermter

Barbara Ochranowicz, Irena Suchta, Jerzy Minakowski, Katalog zasobów czasopism i wydawnictw zbiorowych bibliotek Olsztyna. Cześć I-IV. [V.] Uzupełnienie. [Bestandskatalog der Zeitschriften und Sammelwerke in den Allensteiner Bibliotheken. Teil I-IV. (V.) Nachträge.] Olsztyn: Wydział Kultury i Sztuki Urzędu Wojewódzkiego. Zarząd Okręgu Stowarzyszenia Bibliotekarzy Polskich. T. I u. II, 1976, S. 1-200 u. 201-400; T. III, 1978, S. 401-599; T. IV, 1979, S. 600-792; T. V, 1979, 44 S.

In fünf Bänden, auf über 800 Seiten, haben die oben genannten polnischen Bibliothekare alle Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher, kurz: alle Periodika, erfaßt, die in den 16 wissenschaftlichen Bibliotheken der Stadt vorhanden sind. Dabei handelt es sich überwiegend um Fachzeitschriften, die in den Hochschulen (Pädagogik, Landwirtschaft und Veterinärmedizin) für den Studienbetrieb benötigt werden. Unter den Titeln tauchen viele Namen auf, deren Verlagsorte im westlichen Ausland liegen. Für die historische Arbeit richtet sich das Interesse vornehmlich auf die Bibliotheken des Priesterseminars „Hosianum“, des Wojewodschaftsarchivs, des Kętrzyński-Instituts und des Masurischen Museums. Und hier wiederum geht es um die deutschen Bestände aus der Zeit vor 1945. Viele Namen tauchen auf. Man staunt darüber, wie groß und vielseitig das Interesse am Halten und Sammeln von Periodika – öffentlich und privat – im Ermland gewesen ist. Denn schließlich dürften aus diesem regionalen Bereich die meisten der angeführten Veröffentlichungen stammen. Erinnert werden muß in diesem Zusammenhang an die unersetzlichen Verluste, die durch die unmittelbaren und mittelbaren Kriegseinwirkungen entstanden sind. Ein Beispiel sei hier genannt: Fast jede Stadt im Ermland – außer Frauenburg und Mehlsack – hatte eine eigene Tageszeitung. Erhalten geblieben sind aber nur wenige Exemplare. Für kontinuierliche Untersuchungen kommen sie daher so gut wie überhaupt nicht in Frage.

Vom „Allensteiner Volksblatt“, der Zentrumszeitung im südlichen Ermland, ist kein Jahrgang komplett. Die Bestände beginnen mit der zweiten Hälfte von 1906 (14. Jahrgang). Die Zeit von 1911 bis 1919 fehlt ganz. Der lokale Teil und die Anzeigenseiten hätten aufschlußreiche Informationen auf sozialem und wirtschaftlichen Gebiet bringen können. Von 1920 sind die Ereignisse der Monate vor der Abstimmung durch die erhaltenen Nummern einigermaßen rekonstruierbar. Sofort kommen aber wieder große Lücken, die bis 1923 reichen. So geht es fort bis 1934. Ganz schlecht ist es mit dem Schwesterblatt, der „Ermländischen Zeitung“ in Braunsberg, bestellt. Es sind lediglich 24 Nummern aus den Jahren von 1935 bis 1945 vorhanden. Wie verlautet, soll die Universitätsbibliothek in Thorn reichere Bestände besitzen. Königsberger Tageszeitungen finden sich dagegen reichlicher. Relativ vollständig ist der Bestand der Amtlichen Kreisblätter, nicht nur des Ermlandes.

Auch sonst sind einzelne Zeitschriften und Beilagen angeführt, deren Nummern in der Bundesrepublik schwer greifbar sind („Danziger Katholisches Kirchenblatt für Leser aller Stände, zunächst für die Diözesen Culm und Ermland“ 1865, 1867, 1870; „Adalbertusblatt“, Sonntagsblatt für die Diözese Ermland 1915–1919; „Katholisches Schulblatt für die Provinz Preußen“, Marienwerder 1859 und 1861; „Sonntagsblatt für die Katholiken Elbings“ 1917).

Für jeden, der sich mit dem Pressewesen in Ostpreußen beschäftigt, sind diese Bestandsverzeichnisse unentbehrlich. Allein die Aufzählung der Titel ist eine wichtige Hilfe für die Erfassung der Publikationen, die es einmal gegeben hat.

Helmut Kunigk

Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes. Hrsg. von Hans Mortensen †, Gertrud Mortensen, Reinhard Wenskus. 4. und 5. Lieferung. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1976, 1978.

Die beiden neuen Lieferungen des Kartenwerks sind interessanten Fragen gewidmet. Lieferung 4 enthält zwei Karten – wie bisher auf vier bis fünf Blättern: 1) Der Grundbesitz des Adels um 1780, 2) Der Gutsbesitz Anfang des 20. Jahrhunderts. In der ersten Karte erscheint das Ermland gleich zweimal: a) in Zusammenhang mit dem übrigen Ostpreußen zum Stichjahr 1780, b) in einer Sonderkarte „Der Grundbesitz des Adels in Westpreußen und Ermland 1772/73“, die den Zustand zum Zeitpunkt der Annexion des Bistums durch Preußen kennzeichnet. Während dieser acht Jahre waren die schwierigen Feststellungen der preußischen Behörden über die teilweise umstrittene adlige Qualität einiger Besitzungen abgeschlossen bzw. entschieden. Ob bei diesen kaum ins Gewicht fallenden Differenzen der Aufwand um das Ermland nötig bzw. angebracht war, mag dahingestellt sein. Für die ermländische Geschichtsforschung ist diese Differenzierung doch von einigem Wert, zumal die Karten in dem umfänglichen Beiheft (LXXII, 679 S.) durch spezielle Personen- und Ortsregister ergänzt werden. Alles in allem eine wertvolle Grundlage für weiterführende Untersuchungen. – Die zweite Karte über den Gutsbesitz am Anfang des 20. Jahrhunderts stützt

sich auf die Güteradreßbücher von 1903/13 in Verbindung mit dem Amtlichen Gemeindeverzeichnis für die Provinzen Ost- und Westpreußen aus dem Jahre 1908. Wie auch in der ersten Karte ist eigentumsmäßig zusammengehöriger Besitz durch Verbindungslinien zwischen den einzelnen Gütern gekennzeichnet. Die unterschiedliche Größe der Güter wird aus beiden Kartenbildern nicht ersichtlich; die gleiche Signatur steht ebenso für ein Gut von 500 wie von 50 000 Morgen. Wahrscheinlich ist das der Grund dafür, daß das Ermland – mit einer völlig anders gearteten Agrarstruktur als das übrige Ostpreußen – sich keineswegs so deutlich von den übrigen Regionen abhebt, sondern gewisse Ähnlichkeiten z. B. mit Teilen Masuriens oder des Kreises Niederung aufweist. Die Karten vermitteln so ein falsches Bild. Warum die Größe des Gutsbesitzes nicht zeichnerisch dargestellt werden kann, leuchtet nicht ein. Eine aufgelegte Schraffur, die vom prozentualen Anteil des Gutsbesitzes innerhalb eines Kreises ausgeht, hätte hier sicher Abhilfe schaffen können.

Noch mehr stellt sich die Frage nach Sinn und Zweck kartographischer Darstellung bei der 5. Lieferung, die zugleich die Grenzen der Lesbarkeit von Karten zeigt. Sie enthält vier Karten unter dem Stichwort „Das Herzogtum Preußen 1540“ und zwar 1) die Bevölkerung, 2) als adlig geltende Familien mit Landbesitz, 3) den vermessenen Grundbesitz und 4) den Viehbestand. Grundlage sind die Türkensteuerregister des Jahres 1539/40, ergänzt durch weitere zeitgenössische Quellen. Diese Steuerkataster enthalten detaillierte Nachweise des rechtlichen und sozialen Status der Einwohner eines Dorfes (z. B. Adlige, Freie, Bauern, Gärtner, Hirten, zudem ob unter landesherrlicher oder adliger Herrschaft), was auf Karte 1 mit Signaturen in Verbindung mit der Zahl der Haushalte dargestellt wird. In Karte 2 sind die adligen Familiennamen an der Stelle des Gutsbesitzes aufgedruckt. Karte 3 soll wohl die Größe, die Rechtsqualität und die Eigentumsverhältnisse in Verbindung mit einer Übersicht über den Stand der Besiedlung bzw. Wiederbesiedlung nach den Jahrzehnten der Kriegsverheerungen verdeutlichen, was nach der Quellenlage zum großen Teil nur hypothetisch möglich ist. Die Kartendarstellung unterscheidet deshalb zwischen realer und erschlossener Hufenzahl, wobei die häufigen Differenzen ein unbefriedigendes Gefühl hervorrufen, zumal die Dichte der Signaturen oft nicht erkennen läßt, auf welchen Ort sie sich beziehen. Warum dann aber überhaupt der Aufdruck der Hufenzahlen? Ein gutes Korrektiv zu dieser Karte und damit auch zur Beurteilung der Agrarverhältnisse des Landes erscheint Rez. die 4. Karte, die den Viehbestand in Steuereinheiten darstellt – auch wenn die Herausgeber die Karte offenbar nur halbherzig und mit Rücksicht auf die Wirtschaftshistoriker erstellt zu haben scheinen („Vielleicht kann sie zur Klärung dieser oder jener Frage beitragen“, S. 9 des Erläuterungsheftes). Hier finden wir plötzlich dichte Signaturen in den (Grenz-)Gebieten, in denen man nach Karte 3 nur „Wildnis“ vermutete.

Die Frage nach der Verwertbarkeit der Karten dieser 5. Lieferung können wir hier getrost beiseite lassen: Sie betreffen nur das Herzogtum Preußen. Das Ermland ist ausgespart. Für das Fürstbistum gibt es – leider – keine den Türkensteuerregistern vergleichbaren Quellen. Aber auch wenn es solche gäbe, wäre der historischen Forschung wohl doch mehr mit einer, wenn auch noch so verkürzten Edition gedient als mit diesem Versuch einer kartographischen Darstellung.

Brigitte Poschmann

Reinhard Adam, Das Stadtgymnasium Altstadt-Kneiphof zu Königsberg (Pr.) 1304-1945. Aus der Geschichte der beiden ältesten Schulen des deutschen Ostens. Hrsg. vom Freundeskreis des Stadtgymnasiums Altstadt-Kneiphof zu Königsberg (Pr.). Leer: Rautenberg 1977. 115 S., 15 Abb. auf 4 Taf.

Wilhelm-Ernst Rottleuthner, Über 500 Jahre Schule im Löbenicht. (Prussia Schriftenreihe, 2.) Hrsg. von der Prussia-Gesellschaft. Leer: Rautenberg 1978. 108 S., 26 Abb. auf 8 Taf.

Klaus Neumann, Das Staatliche Hufen-Gymnasium und -Realgymnasium zu Königsberg/Preußen 1905-1945. Skizzen und Materialien zu seiner Geschichte. (Rundbriefe für die ehemaligen Lehrer und Schüler des Staatlichen Hufen-Gymnasiums und Realgymnasiums zu Königsberg/Pr., Beiheft 1.) Als Manuskript gedruckt. Nicht im Buchhandel. Erschienen im Dezember 1978. Bezugsquelle: Klaus Neumann, Heinrich-Heine-Straße 34, D-6200 Wiesbaden. 60 S., Anhang 140 S.

In den letzten drei Jahren sind drei Veröffentlichungen über die bekanntesten Königsberger Gymnasien erschienen. Adam untersucht an Hand der älteren Literatur und zugänglicher Schulprogramme (Jahresberichte) seit 1815 das Werden der Doppelanstalt in weit gestecktem geistesgeschichtlichem Rahmen vom späten Mittelalter über die Reformationszeit und das Barock der Simon-Dach-Ära bis zu den Epochen des Pietismus und der Aufklärung. Einen Schwerpunkt bildet der Neuhumanismus Wilhelm von Humboldts, der das moderne humanistische Gymnasium schuf. Im Banne dieser Ideen wirkte Johann Michael Hamann, der Sohn des berühmten Magus aus Norden, als Direktor der Altstadtschule. Nach Adams Ansicht neigte sich schon 1923 bei der Vereinigung der Gymnasien ihre Stunde dem Abend zu. Hatte das neue Stadtgymnasium 1925 noch über 500 Schüler, so gab es Ostern 1942 nur 149, von denen 29 nicht versetzt wurden. Ein Unikum war, daß das Stadtgymnasium seit 1925 ein schuleigenes Landheim direkt an der Samlandküste zwischen Rauschen und Georgenswalde besaß, so daß jede Klasse 14 Tage im Jahr während der Schulzeit dort weilen konnte. Auch Ferienaufenthalt war möglich. Adam betont am Schluß seiner Darlegungen, die weit in die Geschichte der Pädagogik und Kulturpolitik Preußens zurückgreifen, daß unser ursprünglich zweigegliedertes Stadtgymnasium während der Glanzzeit des preußischen Ordensstaates entstanden ist und gleichzeitig mit der Vernichtung des preußisch-deutschen Ostens sein Ende gefunden hat.

Im Vorwort zu dem Band „Über 500 Jahre Schule im Löbenicht“ bedauert Ulrich Albinus, der Sprecher der ehemaligen Löbenichter, die Schwierigkeiten bei der endgültigen Auswahl des Verfassers. Als Hilfe in der Not erwies sich der Tiroler Wilhelm-Ernst Rottleuthner, der während des Krieges den „Löbenicht“ besuchte und dort auch maturierte. Von der Masse der Jahresberichte, abgesehen von Witriens Schulgeschichte im Jahresbericht 1914, hat der Bearbeiter keinen Gebrauch gemacht, obwohl sich in ihnen reizvolle Abhandlungen des Lehrkörpers über fast alle Gegenstände des Unterrichtes finden. „Über 500 Jahre Schule im Löbenicht“ besteht aus der Reihung von Geleit, Abhandlung zur Geschichte Ostpreußens, Königsbergs und der Schule sowie Pressemeldungen baugeschichtlicher, schulinterner und sportlicher Art. Zwischen zwei Beilagen, von denen die eine die Kriechchronik der Schule von 1940 bis zur Zerstörung im August 1944 enthält, die andere Personalien des Lehrerkollegs von 1913/14 bis zum bitteren Ende wiedergibt, ist ein Festspiel eingefügt. Ein Mitglied des Lehrerkollegiums läßt hier in sechs Bildern reimende Lehrer, Schüler sowie Genien der Tat und der Betrachtung auftreten, die uns den Geist der Generationen und Zeiten verraten sollen. Jedoch fällt in diesem Opus, dem man noch die Mentalität einer verflossenen Ära (500-Jahr-Feier der Schule 1941) anmerkt, mehr ein – wenn auch mit gutem Willen verbundener – falscher Zungenschlag auf als dichterische Gestaltungskraft.

Dem Autor der Skizzen und Materialien zur Geschichte des Hufengymnasiums 1905-1945 ist es mit Hilfe der im Berliner Pädagogischen Zentrum (schon seit 1815) gesammelten Schulprogramme (Jahresberichte) gelungen, den Verlauf des Schullebens mit Ausnahme der Jahre 1915-1920 in einer nach Vollständigkeit trachtenden Akribie nachzuzeichnen. Das Hufengymnasium bevorzugte bei seiner Gründung das sog. Frankfurter System, nach dem in der Reihenfolge Französisch - Lateinisch - Griechisch unterrichtet wurde; doch bald paßte es sich dem üblichen humanistischen Gymnasium an. Der erste Direktor war Otto Portzehl aus Mecklenburg, der nicht viel später Direktor der Vorstädtischen Oberrealschule am Judenmarkt wurde. An seine Stelle trat Harry Brettschneider, Autor eines recht trockenen Geschichtsbuches für die Mittelstufe. Unter den fünf ersten Abiturienten des Jahres 1913 befindet sich Ernst Wermke, Autor der berühmten Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen (1930 ff.). In den ersten Augusttagen 1914 meldeten sich alle 19 Oberprimaner freiwillig, ebenso 41 Schüler aus U II - U I. Erstaunt vernimmt man, daß Ende der zwanziger Jahre in der Schule, die doch im Bereich der sog. „feinen Leute“ lag, die Diebstähle sich mehrten und die Kinder keine Wertgegenstände mitbringen sollten. Mit der sog. „Machtübernahme“ folgte auf den überaus begabten und beliebten Direktor Postelmann, der nach Friedland versetzt wurde, Bruno Dombrowski, der als Mann der neuen Stunde unter Übergehung des Oberstudienrats Direktor wurde. Neumann versteht es meisterhaft, den Gegensatz in Aufsatzthemen und Lektüreplan vor und nach 1933 herauszustellen, und zwar nicht nur

durch reine Dokumentation. Nicht Ostern 1936, sondern erst im Februar 1937 unterzogen sich die Oberprimaner und im März die U I der Reifeprüfung, da Leutnante damals ja wichtiger waren als Vollabiturienten. Unter „Marginalien II“ veröffentlicht N. die in Berlin vorgefundene Selbstauskunft Ernst Wiecherts, in der er seinen Werdegang bis 1930 und seine ersten Dichtungen verzeichnet. Für eine subjektive, aber reizvolle Sicht des Lehrerkollegiums am Hufengymnasium sei auf Wiecherts Erinnerungen „Jahre und Zeiten“, besonders das Kapitel „Schwankende Jahre“, verwiesen. Für das Löbenichtsche Realgymnasium gilt dasselbe von „Gefilte Fisch“ seines Schülers Max Fürst. Ein dokumentarischer Anhang von 140 Seiten enthält Auszüge aus Jahresberichten 1905-40 mit Materialien über Lehrgegenstände, Unterrichtsverteilung, Lektüre, Aufsatzthemen, Schülerselbstverwaltung, Sport, Wanderungen, Kunst, Gesundheit sowie mit Abiturientenlisten, Schulchroniken u. a. m.

Bekanntlich waren im Laufe der industriellen Entwicklung zahlreiche Ermländer und deutsche Katholiken aus dem „Reich“ nach Königsberg gezogen. So finden sich in den Lehrerlisten der Hufenschule die Namen der Kapläne Scheer, Nieswandt, Mohn, Franz Thiedigk und Karl Heinrich, bis dann später Paul Englick vom Stadtgymnasium den katholischen Religionsunterricht aller höheren Schulen zusammenfaßte. Am Hufengymnasium gab es relativ wenige jüdische Abiturienten, 1927 gehörten drei von 42 dem Judentum an. Das Stadtgymnasium einschließlich seiner Vorgänger besuchten dagegen viele jüdische Schüler. 1870 waren an der „Altstadt“ von 479 Schülern 333 evangelisch, 6 katholisch, 140 jüdisch. Der katholische Zuzug am „Kneiphof“ war beachtlich. Da sind bekannt die Namen Black, Erich Arnrdt, Leo Bergmann, Hubert Czechowski, Joachim Finke, Erich Matern, Paul Huhn, Herbert Nahser, Georg Basner, die Brüder Seewald und Gromelski, Herbert Simanowski, Leo Juhnke u. a.; vom Löbenicht die Brüder Braun; vom Hufen-Gymnasium Pollakowski, die Brüder Schmeer, Sattler und Hülsmann. Exakte Zahlen über die Gefallenen des Ersten Weltkrieges vermag nur das Stadtgymnasium anzugeben: 100 (A), 94 (K). Für den Zweiten Weltkrieg vermerken die letzten Schulmitteilungen vom 1. Mai 1944 73 Tote.

Die hier skizzierten Gymnasien verkörperten bei aller Brüchigkeit menschlichen Tuns ein Monument geistiger Urbanität, und die drei unterschiedlichen Abhandlungen bilden einen wertvollen Mosaikstein zur Geschichte der unvergeßlichen Preußenstadt am Pregel.

Leo Juhnke

Otto Miller, „Wenn der Durst nach Gott uns quält“. Gebetete Lyrik. Hrsg. von Ernst Laws. Graphik von Alfred Georg Seidel. St.-Augustin: Verlag Wort und Werk 1979. 110 S.

Der Titel des Buches, einem Wort von Otto Miller entnommen, und der vom Herausgeber gewählte Untertitel „Gebetete Lyrik“ sind bedeutungsvoll. Zwar enthält das Buch auch von der Zeit herausgeforderte, von heiligem Zorn erfüllte Gedichte – der Herausgeber hat sie

„Christliche Kampfgesänge“ (aus der Nazizeit) genannt – und geistlich-fromme Lieder zu bestimmten Anlässen (die ermländische Bet-Sing-Messe, ein ermländisches Herz-Jesu- und ein Marienlied zum Beispiel). Aber in der Hauptsache handelt es sich um Lyrik im eigentlichsten Sinn. An keinen ihm gegenüberstehenden Hörer oder Leser denkt der lyrische Dichter (hier: Otto Miller). Nein, er muß das niederschreiben, was sein Herz erfüllt. Und weil er begnadet ist, formen sich diese seine Worte zum Gedicht. Daß der Dichter solche Verse dann einem geliebten oder befreundeten Menschen zum Geschenk macht oder daß er sie sogar veröffentlicht, ist im Augenblick des Entstehens der Gedichte nicht von Bedeutung.

Es ist kein Suchen nach Gott, kein Zweifeln am Glauben, was aus Millers Gedichten spricht; sondern die hier auf Erden unstillbare Sehnsucht, ganz innig mit Gott vereinigt zu sein; das Verlangen, berechtigten irdischen Wünschen entsagen zu können – und sei es unter schmerzlichem Verzicht auf gottgeschenkte Gaben –, um ihm allein sich zu öffnen. Bezeichnend dafür das Gedicht „Der Herr ist mein Hirt“.

Daneben gibt es kindlich-fromme Gebete (z. T. auch nicht von so hohem künstlerischen Wert), die Vertrauen auf Gottes Führung zum Ausdruck bringen, eine Bitte an Christi heilige Mutter um Fürsprache enthalten, Dank für die Leitung durch Gottes Engel sagen. Das ganz persönliche Erleben und Durchbeten der Heilsgeschehnisse kommt dann wieder z. B. in den Rosenkranz-Betrachtungen zum Ausdruck, die in Form und Thematik einmalig sind.

Daß Otto Miller Gelehrter, Literaturkritiker, Essayist, aber zutiefst und vor allem Priester war, merkt man immer wieder bei seinen Versen: Sonettformen, Nachdichtungen lateinischer Hymnen, Anklänge an Barocklyrik und einfachste Versformen beherrscht er in gleichem Maße; alle sind aber gekennzeichnet von der Macht über das Wort und durchdrungen von Gedanken der Liturgie sowie von „heiligen Sinnbildern“ aus christlicher Überlieferung.

Wie mit seinen weltlichen Gedichten ging Otto Miller auch mit den Versen, die aus Gebet und Betrachtung entstanden waren, sehr großzügig um. So konnte er z. B. einem Brief an einen ihm lieben Menschen einige Verse beilegen, dieselben Verse aber einige Zeit später in einer veränderten Fassung aufschreiben oder zur Veröffentlichung freigeben. Für den Herausgeber war es also oft schwer zu entscheiden, welche Fassung die letztlich von Miller gewollte war. Aufschlußreich für diese „genialische“ Art Millers, die nur der recht begreift, der ihn selbst gekannt und erlebt hat, sind deshalb die Anmerkungen über die Herkunft der Gedichte, bei denen es vielfach heißt: Textüberlieferung unbekannt.

Die Zuordnung der Gedichte zu Gedankenbereichen und die dafür gewählten Überschriften gehen auf den Herausgeber zurück; es ist ein Versuch, der im ganzen gelungen scheint. Die Holzschnitte von Alfred Georg Seidel wollen die Gedanken und Gebete Millers begleitend im Bilde nachvollziehen.

Für Leser, die Miller nicht kennen, ist ein kurzer Lebensabriß angefügt. Die Aussagen Otto Millers über das Wesen katholischer Dichtung (aus einem frühen Aufsatz von ihm) sind auch heute aktuell und werden durch seine Lyrik belegt. Paul Scholz

Die Akten des Kanonisationsprozesses Dorotheas von Montau von 1394 bis 1521. Hrsg. von Richard Stachnik in Zusammenarbeit mit Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld, und Hans Westpfahl. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 15.) Köln-Wien: Böhlau 1978. XLIV, 629 S., 1 Taf., 6 Karten.

Am Beginn des Apostolischen Prozesses zur Kanonisation der am 25. Juni 1394 verstorbenen Dorothea von Montau, dessen Akten hier in einem stattlichen Band vorgelegt werden, standen zwei kurz nacheinander abgefaßte Bittschreiben, mit denen Johannes Marienwerder, der Beichtvater und spätere Biograph Dorotheas, zuvor Professor der Theologie an der Universität Prag und nach der Rückkehr in seine Heimat von 1388 bis zu seinem Tod 1417 Dekan des Domkapitels des Bistums Pomesanien, den Generalprokurator des Deutschen Ordens in Rom, Johann vom Felde, ersuchte, den Papst zur Einsetzung einer Kommission für eine Untersuchung des heiligmäßigen Lebens Dorotheas von Montau zu veranlassen. Den entscheidenden ersten Schritt zur Eröffnung des Prozeßverfahrens stellt das Schreiben der preußischen Bischöfe von Ermland, Pomesanien und Samland an Papst Bonifaz IX. und an das gesamte Heilige Kollegium der Kardinäle vom 9. September 1395 mit der eindringlichen Bitte um Kanonisierung Dorotheas von Montau dar. Nicht zu Unrecht folgte der Herausgeber dieses Werkes, daß die erste und ursprüngliche Initiative zu einer Konferenz der drei Bischöfe – der Bischof von Kulm sah infolge persönlicher Differenzen mit dem Hochmeister von seiner Unterschrift ab – vom Hochmeister des Deutschen Ordens, Konrad von Jungingen, ausging: Er gewährte in der Marienburg, die als Ort der Abfassung dieses Bittgesuches beurkundet ist, den Bischöfen gastliche Aufnahme. Wenn sein eigenes Gesuch um Kanonisierung Dorotheas – zusätzlich zu dem der Bischöfe und weiteren neun Gesuchen (aller vier preußischen Domkapitel, der Äbte von Oliva und Pelplin sowie fünf höchster Gebietiger des Deutschen Ordens, der beiden Beichtväter Dorotheas, Johannes Marienwerder und Johannes Reymann, ferner des Priors des Karthäuserklosters Maria-Paradies, schließlich neun graduierter Magister des Kirchenrechts, der Medizin und der Philosophie zusammen mit neun weiteren Kanonikern, Archipresbytern und Pfarrern) – besonders die auffallende segensreiche Wirkung des Gebets- und Büsserlebens Dorotheas in den Landen des Deutschen Ordens hervorhebt, so will der Hochmeister damit die einläßlichen und umfassenden Begründungen der anderen hohen Bittsteller für das Land Preußen und die Nachbarländer, vor allem aber für seinen Orden ausdrücklich bestätigen und wirksam unterstützen. Der Hochmeister weiß sich aber auch persönlich über sein Amt hinaus Dorothea

gegenüber als „wenn auch verborgener, so doch nicht geringster Märtyrin und Mitwisserin der Geheimnisse und Gerichte Gottes“ (S. 514) in besonderer Weise für seine Errettung aus vierfacher, ihm von ihr vorhergesagter Lebensgefahr während eines Feldzuges zu bleibendem Dank verpflichtet.

Die römische Kurie, offensichtlich von der Fülle des Beweismaterials beeindruckt – die Päpstlichen Kommissare verzichteten nach Einvernahme von 257 Zeugen auf ungezählte weitere aussagewillige Zeugen –, nahm die Anträge auf Kanonisierung Dorotheas mit großem Interesse und erkennbarem Vorzug entgegen: Papst Bonifaz IX. setzte umgehend im gleichen Jahr 1395 eine Kardinalskommission zur amtlichen Prüfung der eingereichten Anträge ein. Im Laufe vorbereitender Verhandlungen, die in Rom auch in öffentlichen und geheimen Konsistorien geführt wurden, stellte sich immer mehr die einzigartige Größe Dorotheas besonders auf Grund der berichteten Gebetserhörungen, der auffälligen Wunder und der 37 beeideten Totenerweckungen heraus. Mit Datum vom 18. März 1404, also nach achteinhalb Jahren umfassender und eingehender Prüfung und Untersuchung des gesamten vorliegenden Beweismaterials, erließ Papst Bonifaz IX. eine in der Edition Stachniks drei Druckseiten (S. 8-10) umfassende Bulle, mit der der Heiligsprechungsprozeß Dorotheas offiziell eröffnet wurde. Der Papst bestimmte ihren Sterbe- und Beisetzungsort Marienwerder in bevorzugter Weise als Verhandlungsort für den Fortgang des Prozesses und setzte als seine Kommissare die Bischöfe von Kulm und Ermland sowie den Abt des Zisterzienserklosters Oliva ein, die den Prozeß nach den damals geltenden, allerdings noch nicht genau festgelegten Verfahrensvorschriften zu führen hatten. Die Aussagen der in der Landessprache vernommenen 257 Zeugen wurden ins Lateinische übersetzt und von beeideten Notaren unter Wahrung der üblichen Form peinlich genau aufgezeichnet. Bis in die letzten Einzelheiten weist die Edition Stachniks die für die Formalitäten der Prozeßführung verlangte äußerste Sorgsamkeit auf.

Die Protokolle der Zeugenaussagen bilden darin den Hauptteil (S. 1-494). In mehreren eigenen Abhandlungen haben sowohl Anneliese Triller wie Richard Stachnik unter verschiedenen Gesichtspunkten die Bedeutung der aus allen Bevölkerungsschichten stammenden Zeugen vom einfachen Kätner bis zum Hochmeister des Deutschen Ordens und dem Bischof von Pomesanien wie deren inhaltlich wertvolle Aussagen über Volkskunde und Kulturgeschichte des alten Preußenlandes hervorgehoben. Die einzelnen Protokollen vorangestellten kürzeren oder längeren Einführungen mit den Angaben ihrer vorausgehenden Veröffentlichungen in der Positio und der früheren Sekundärliteratur sowie ergänzende wertvolle historische, geographische und literarische Anmerkungen verleihen der Edition über ihr thematisches Ziel hinaus den unschätzbaren Wert verlässlicher Orientierung über Verhältnisse und Persönlichkeiten der Zeit.

In einem Anhang (S. 496-550) sind z. T. mit längeren Inhaltsangaben und Vorbemerkungen des Herausgebers versehene Schriftstücke veröffentlicht, die auf den Ablauf des Apostolischen Prozesses von 1404 Bezug nehmen, so ein Schreiben des Domdekans Johannes Marienwerder an den Deutschordensprokurator in Rom, die elf Anträge zur Kanonisierung Dorotheas von 1395, weitere Schreiben des Hochmeisters und des Bischofs von Pomesanien an Kardinäle und Prozeßbeteiligte in Rom sowie Belegstücke aus den Jahren 1486 und 1521 zur Wiederaufnahme des unterbrochenen Prozesses.

In einer Einleitung (S. VII-XLIV) unterrichtet der Herausgeber u. a. über die Quellenlage, den Inhalt des Hauptteils der Edition wie des Anhangs, über den wunderbarerweise erhaltenen Codex mit der notariell beglaubigten Abschrift der Originalakten des Prozesses aus dem Jahre 1486 – es ist das aus der Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg stammende, inzwischen im Geheimen Staatsarchiv Berlin (Stiftung Preußischer Kulturbesitz) befindliche Ms 1241 – mit den hier edierten Protokollaussagen des Prozesses, über seine Abfassung und die Edition im einzelnen. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein umfangreiches Personen-, Orts-, Sach- und Wortregister, dieses mit dem Charakter eines aufschlußreichen lateinisch-deutschen wie deutsch-lateinischen Lexikons (S. 551-629), erleichtern die Benutzung dieser mit sechs übersichtlich gestalteten, instruktiven Landkarten ausgestatteten Aktenveröffentlichung aus der Zeit vor einem halben Jahrtausend.

Ernst Borchert

Jerzy Sikorski, Monarchia Polska i Warmia u schyłku XV wieku. Zagadnienia prawno-ustrojowe i polityczne. [Das Königreich Polen und Ermland am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Verfassungsrechtliche und politische Probleme.] (Rozprawy i materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 65.) Olsztyn: Wydawnictwo Pojezierze 1978, 200 S.

Nach den grundlegenden Arbeiten von Hans Schmauch über die staats- und kirchenrechtliche Stellung des Ermlands in den ersten Jahrzehnten nach dem 2. Thorner Frieden und dem Anschluß des Bistums an Polen sowie seinen detaillierten Darstellungen der politischen Auseinandersetzungen um die Rechte und Freiheiten des Ermlands anläßlich der Bischofswahlen von 1467 und 1489 nimmt man die Thorner Dissertation mit einer gewissen Erwartung neuer Forschungsergebnisse auf Grund neu erschlossener Quellen in die Hand. Tatsächlich bieten die seitdem edierten Akten der königlich-preußischen Ständetage neues Material gerade auch zu den ermländischen Verfassungstreitigkeiten mit Polen, allerdings keine zusätzlichen Argumente für die Diskussion der Verfassungssituation als solcher.

Um diese jedoch geht es dem Verfasser, zumindest im ersten Teil der Arbeit, während im zweiten Teil die weitgehend bekannten Auseinandersetzungen um die Bischofswahl von Lukas Watzenrode dramatisch geschildert werden – bis zur Aussöhnung des Bischofs mit König Johann Albrecht im Jahre 1494.

Die Verfassungssituation des Ermlandes wird in der Forschung bis heute weitgehend kontrovers gesehen. Es geht dabei um die Frage der Wahrnehmung von Hoheitsrechten durch den Bischof, die Eigenständigkeit der Verwaltung des weltlichen Territoriums und das Problem des „Oberherrn“. Zur Debatte stehen dabei nur die 220 Jahre der Zugehörigkeit des Bistums zum Deutschordensland. Sie sind auch Gegenstand der vorliegenden Untersuchung, denn die Ermländer beriefen sich nach ihrem Anschluß an Polen auf die im Friedensvertrag zugesicherte Wahrung aller bisher innegehabten Rechte und Freiheiten, ohne daß diese präzisiert worden waren.

Um es vorweg zu nehmen: Eine Klärung der offenen oder strittigen Fragen bringt diese Arbeit nicht. Selbst einzelne gesicherte Ergebnisse, wie die eigenständige Gerichtsbarkeit, die Mitsprache der Bischöfe bei der Gesetzgebung, die eigene Steuer- und innere Landesverwaltung, werden – unter ausdrücklicher Berufung auf diese Ergebnisse – ins Gegenteil verkehrt (S. 26 f., Anm. 67-70 u. 72) und damit wieder der „Einheitsstaat“ des Deutschen Ordens konstruiert, in dem von bischöflichen Herrschaftsrechten keine Rede sein kann. Vielmehr „müssen“ – so der Verf. – „der Bischof und seine Untertanen in den zutreffenden Kategorien des Lehnverhältnisses behandelt werden“ (S. 26), „als Herrschaft im privatrechtlichen Sinn des Eigentums am Boden“ (S. 30), d. h. als Grundherr, wie jeder andere adlige Besitzer!

Dieselbe Deutung erfährt die von ermländischer Seite immer wieder behauptete „unmittelbare Unterstellung unter den päpstlichen Stuhl“, die – wie Hans Schmauch zu Recht nachgewiesen hat – nur als päpstliche Oberhoheit über das Ermland in weltlichen Angelegenheiten verstanden werden kann, die auch – entgegen der Behauptung des Verf. (S. 32) – in der Praxis zum Tragen kam, z. B. im Jahre 1416. Der Autor versteht dagegen unter diesem Begriff die Kennzeichnung des Bistums als „kirchliches Beneficium“ (S. 30, 61). Er geht also von der Verfassungswirklichkeit des Königreichs Polen aus, während das Ordensland Preußen sich an der deutschen Rechts- und Verfassungsordnung orientierte. Aus dieser Unkenntnis bezeichnet er diese Stellung des Bistums zum päpstlichen Stuhl „auch als absurd im historischen Sinn“ (S. 32).

Die rechtliche Grundlage für das Verhältnis des Ermlandes zu Polen sieht der Verfasser in erster Linie in der Inkorporationsurkunde für die preußischen Stände von 1454, die beim 2. Thorner Frieden bestätigt wurde. Nach Meinung des Verfassers repräsentierte der Preußische Bund, also die gegen den Deutschen Orden und die Bischöfe rebellierenden Stände, „ganz Preußen“, „das Land“, als deren „Repräsentation sich die bischöflichen Territorien eindeutig verstanden“ (S. 57). Daß sie 1454 dem polnischen König die „Oberherrschaft über Preußen“ antrugen, ist der entscheidende Rechtsakt. Die Tatsache, daß Bischof Paul v. Legendorf 1464 zusammen „mit Landen und Städten“ seines Bistums einen Separatfrieden mit König Kasimir IV. von Polen schloß, in dem dem Bistum alle Freiheiten und Privilegien garantiert wurden, daß dieser Separatfrieden zwei

Jahre später bestätigt wurde, ist für den Verfasser ohne rechtliche Bedeutung. Die Inkorporation der rebellierenden Stände blieb der verbindliche Rechtsakt, obwohl im Friedensvertrag mit dem Ermland von ihm nicht die Rede ist. „Ermland ist ein Teil Preußens, und sein Verhältnis zur Krone wird durch Preußen bestimmt“ (S. 62). So einfach ist das!

Ähnlich verwirrend ist die Interpretation Preußens als „Land“ – ausgehend vom Inkorporationsprivileg als „Landesprivilegium“. In diesem ist allerdings von der „universa communitas terrarum Prusie“ die Rede und von der „Konföderation der Länder Preußens“. Aber das ist für den Verfasser kein Anlaß, über einen möglichen konföderativen Charakter Preußens nachzudenken. Da erst die „Herrschaft“ das Land zu einer politischen Einheit macht, der Preussische Bund sich aber für ganz Preußen einen neuen Herrn, König Kasimir, gewählt hatte, wurde durch diesen Rechtsakt aus der bisherigen Konföderation von Ländern das „Land“ Preußen. Merkwürdigerweise hat der Verfasser das Kapitel dieser Ausführungen überschrieben: „Königlich Preußen als Land“. Man sucht vergeblich nach einer Erklärung, wie und warum aus dem 1454 so geschaffenen „Land“ Preußen, das „ganz Preußen“ repräsentierte, 13 Jahre später nur das Königliche Preußen übrigblieb. Von dem dann immer noch existierenden verkleinerten Ordensland Preußen wird nicht gesprochen. Wohl aber vom Ermland: „Ermland ist ein eigenes ‚Dominium‘, aber es ist kein eigenes ‚Land‘“ (S. 62).

Dabei ist gerade der Begriff des „Landes“ geeignet, tiefere Einsichten in die mittelalterliche Verfassungswirklichkeit zu gewinnen, wie Otto Brunner das in seinem Buch „Land und Herrschaft“ für den Donauraum unternommen hat. Zum Beispiel müßte die Rolle der ermländischen Stände untersucht werden, denen der Verfasser immerhin „einen rätselhaften Charakter“ bescheinigt (S. 60). Natürlich können sie nicht zu seinem Ermlandbild als einem „kirchlichen Beneficium“ passen. Sie tagten für sich, von ihrem Bischof einberufen. Auf den königlich-preussischen Ständetagen waren sie nicht vertreten. Aber 1485 und 1489 schlossen sie mit den königlich-preussischen Ständen eine Konföderation, um Bischof und Domkapitel in ihren Forderungen auf Anerkennung der ermländischen Privilegien gemeinsam zu unterstützen.

Das Buch stiftet weitgehend Verwirrung, statt zu klären. Ein Thorner Rezensent dieser Arbeit hebt „das intuitive Aufspüren dessen“ hervor, „was der Schlüssel zur Lösung der diskutierten Probleme“ sei. Der an der Verfassungsgeschichte interessierte Historiker hätte gern auf die nicht zu leugnende Phantasie des Autors verzichtet und sich statt dessen exakteren Umgang mit den Quellen und mehr Nüchternheit bei deren Interpretation gewünscht.

Brigitte Poschmann

Documenta ex archivo Regiomontano ad Poloniam spectantia. Hrsg. von Carolina Lanckorońska. (Elementa ad fontium editiones, XLIII bis L.) Roma: Institutum Historicum Polonicum Romae. Pars XIII,

1978, VIII, 227 S., 4 Taf.; Pars XIV, 1978, VII, 187 S., 3 Taf.; Pars XV, 1978, IX, 188 S., 6 Taf.; Pars XVI, 1979, IX, 188 S., 5 Taf.; Pars XVII, 1979, VII, 212 S., 4 Taf.; Pars XVIII, 1979, VII, 245 S.; Pars XIX, 1980, VII, 214 S., 5 Taf.; Pars XX, 1980, VIII, 212 S., 4 Taf.

Innerhalb von zweieinhalb Jahren sind acht weitere Bände der großen Edition der Korrespondenz zwischen dem Herzogtum Preußen und Polen erschienen (vgl. zuletzt ZGAE 39, 1978, S. 168). Nach den Serien der Briefe der polnischen Könige und „Großen“ an Herzog Albrecht und seinen Sohn Albrecht Friedrich von Preußen folgen in Bd. XIII und XIV die Abteilungen B 2 a und B 2 b des Herzoglichen Briefarchivs, die – etwas aus der Systematik herausfallend – die Schreiben des Kastellans von Radom, Gabriel Tarlo (1534–1565) und seines Sekretärs Bernhard Polibel (1546–1567) enthalten. Politisches Gewicht erhalten die Briefe durch die nahen Beziehungen Tarlos zum polnischen Hof, da er zugleich Hofmeister der Königin Katharina war.

Bd. XV enthält Briefe polnischer „Städte und Bürger“ (= Abt. B 3 des Herzoglichen Briefarchivs), konkret der Bürgermeister und Räte der Städte Krakau, Posen und Wilna, aber auch einzelner Kaufleute, die bis in den Orient hinein Fernhandel trieben und auch den Königsberger Hof belieferten, ferner von Theologen, Ärzten und Musikern, die den Herzögen ihre Dienste, aber auch Rat und Hilfe anboten bzw. suchten.

Mit Bd. XVI (bis XX) beginnt die große Serie der Briefe polnischer „Agenten“ und „Informatoren“ an Herzog Albrecht von Preußen (Abt. B 4 des Herzoglichen Briefarchivs). Zu ihnen gehören – um nur die wichtigsten zu nennen – der königliche Sekretär Nicolaus Nibschitz (Niebelschütz), der aus dem Elsaß gebürtige Jost Ludwig Decius (Dietz), der als Krakauer Münzmeister Ehrensensator der Stadt wurde, und sein Sohn, der Italiener Lodovicus Montius Mutinensis, Sekretär der Königin Bona, und der aus Schlesien gebürtige Bernhard Pretwicz, der als Hauptmann von Bar die Grenze Podoliens gegen die Tataren schützte.

Inhaltlich bringen diese großenteils deutschsprachigen Briefe vielerlei neue Aufschlüsse über die Verhältnisse in Polen und am polnischen Hof, wie sie auch die breitgestreuten Interessen und Verbindungen Herzog Albrechts charakterisieren. Unter den Nachrichten, Gerüchten und Spekulationen der meist gut informierten, oft weitgereisten und interessanten Briefschreiber tauchen gelegentlich auch das Ermland und seine Bischöfe auf – Mauritius Ferber, Johannes Dantiscus, Stanislaus Hosius. Vor allem aber wird das bunte Treiben auf der Bühne der europäischen Politik vor unseren Augen ausgebreitet, angefangen von den Moskowitern bis zu den Unternehmungen Franz I. von Frankreich, von den kirchlichen Verhältnissen in Schweden bis zu den Beratungen auf dem Tridentinum, von den kaiserlichen Aktionen in Italien bis zu den Kriegen gegen die Tataren und – das große Thema – gegen die Türken.

Wer sich mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts beschäftigt, wird an dieser Edition nicht vorbeikommen.

Brigitte Poschmann

Zbigniew Goliński, Ignacy Krasicki. (Biografie Sławnych Ludzi.) Warszawa: Państwowy Instytut Wydawniczy 1979. 443 S., 52 Abb.

Trotz zahlreicher Vorarbeiten, über die Rez. in dieser Zeitschrift berichtet hat (vgl. ZGAE 33, 1969, S. 341-357) gab es bisher keine umfassende Biographie des 1735 in Galizien geborenen Dichterbischofs Ignacy Krasicki, der seit 1766 fast 29 Jahre lang Fürstbischof von Ermland und seit der dritten Teilung Polens (1795) bis zu seinem Tode 1801 Erzbischof von Gnesen war. In den bislang erschienenen Einzeluntersuchungen und Monographien war das Gewicht vornehmlich auf das literarische Schaffen Krasickis gelegt worden, der durch seine künstlerische Poesie, seine didaktischen Romane und seine im Geiste der Aufklärung verdienstvolle Publizistik einen hervorragenden Platz in der polnischen Literatur- und Geistesgeschichte einnimmt. Das Werk Golińskis stellt nunmehr eine in gleicher Weise auch das Wirken Krasickis als Bischof einbeziehende Biographie dar. Der Autor, ein emsiger Erforscher und der beste Kenner der Krasickiana, hat das gesamte bisher angesammelte Material aufgearbeitet und bringt es in wohlabgewogener Weise und zugleich spannend-farbig zur Darstellung.

Eingehend wird der Leser mit dem Werdegang Krasickis vertraut gemacht, der übrigens anfänglich unter einem deutschen Souverän, dem Wettiner August III. (seit 1734 polnischer König), aufwuchs. Goliński schildert Krasickis zeitlebens enge familiäre Bande, seinen Studienaufenthalt in Rom, seine Beziehungen zum letzten polnischen König Stanislaus August Poniatowski, die später zeitweilig eine Trübung erfuhren, seine einmalige Karriere (mit 30 Jahren war Krasicki Präsident des höchsten Tribunals in Klempolen, mit 31 Jahren Bischof von Ermland), die Machtlosigkeit und verzweifelte Situation des Landesherren des Fürstbistums Ermland angesichts der Pressionen durch die Preußen und der anschließenden Einverleibung seines Territoriums in den preußischen Staat. Trotz aufrichtigem Patriotismus als Pole fügte Krasicki sich, ein Mann der Kompromisse, in die veränderten Verhältnisse, lebte seiner Dichtkunst, seinen Gartenliebhabereien, seinen Kunstsammlungen, liebte die Gesellschaft, ja knüpfte selbst zu Friedrich II. und zum Hause Hohenzollern, namentlich zum Prinzen Heinrich, nähere Beziehungen. Da er mit keiner politischen Aufgabe betraut war, hemmte auch die letzte Teilung Polens seinen Aufstieg nicht, Friedrich Wilhelm II. ließ ihn zum Erzbischof von Gnesen wählen.

Die Fülle des Materials, das Goliński ausbreitet, macht eine ausführliche Wiedergabe unmöglich, zumal auch seine Bewertung der Gesamtpersönlichkeit Krasickis objektiv dessen positive und negative Seiten berücksichtigt und zu keiner kritischen Auseinandersetzung Anlaß bietet. An dem Charakterbild, wie Goliński es überzeugend zeichnet, wird sich auch in Zukunft nichts ändern, es steht in seinen Grundzügen fest. Auch wenn dem Krasicki-Forscher auf die eine oder andere noch offene Frage durch neues Material Antwort zuteil werden sollte, ergäbe das nur eine quantitative Bereicherung. Denkt man an das überaus herzliche und freundschaftliche Verhält-

nis Krasickis zu seinem ostpreußischen Nachbarn Ernst Ahasverus von Lehndorff zu Steinort, dem Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine, an seinen vertrauten Verkehr mit dem Berliner Königshaus und der Hofgesellschaft und seine Beziehungen zu den Keyserlings in Königsberg, wo u. a. ein Kant und ein Hamann verkehrten, muß man bedauern, daß das Archiv in Steinort im letzten Krieg wohl vernichtet wurde und damit die noch unveröffentlichten Tagebücher oder die Briefe des Prinzen Heinrich an Lehndorff verloren gingen. Welch Mißgeschick, daß die Briefe Lehndorffs an Krasicki sich nicht haben auffinden lassen (ein einziger, wenig inhaltsreicher ist durch des Bischofs Sekretär Fox überliefert), welch Glück, daß der hochverdiente Direktor des Ossolineum in Lemberg Bernacki nach dem ersten Weltkrieg die Briefe Krasickis an Lehndorff abschreiben ließ und diese Abschriften sich erhalten haben, während die Originale vernichtet oder verschollen sind.

In Krasickis Korrespondenz fehlen unerklärlicherweise manche Ereignisse und manche Namen von Persönlichkeiten. So weilte er z. B. in Berlin just in der Zeit, da die Hochzeit der Prinzessin Luise von Preußen mit dem Prinzen Anton Radziwill, dem nachmaligen Statthalter des Großherzogtums Posen, stattfand, deren Trauung vormittags durch den Posener Dompropst Malczewski nach katholischem Ritus (nachmittags durch den evangelischen Hofprediger Conrad) vollzogen wurde. Krasicki erwähnt öfter die Mutter des Prinzen Radziwill, die schöne Helena, geb. Przędziecka, die ja Nachbarin seiner erzbischöflichen Residenz war. Aber es findet sich über die Hochzeit ebenso kein Wort wie über die Gräfin Keyserling, die auf Antrag Chodowieckis im gleichen Jahr Mitglied der preußischen Akademie der Künste in Berlin wurde, da er selber das Diplom dieser Akademie aus den Händen des Kurators Minister Heinitz erhielt.

Das Werk Golińskis ist reich mit Abbildungen ausgestattet und enthält neben einer ausführlichen Bibliographie und einem Personenregister auch ein Register der im Text behandelten Werke Krasickis.

Alfons Triller

P. Beda Bastgen OSB, Die Besetzung der Bischofssitze in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. I.-III. Teil. Hrsg. und bearb. von Reimund Haas. München: Omnia Mikروفilmtechnik Friedrich Ziffer 1978. VI, 323 und 288 S.

Die für die Geschichte des Verhältnisses von Kirche und Staat wichtige Arbeit von Bastgen, der durch eine Reihe weiterer Veröffentlichungen zur Papst- und Kirchengeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgetreten ist, erschien zuerst 1941. Infolge der Kriegsereignisse blieben nur wenige Exemplare erhalten. Der fotomechanische Nachdruck des Werkes ist daher sehr zu begrüßen. Reimund Haas hat die ursprünglich auf zwei Bände verteilten drei Teile (Besetzungen der Bistümer der Rheinischen Kirchenprovinz, der Bistümer Ermland, Kulm und Breslau im Osten Preußens sowie der Bistümer Hannovers) in einem Band zusammengefaßt, die ge-

trennten Inhaltsverzeichnisse und Indices vereint und überarbeitet sowie einige Druckfehler berichtigt.

Bastgen benutzte für seine Untersuchung nur die Akten der preußischen und hannoverschen Gesandten in Rom sowie des Kardinalstaatssekretärs im Archivio Segreto Vaticano und zog darüber hinaus häufig die Berichte der Nuntien in Wien und München heran. Die Quellen geben nicht nur ein Bild von den Verhandlungen auf höchster Ebene, sondern spiegeln auch die Verhältnisse in den einzelnen Diözesen wider.

Dies trifft allerdings in weit geringerem Maße für die Bistümer Ermland und Kulm zu. Bezüglich Ermlands bietet Bastgen nur einige Aktenberichte über die seit Oktober 1816 geführten Verhandlungen, die im April 1817 zur päpstlichen Bestätigung des erwählten Bischofs Joseph von Hohenzollern führten (II, S. 7-11). Über die Bischöfe v. Hatten und Geritz (II, S. 11 f.) liegen keine Akten im Vatikanischen Archiv vor; wahrscheinlich hatten sich keine wesentlichen Beanstandungen ergeben. Aus anderen Quellen ist bekannt, daß der Heilige Stuhl sich nachgiebig zeigte und in beiden Fällen den vom König bezeichneten Kandidaten bestätigte.

Dagegen gibt es ausführliche Akten über die Besetzung von Kulm (II, S. 13-26), die zeigen, daß hier der Papst die Wahl des Domkapitels vom 31. Juli 1821 nicht bestätigte, sondern den neuen Bischof von Mathy „*motu proprio*“ ernannte. Erst nachdem der preußische Gesandte Bunsen am 4. November 1823 (nicht 1829) „den authentischen Akt der Wahl von 1821“ (nicht 1822) an Kardinalstaatssekretär Consalvi übersandt hatte, damit auf diese Weise die Wahl in den Akten als freie Wahlhandlung erschien, konnte am 17. November 1823 die Präkonisation Mathys stattfinden. – Die von Bastgen referierten Akten über Bischof Sedlag (II, S. 26-28) betreffen lediglich die Taxen der Präkonisation und Installation sowie die Vollmachten zur Dispens von Ehehindernissen der Verwandtschaft. Hans-Jürgen Karp

Bernhard-Maria Rosenberg, Die ostpreußische Vertretung im preußischen Landtag 1842–1862. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Parlamentarismus in Deutschland. (Studien zur Geschichte Preußens, Bd. 29.) Köln-Berlin: Grote 1979. 223 S., 4 Karten.

Der Absolutismus in Preußen vermochte bis in die vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Einrichtung einer konstitutionellen Volksvertretung zu verhindern, obschon seit 1815 eine königliche Verordnung über eine zu bildende Repräsentation des Volkes vorlag. Die 1823 geschaffenen Provinzialstände bildeten keinen wirklichen Ersatz für die „Reichsstände“, mit denen der Freiherr vom Stein sein Reformwerk hatte krönen wollen. Neue Hoffnungen auf die Einführung einer Verfassung und Volksvertretung schöpften die reformerischen Kräfte, als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 den Thron bestieg.

Hier beginnt Rosenbergs Untersuchung. Er verfolgt die Wirkung der Reformschrift des linksliberalen Königsberger Politikers Johann Jakoby „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen“ und

des Memorandums „Woher und Wohin?“ des Oberpräsidenten der Provinz Preußen, Theodor von Schön, die den Boden für die vorparlamentarischen Tagungen der Vereinigten Ausschüsse (1842), den ersten Vereinigten Landtag (1847), den Vereinigten Ständischen Ausschuß (1848) und den zweiten Vereinigten Landtag (1848) bereiten halfen. Bei diesen zaghafte ersten Schritten des preußischen Parlamentarismus blieb die Verfassungsfrage ein festes Thema. Ein durchgreifender Erfolg war den vorparlamentarischen Gremien, die durch Vertreter und Deputierte aus den acht preußischen Provinzen beschickt wurden, versagt, weil ihnen keine beschließende, sondern nur eine beratende Stimme zugestanden wurde. Und da der König kein „geschriebenes Blatt“ zwischen sich und dem Volke haben wollte, kam es bis zum Revolutionsjahr 1848 zu keiner Lösung der Verfassungsfrage.

Angesichts der Märzbewegung des Jahres 1848 gestand der König eine konstitutionelle Volksvertretung zu und rief den Vereinigten Landtag zur Überleitung in den Verfassungsstaat in Berlin zusammen. Der Landtag beschloß die Wahl einer verfassunggebenden Volksvertretung, die nach ihrem Zusammentritt derart radikale Beschlüsse (allgemeines Stimmrecht, Einkammersystem, Beseitigung der Adelsprivilegien) faßte, daß sie ministeriell aufgelöst und eine Verfassung „oktroziert“ wurde. Immerhin gab es seit 1848 in Preußen eine gewählte Volksvertretung. 1849 wurde das Zweikammersystem und für die Zweite Kammer das Dreiklassenwahlrecht bei öffentlicher Stimmabgabe eingeführt. Die beiden Kammern erhielten in den fünfziger Jahren die Namen „Herrenhaus“ und „Haus der Abgeordneten“. Die preußische Verfassung wurde am 31. Januar 1850 in Kraft gesetzt und vom König beschworen.

Rosenberg zeigt die Anfänge und die Entwicklung des preußischen Parlamentarismus an etwa 300 berufenen und entsandten Volksvertretern aus Ostpreußen, wovon ein Zehntel ermländische Belange vertrat. Bei der allmählichen Ausbildung von Fraktionen und Parteien in den gewählten Körperschaften zählten die ermländischen Abgeordneten zu den oppositionellen Kräften, die man durch Wahlkreisänderungen und Wahlungelegenheiten sowie weite Wege zum Wahlort niederzuhalten trachtete.

Der Darstellung der Tätigkeit der ostpreußischen Parlamentarier in den sechs Legislaturperioden bis 1862 läßt Rosenberg eine biographisch wertvolle Namensliste der Mandatsträger folgen. Ebenso nützlich sind die Anlagen mit Quellentexten, von denen das Memorandum „Woher und Wohin?“ und ein Flugblatt des Königsberger Provinzialkongresses vom 30. Juni 1849 zur Wahrung des verfassungsmäßigen allgemeinen Wahlrechts besonders aufschlußreich sind. Vier Karten über die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Deutschland unterstreichen und erläutern einen wichtigen Beratungsgegenstand des preußischen Landtages. Ein Register der Orts- und Personennamen erleichtert den Zugang zu dieser Studie, die der Autor als einen Beitrag zur Geschichte des politischen Lebens in Ostpreußen verstanden wissen wollte (S. 14). Sie ist mehr, wie der

Herausgeber Walther Hubatsch, der die Arbeit betreute, im Untertitel zum Ausdruck bringt.

Diese Dissertation war die letzte wissenschaftliche Arbeit von Bernhard-Maria Rosenberg; der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Seiner Frau Therese ist es zu danken, daß das Werk veröffentlicht wurde. Sie gab der Dissertation eine Liste der Publikationen Rosenbergs bei, durch die sein leidenschaftliches Engagement für die ermländische und ostpreußische Geschichte belegt wird.

Werner Thimm

Siegfried Fornaçon, Die Elbinger Seedampfer. (Elbinger Hefte, 36.) Münster-Bremerhaven: Truso-Verlag 1979. 170 S., 12 Taf., 1 Tab.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beherrschte das hölzerne Segelschiff allein die Meere, dann setzte die Konkurrenz des eisernen Dampfers ein. Auch die Elbinger Reeder gingen mit der Zeit. Die anerkannte Schichau-Werft am Ort, die sich durch den Bau der schnellsten Torpedoboote unbestrittenen Weltruf erwarb, konnte alle Bauwünsche der Reeder erfüllen. Elbings Lage am Südenende des Frischen Haffs erforderte einen flachgehenden Dampfer, der die Fahrinne im Haff zum Seehafen Pillau passieren konnte.

Siegfried Fornaçon hat sein nautisches Interesse hauptsächlich auf die Seedampfer gerichtet, die das Rückgrat der Elbinger Reedereien waren; die Elbinger Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstendampfer sollen eigens abgehandelt werden. Die Geschichte von 30 Seedampfern ist hier mit großer Liebe zum Detail ausgebreitet, gespickt mit Begriffen der Schiffersprache, die im Anhang erklärt sind. Die Verwendung der Dampfer in der Fracht- und Personenschiffahrt, technische Einzelheiten wie Abmessungen, Daten der Maschinen, Umrüstungen u. ä. sind dabei ebenso berücksichtigt wie das Schicksal des jeweiligen Schiffs und seiner Mannschaft. Fast alle Seedampfer werden in seltenen Fotos gezeigt, auch von den Reedern finden sich fotografische Porträts.

Der Pionier der Elbinger Dampfschiffahrt, George Grunau (1820 bis 1890), stammt aus einer altermländischen Kaufmannsfamilie. Sein Vater Ignatz besaß die Große Amtsmühle und den Löwenspeicher in Braunsberg. George Grunau begab sich auf unternehmerisches Neuland, als er 1855 von Ferdinand Schichau den ersten seetüchtigen Schraubendampfer in Preußen bauen ließ und in Dienst stellte. Ihm folgten die Reeder Schichau, Wieler, Friers, Zedler und Berger. Sie vermochten der Elbinger Dampfschiffahrt in den Häfen der Ost- und Nordsee und am Rhein einen guten Namen zu machen. Eine große Aufgabe erfüllten Elbinger Seedampfer am Ende des Zweiten Weltkrieges beim Abtransport von Flüchtlingen, Verwundeten und Soldaten aus dem Kessel Ostpreußen. Werner Thimm

Ernst Heinen, Staatliche Macht und Katholizismus in Deutschland. 2. Band: Dokumente des politischen Katholizismus von 1867 bis 1914. (Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart.) Paderborn: Schöningh 1979. 327 S.

Zehn Jahre nach dem ersten Band ist der zweite Teil der von Ernst Heinen besorgten Sammlung von Dokumenten des politischen Katholizismus erschienen, der die Zeit seit der Entstehung der Zentrumsparlei bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges umfaßt. Die Quellen sind in drei Kapitel gegliedert: Im ersten, das den politischen Katholizismus im Kampf mit den staatlichen Mächten (1867 bis 1876) dokumentiert, sind Quellen zur Entstehung und zum ersten Auftreten der Zentrumsparlei im Reichstag sowie zum Kulturkampf zusammengestellt; das zweite Kapitel bietet Dokumente zur Politik des Zentrums und zur Beilegung des Kulturkampfes (1876 bis 1887), im einzelnen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Katholikentagen, zur katholischen Sozialpolitik, zur Schutzzollpolitik, zur Zentrumspresse und zu den ersten „Rissen im Zentrumsturm“. Die Quellen des dritten Kapitels beleuchten die nationale Integration und die inneren Konflikte des politischen Katholizismus (1887-1914). Hier finden sich neben neun Dokumenten über die Politik des Zentrums und die inneren Auseinandersetzungen der Partei Quellen zum Volksverein, zum Verhältnis von Katholizismus und moderner Welt und zum Gewerkschaftsstreit. Die Darstellungen, die jedem Kapitel vorangestellt sind, wurden gegenüber dem ersten Band erheblich erweitert und bilden, wenn auch keine Gesamtdarstellung des politischen und sozialen Katholizismus beabsichtigt war, doch einen Überblick über eine Entwicklung von fast fünf Jahrzehnten, dessen besonderer Wert darin besteht, daß er den neuesten Forschungsstand wiedergibt. Die Polenpolitik des Zentrums wird nicht erwähnt. Dies liegt wohl hauptsächlich daran, daß neuere Vorarbeiten fehlen. Kurzbiographien der im Text genannten wichtigsten Persönlichkeiten, das Literaturverzeichnis bzw. der ausführliche wissenschaftliche Apparat sowie das Personen- und Sachregister machen den Band zu einem leicht benutzbaren Hilfsmittel der Orientierung über die Geschichte des politischen Katholizismus. Beide Bände stellen damit auch eine gute Grundlage für eine weitergehende lokal- oder regionalgeschichtliche Einzelforschung dar.

Hans-Jürgen Karp

Andrzej Drzycimski, Polacy w Wolnym Mieście Gdańsku (1920-1933). Polityka senatu gdańskiego wobec ludności polskiej. [Die Polen in der Freien Stadt Danzig 1920-1933. Die Politik des Danziger Senats gegenüber der polnischen Bevölkerung.] Wrocław - Warszawa - Kraków - Gdańsk: Zakład Narodowy im. Ossolińskich-Wydawnictwo 1978. 367 S. [Mit engl. Zusammenfassung.]

Die Einschränkung des Themas im Untertitel stimmt nicht ganz: Alle amtlichen Danziger, polnischen und deutschen Stellen, die sich direkt oder indirekt mit den Danziger Polen und dem polnisch-Danziger Verhältnis befaßten, sind Gegenstand der Untersuchung, auch der Völkerbund mit seinem Danziger Hochkommissar, die katholische Kirche, die Danziger Parteien und andere Organisationen.

Wenn die Politik des Danziger Senats im Mittelpunkt steht, so vielleicht deshalb, weil für ihn die Quellen (in polnischen und DDR-

Archiven, in Publikationen) am reichlichsten fließen, während die Danziger Polen mit ihren Organisationen und ihren Volkstagsabgeordneten anscheinend wenig hinterlassen haben.

Die Darstellung umfaßt die Vorgeschichte der Staatsgründung (1918-1920), die Regelung der Danziger Verhältnisse durch den Versailler Vertrag, die Danziger Verfassung und den Pariser Vertrag mit Polen (1920), die Zeit der demokratischen Regierungen (1920 bis 1930) und die des Überganges zur nationalsozialistischen Herrschaft (1930-1933).

Der Versailler Vertrag verbot die Diskriminierung von „Polish nationals and other persons of Polish extraction or speaking Polish“. Verfassung und Pariser Vertrag regelten die Rechtsstellung der Polen Danziger und polnischer Staatsangehörigkeit. Die polnischen Staatsbürger waren Beamte polnischer Dienststellen, Angestellte, selbständige – meist jüdische – Gewerbetreibende, Werftarbeiter und landwirtschaftliche Saisonarbeiter. Gemeinsam war ihnen der polnische Paß. Kaum etwas Gemeinsames hatten die Danziger Staatsbürger „of Polish extraction or speaking Polish“. Bodenständiges Polentum gab es in einigen Dörfern der Danziger Höhe, in Danzig und Zoppot Arbeiter und Kleinbürger polnisch-kaschubischer Abkunft. Wie viele sich (subjektiv) als Polen fühlten, ist nicht feststellbar. Der Autor versucht, nach objektiven Merkmalen die Zahl der „örtlichen polnischen Bevölkerung“ festzustellen, was sich aber als ebenso unmöglich erweist, wie es der Versuch sein würde, für das damalige Warschau die Zahl der Deutschen festzustellen, gab es doch zahlreiche Menschen, die dem „schwebenden Volkstum“ zuzurechnen waren. Bei der Wahl von 1920 stimmten 6,1 % der Abstimmenden für die polnische Liste, bei der Volkszählung von 1923 gaben 2,1 % der Danziger Staatsbürger das Polnische als ihre Muttersprache an. Der Verfasser läßt die Zahlen nicht gelten: Bei der Wahl hätten viele Polen für die Zentrums-Liste gestimmt, bei der mit Hilfe der Polizei durchgeführten Volkszählung aus Furcht vor Nachteilen ihre Muttersprache verleugnet. Er nimmt an, 30 % der Katholiken seien Polen gewesen, demnach wären 1920 11 % der Danziger Staatsbürger polnisch gewesen. Bis 1933 verminderte sich die Zahl der Danziger Volkspolen (durch Abwanderung und Assimilation), während die Zahl der polnischen Staatsbürger zunahm. Der Verfasser schätzt, daß 1929 18 bis 22 % der in Danzig Ansässigen Polen gewesen seien, einschließlich der Wanderarbeiter sogar 22 bis 24 %. Zahlen, die konkrete Anhaltspunkte hätten geben können (Besuch polnischer Schulen und Gottesdienste, Mitgliederzahlen polnischer Vereine, Abonnenten polnischer Zeitungen), scheinen nicht verfügbar zu sein.

Der Danziger Senat wollte vor allem den deutschen Charakter des Freistaates verteidigen. Das bedeutete u. a. Behinderung polnischen Unterrichts und polnischer Organisationen, Benachteiligung der Polen auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt, beim Erwerb von Grundstücken und der Gründung selbständiger Existenzen, Förderung dagegen deutscher Organisationen und Firmen. Finanzielle

Hilfen von seiten des Reiches ermöglichten das. Vor allem aber leistete der Senat zähen Widerstand gegen jegliche Ausdehnung der Kompetenzen des polnischen Staates auf Danziger Boden. Die Republik Polen dagegen wollte Danzig nicht als souveränen Staat gelten lassen, ihren eigenen Staatsbürgern in Danzig weitreichende Privilegien verschaffen und ihre Präsenz in Danzig betonen. Das alles führte zu zahllosen, vom Autor mit großer Ausführlichkeit geschilderten Konflikten, die immer wieder auch den Völkerbund beschäftigten.

Senatspräsidenten waren die Deutschnationalen Sahn (1920-29) und Ziehm (1929-1933), viele der Beamten kamen aus dem preußischen Staatsdienst und kehrten auch dorthin zurück. Sie betrieben deutsche, nicht speziell Danziger Politik. Ein besonderer Danziger Patriotismus entwickelte sich nicht.

Ausführlich befaßt sich der Autor mit der Zentrumsparterie und ihrem „verlängerten Arm“ (S. 260), der katholischen Kirche mit ihren zahlreichen Vereinen. Sie hätten germanisierend gewirkt. Dank den auf dem Pelpliner Seminar erworbenen polnischen Sprachkenntnissen „gelang es den deutschen Priestern, gelegentlichen Argwohn zu überwinden und die Gläubigen davon zu überzeugen, daß das Programm des Zentrums den polnischen Interessen entspreche“ (S. 185).

Die Arbeit ist informativ und reichhaltig, soweit sie auf sicherer Quellenbasis beruht, was besonders für die Politik des Senats gilt. Blaß bleibt das Bild der „örtlichen polnischen Bevölkerung“; nur wenig erfährt der Leser von ihrem kulturellen und sozialen Leben, fast nichts von den polnischen Volkstagsabgeordneten. Fragwürdig ist die geschätzte Zahl der Danziger Polen, weil nicht feststellbar ist, welche Personen „polnischer Abkunft“ zu den Polen gerechnet werden konnten. (Der Leser hat den Eindruck, daß das Schlagwort von 1945 „Wir sind nicht angekommen, wir waren schon hier“ die Berechnungen beeinflußt hat.)

Interessant wäre es gewesen, das, was Drzycimski über die Politik des Danziger Senats geschrieben hat, mit dem zu vergleichen, was die beiden Senatspräsidenten in ihren Erinnerungen dazu geäußert haben (Sahn: Erinnerungen aus meinen Danziger Jahren 1919-1930, Marburg 1958; Ziehm: Aus meiner politischen Arbeit in Danzig 1914-1939, Marburg 1957), doch es gibt nichts zu vergleichen, weil beide die Danziger Polen fast nicht erwähnen. Sahn schreibt nur, daß sich in seiner Zeit der „Prozentsatz des polnischen Bevölkerungsanteiles (3 bis 4 %)“ nicht vergrößert habe.

Gab es nun „3 bis 4 %“ oder gar (nach Drzycimski) 22 bis 24 % Polen in Danzig? Billigt man dem Menschen das Recht zu, selbst darüber zu entscheiden, zu welchem Volk er gerechnet werden will, so lag die Zahl der Polen näher bei 4 als bei 22 %. Will man aber die Volkszugehörigkeit nach „objektiven“ Merkmalen (Herkunft, Familienname, Sprachkenntnis, Staatsangehörigkeit) feststellen, dann öffnet sich ein weites Feld für Berechnungen vielerlei Art.

Enno Meyer

Heinrich Missalla, Für Volk und Vaterland. Die Kirchliche Kriegshilfe im Zweiten Weltkrieg. Königstein: Athenäum-Verlag 1978. XXIV, 215 S.

Nach einem längeren Einleitungskapitel, in dem der zeitgeschichtliche Hintergrund aufgezeigt wird, stellt der zweite Abschnitt des Bandes das „Arbeitsfeld“ der Katholischen Kriegshilfe vor: die katholische Militärseelsorge, die Militärseelsorgepolitik des Nationalsozialismus, die Tätigkeit des Feldbischofs Rarkowski etc. Im dritten und längsten Teil des Buches begegnen wir der Einrichtung der Kirchlichen Kriegshilfe, ihrem Geist, ihren Texten für Kriegspfarer und Theologen sowie ihren durch das Dritte Reich erlassenen Arbeitsbeschränkungen. Eine ausführliche Zeittafel erleichtert dem Leser die Beschäftigung mit diesem bedeutsamen Untersuchungsgegenstand. In einem Schlußabschnitt von ca. 11 Seiten werden die Ergebnisse der Arbeit zusammengefaßt.

Hier wie auch im Einleitungskapitel fällt manche Formulierung zu summarisch aus, wie z. B. die Behauptung, daß „schwer zu bestreitende Berührungspunkte zwischen einer damals verbreiteten Mentalität des deutschen Katholizismus und dem Nationalsozialismus“ bestünden (S. 191), zumal diese Aussage einer anderen widerspricht, nach welcher gerade das von der Kirche nie zurückgenommene Nein zum Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus „es nicht erlaubt, die Kirche in eine irgendwie geartete Nähe zum Nationalsozialismus zu rücken“ (S. 199).

Da der Verfasser die Möglichkeit besaß, die das Dritte Reich betreffenden, wenn auch durch Bombardierung und Flucht dezimierten Aktenbestände beim letzten Feldgeneralvikar der deutschen Wehrmacht Georg Werthmann wie beim Militärbischofsamt in Bonn einzusehen, erwartet man, in seiner Arbeit eine annähernd gültige Charakteristik des Feldbischofs Rarkowski zu finden (S. 73-92). Allerdings räumt er ein, „daß auch im katholischen Militärbischofsamt noch einzelne den ehemaligen Feldbischof betreffende Dokumente vorhanden sind“ (S. 4, Anm. 8), die ihm bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen sind. So muß eine um Objektivität bemühte Darstellung in der Mitte liegen zwischen der Aussage Walter Adolphs aus dem Jahre 1974, der Rarkowski einen begeisterten Hitleranhänger nannte, und der Forderung des Autors, daß man den Feldbischof „nicht schlechterdings als Handlanger des Regimes ansehen“ dürfe (S. 84). In der Diskussion über die auch in der damaligen Situation schwer zu ertragenden Hirtenbriefe Rarkowskis bleiben nach der Lektüre noch einige Fragen unbeantwortet. Waren sich Rarkowski und sein Feldgeneralvikar der Tatsache, die sich auf Umfragen unter ehemaligen Soldaten stützt, bewußt, daß die Hirtenworte des Feldbischofs nur selten das Ohr der Truppe erreichten? Warum sind sie dann überhaupt verfaßt worden? Warum stellte der Feldgeneralvikar, der „vieles einfach am Bischof vorbei regelte und auch versuchte, den Bischof zu beschäftigen . . .“ (S. 89 f.), sein Amt als „alter ego“ des Feldbischofs nicht zur Verfügung, als er spürte, daß Rarkowski der Lösung seiner Aufgaben nicht mehr gewachsen

war? Warum verfaßte der Feldgeneralvikar die Hirtenbriefe nicht selbst oder entwarf sie wenigstens? Interessant ist in diesem Zusammenhang die Mitteilung des Seelsorgers eines großen Gefangenenlagers: „Wenn der Herr Pfarrer nochmal einen solchen Hirtenbrief verliert, dann gehen wir ihm [sic!] nicht mehr in die Kirche!“ (A. W. Ziegler, Ein Werk des Friedens. Erinnerungen an die Militärseelsorge 1939-1945 in einem Gefangenenlager. München 1979, S. 29). Ziegler hatte übrigens bei der Verlesung in diesem Standortgottesdienst verschiedene Stellen des Hirtenbriefes, die ein Lob auf den „Führer und obersten Befehlshaber“ enthielten, weggelassen.

Als Grund für die Verzögerung der Ernennung Rarkowskis zum Feldbischof nennt Missalla Einwände des Vatikans und des deutschen Episkopats (S. 87 f.). Die Akten des Politischen Archivs des Auswärtigen Amtes, die vom Autor nicht herangezogen wurden, berichten von Gesprächen zwischen dem Reichsminister des Äußeren bzw. seinen Beamten und dem Nuntius in Berlin. Danach vertrat Kardinalstaatssekretär Pacelli 1935 die Kandidatur des Kronprinzen von Sachsen, eines aktiven Offiziers, mit der Begründung, für das Amt des Feldbischofs sei ein Mann aus dem Soldatenstande am zweckmäßigsten. Dagegen sah das Auswärtige Amt bei diesem Vorschlag ein Hindernis in der Tatsache, daß der Kronprinz Jesuit war. Gegen eine Kandidatur Rarkowskis bestanden vor allem Bedenken des Breslauer Kardinals Bertram. 1936 scheint das Auswärtige Amt mit einer Ablehnung Rarkowskis als Delegaten der Militärseelsorge einverstanden gewesen zu sein. „Es müßte dann nach einem anderen Kandidaten gesucht werden“ (AA, Pol. III, 6009, 421952). Rarkowski würde vielleicht um seine Pensionierung bitten oder unter einem neu zu ernennenden Feldbischof als Generalvikar fungieren. Interessant ist, daß von Seiten des Auswärtigen Amtes beim Nuntius jetzt vorgefühlt wurde, ob der Vatikan mit der Person Werthmanns als Feldgeneralvikar einverstanden sei. Der Nuntius lehnte es aber ab, solche Vorschläge in einer noch nicht spruchreifen Frage nach Rom zu geben.

Außer den eingelegten Corrigenda ist auf S. 11, Z. 14, statt „zwei Jahre“ fünf Jahre zu schreiben. Auf S. 86, Z. 12, muß der Geburtsort Rarkowskis statt „Achenstein/Ostpreußen“ Allenstein lauten.

Gerhard Reifferscheid

Manfred Clauss, Die Beziehungen des Vatikans zu Polen während des II. Weltkrieges. (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Bd. 11.) Köln-Wien: Böhlau 1979, XXVI, 207 S., 2 Karten.

Die Bonner kirchengeschichtliche Dissertation unternimmt zum ersten Mal den Versuch, die bis 1975 erschienenen neun Bände der „Actes et Documents du Saint Siège relatifs à la seconde guerre“ für eine Monographie über die vatikanische Diplomatie und Politik gegenüber Polen auszuwerten.

Nach einer knappen Einleitung in die kirchenpolitische Situation der Republik Polen (S. 1-3) behandelt der Hauptteil des Werkes das Thema in vier Abschnitten: die Monate vor Beginn des Zweiten

Weltkrieges (S. 4-21), die Religionspolitik des Dritten Reiches und der Sowjetunion im besetzten Polen vom 1. September 1939 bis zum 8. Mai 1945 (S. 22-73), die offiziellen Aktivitäten des Vatikans gegenüber dem leidenden Polen (S. 74-136) und in einem letzten Abschnitt die Hauptprobleme des polnischen Katholizismus wie Diözesanverwaltungen, Priester und Seelsorge (S. 137-171). Sein Schlußwort widmet der Verfasser dem Verhalten Pius' XII. unter dem Stichwort „Das ‚Schweigen‘ des Papstes“ (S. 172-188). Die tabellarische Zusammenstellung über die Verwaltung der polnischen Bistümer und die beiden Karten der Diözesen im aufgeteilten Polen vom November 1940 und September 1942 sowie das Personen-, Orts- und Sachregister erleichtern die Orientierung. Eine umfangreiche Bibliographie (S. X-XXIV) rundet das Werk ab.

Die radikalste Vernichtung des religiösen Lebens und der Kirchen als Institutionen des öffentlichen Rechtes fand im Reichsgau Posen, seit Januar 1940 Reichsgau Wartheland genannt, statt (S. 23). Diesem „NS-Mustergau“ widmet der Verfasser verständlicherweise im Abschnitt über das besetzte Polen den umfangreichsten Teil seiner Untersuchung. Aber auch in den übrigen, dem Reich eingegliederten Gebieten Ostoberschlesien, Danzig-Westpreußen und Südostpreußen kam die kirchliche Tätigkeit unter schärfster Kontrolle und oft zum Erliegen. Deutliche Zeichen waren das Blutbad am Kulmer Domkapitel in Pelplin bzw. dem Walde von Spęgowsk am 20. Oktober 1939, die Beseitigung polnischer Lehrer und das Verbot der polnischen Sprache in Unterricht und Gottesdienst sowie bei der Spendung der Sakramente (S. 44 ff.).

Im Generalgouvernement stand dem Hitler unmittelbar unterstellten Generalgouverneur Hans Frank in Erzbischof Sapieha von Krakau „eine furchtlose und unbeugsame Persönlichkeit der Kirche“ gegenüber (S. 62). Beim Vergleich mit Art und Härte der Unterdrückung des kirchlichen Lebens in den übrigen Gebieten des polnischen Staates erweisen sich die Verfolgungen im Generalgouvernement allein deshalb als weniger hart, weil hier kein kirchenpolitisches Konzept, wie z. B. im Warthegau, existierte. Der von den Sowjets besetzte Teil Polens mit ca. 13 Millionen Bewohnern erfuhr bald den gleichen psychischen und physischen Terror wie der Warthegau. „Die Sowjets hatten in wenigen Monaten ein System errichtet, bei dem alles ausgeschlossen war, was Nächstenliebe und Wohlwollen hieß“, schrieb der Lemberger Erzbischof Szeptycky in einem nach Rom gelangten Brief (S. 66). Er begrüßte jedoch 1944 den Abzug der Deutschen als Befreiung von der Tyrannei, wie 1941 die Flucht der sowjetischen Truppen, die zuvor in Lemberg 6000 Gläubige getötet und 400 000 Menschen deportiert hatten (S. 69 f.).

Wenn der Überblick über die Zeit der Zerstörung des polnischen Staates und seines kirchlichen Lebens den Eindruck erwecken mußte, der Vatikan wäre lediglich Anlaufstelle für Hiobsbotschaften gewesen, aber unfähig, Hilfe zu leisten, so korrigiert der dritte Hauptteil der Arbeit über die Aktivitäten des Vatikans dieses weit hin negative Urteil. Die Proteste des Papstes gegen die Kirchenpoli-

tik der Besetzer Polens, gegen die Kirchenschließungen etc. und die Noten um Freilassung von Bischöfen und Priestern fanden zwar während der gesamten Kriegszeit kaum Gehör. Dennoch unternahm, wie der Verfasser zeigen kann, das vatikanische Hilfswerk vielfältige Versuche der Hilfeleistung, die gleichwohl nicht immer von Erfolg gekrönt waren.

Im vierten Hauptteil behandelt der Verfasser die Zentralprobleme des kirchlichen Lebens in Polen und zeigt an ihnen die spezifischen Handlungsweisen des Vatikans auf. Die allergischen Punkte beim Zusammenstoß politischer Macht und kirchlicher Aktivität waren die Bischofssitze, deren Verwaltung bzw. deren Besetzung durch den Hl. Stuhl, und die Priester als die anstoßgebenden Zentren der Gemeinden. Trotz der zynischen Versicherung der Deutschen Botschaft, „Eingriffe in kirchliches Leben . . . sind nicht beabsichtigt“ (S. 137), besetzten die nationalsozialistischen Behörden bischöfliche Wohnungen, schalteten die Oberhirten bei der Verwaltung ihrer Diözesen aus, verhafteten sie und brachten sie in Konzentrationslager. Der zweifache „Fall Kulm“, die Ernennung des deutschen Bischofs Splett von Danzig zum Apostolischen Administrator des polnischen Bistums Kulm am 1. Dezember 1939 sowie dessen unter Gestapodruck erlassene Verordnung des Verbots von Beichten in polnischer Sprache (S. 162-165), führte zum Verzicht des Vatikans, Namen von Verwaltern polnischer Bistümer der deutschen Regierung mitzuteilen, und zur fortan üblichen Praxis der päpstlichen Stellen, kirchliche Ämter nur über interne Wege zu besetzen (S. 140-145). „Zudem mußte Rom die Interessen der polnischen Hierarchie gegenüber den Versuchen der deutschen Behörden verteidigen, polnische Bischöfe durch deutsche zu ersetzen . . . Lediglich dort, wo nur durch deutsche Geistliche als Vertreter der deutschen Katholiken in Polen ein Minimum an Seelsorge zu gewährleisten war, setzte der Heilige Stuhl vorübergehend deutsche Apostolische Administratoren ein, allerdings stets im Einverständnis mit den polnischen Bischöfen, zumindest mit denjenigen, die in Polen waren und daher die dortige Lage kannten“ (S. 154 f.).

Das Thema „Schweigen des Papstes“ bot Historikern, Literaten wie Journalisten häufig Anlaß zu kritischer und apologetischer Darstellung des Verhaltens von Pius XII. Gibt es wohl eine objektivere Ausgangsbasis, losgelöst von Parteinahme oder emotional bedingten Einseitigkeiten, das „Schweigen“ des Papstes zu untersuchen und zu beurteilen, als die hier von der Aktenlage ausgehende Interpretation der gegenseitigen vatikanisch-polnischen Beziehungen? Es ist dem Verfasser aufgrund der Äußerungen aller Beteiligten, der vatikanischen Dokumente sowie der Aussagen von Exilpolen und der Stellungnahmen derjenigen Polen, die im Lande selbst waren, gelungen, das päpstliche Verhalten sachlich zu bewerten. Und diese Beurteilung kommt zu dem eindeutigen Schluß: Der Papst hat gesprochen, und wo er geschwiegen hat, schwieg er, um zu schonen, niemals aber aus Angst, wie angeblich z. B. vor einem Bombardement Roms.

Die Methoden und Pläne des Reichsstatthalters Greiser zur radikalen Vernichtung der Kirche im Warthegau würden in ihrer Genese noch deutlicher durch einen Hinweis auf dessen „Vorübungen“ im Freistaat Danzig, wo er seit 1935 keine freien Wahlen mehr für das Danziger Parlament, den Volkstag, zuließ, am 20. Oktober 1937 das Zentrum auflöste und durch Drohungen und falsche Angaben den Rücktritt des Danziger Bischofs Graf O'Rourke erzwang.

Zu August Jäger wäre zu ergänzen, daß der Leiter der Kirchenabteilung im Preußischen Kultusministerium seine kirchenzerstörende Tätigkeit 1933 mit dem Auftrag zur Gleichschaltung als Reichskommissar für den Bereich der Landeskirchen Preußens und als Rechtswalter des Reichsbischofs Ludwig Müller begann. Er verließ Müller genau zu dem Zeitpunkt – am 30. Oktober 1934 –, als auch Hitler diesen als sein bisheriges Werkzeug fallen ließ.

Der Abschnitt über die Kirchenpolitik des Dritten Reiches im Warthegau enthält einige Widersprüche (S. 33 ff.). Die Situation, in der sich die polnischen und deutschen Seelsorger befanden, war doppelt kompliziert. Einmal waren sie gezwungen, wegen stets neuer Restriktionen, ja Vernichtungsmaßnahmen gegen die Kirche gerade mit dem zu verhandeln, der diese Planungen entwarf und realisierte, Gauleiter Greiser. Auf der anderen Seite vermochten weder der Heilige Stuhl noch der Nuntius in Berlin wegen des angeblich rechtsfreien Raumes irgendeine wirksame Hilfe zu leisten. Das Mittel, die Weltöffentlichkeit durch Proteste einzuschalten, konnte der Vatikan nur in sparsamster Weise verwenden, da es stets Bumerangwirkung besaß, vor allem für den polnischen Klerus und die polnische Bevölkerung. Bei der Berichterstattung über die Vorschläge der leitenden polnischen und deutschen Geistlichen Steuer, Paech und Breitinger (S. 34) fehlt der Hinweis, daß diese nur scheinbar auf die Verordnungen der deutschen Behörden eingingen, tatsächlich aber mit ihrer Bitte um Einsetzung von Apostolischen Administratoren für die Dauer des Krieges bei Nuntius Orsenigo und Kardinalstaatssekretär Maglione die Erhaltung der Diözesanstrukturen bei getrennter Seelsorge für Polen und Deutsche, nicht aber die Bildung von zwei Kirchen intendierten und erreichten. Insofern widerspricht der Anfang des zweiten Abschnitts auf Seite 35 den unten folgenden Ausführungen. Der Vatikan erfüllte nämlich die Bitte der oben erwähnten Geistlichen, Administratoren einzusetzen und damit die Diözesen zu erhalten. Die Formulierung, die Domherren Paech und Steuer hätten Proteste, um die sie den Vatikan baten, für „sinnlos“ angesehen, entspricht nicht dem Text ihres Schreibens nach Rom. Sie hatten den Papst wissen lassen, daß alle ihre Proteste beim Reichsstatthalter oder bei den Ministerien „erfolglos“ geblieben seien (Actes et Documents III, S. 476).

Nicht die Diözese Warschau, sondern die Diözese Płock gehörte zum größten Teil zu Ostpreußen (S. 43), genauer gesagt, zum Regierungsbezirk Zichenau (vgl. auch P. Kewitsch, Deutschen-Seelsorge im Bezirk „Zichenau“ 1940–45, in: ZGAE 31/32, 1967/68, S. 435–438. Die dortigen Ausführungen ergänzen die Feststellungen von Clauss,

S. 49 und 144). Diese Unterscheidung ist im übrigen bei der Bemerkung über die Auflösung der Priesterseminare (S. 171) geradezu unerlässlich, um Mißverständnisse auszuschließen: Es wurde nicht etwa das Priesterseminar des ostpreußischen Bistums Ermland in Braunsberg aufgelöst, sondern das polnische Priesterseminar von Płock, das in dem der Provinz Ostpreußen einverleibten polnischen Gebiet mit der Bezeichnung Südostpreußen lag.

Die vorgebrachten Ergänzungen und kritischen Bemerkungen stellen nicht die Gesamtleistung dieser Untersuchung in Frage, deren Ergebnisse die Forschung über eines der dunkelsten Kapitel der kirchlichen Zeitgeschichte bereichern. Gerhard Reifferscheid

Zeitschriftenumschau

für die Jahre 1978 und 1979
mit Ergänzungen aus früheren Jahren

Abkürzungen:

- KMW – Komunikaty Mazursko-Warmińskie
StW – Studia Warmińskie
ZH – Zapiski Historyczne

I. Allgemeines

Ludomir Bieńkowski, Archiwum Nuncjatury Warszawskiej. [Das Archiv der Warschauer Nuntiatur.] In: Studia źródłoznawcze 21 (1976) S. 125–133. [Frz. Zus.fass.] – Anfänge, Inhalte und das Schicksal des Archivs der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Krakau errichteten päpstlichen Nuntiatur sind Gegenstand des Aufsatzes. Bei der Schließung der Nuntiatur nach der 3. Teilung Polens schickte der letzte Nuntius einen Teil der Registratur, im wesentlichen die Geheimakten, nach Wien, von wo aus er 1859 ins Vatikanische Archiv gelangte. Einzelheiten über diesen Bestand veröffentlichte im Jahre 1944 Meysztowicz. Der größte Teil des Nuntiaturarchivs, darunter auch Akten über das Päpstliche Alumnat in Braunsberg, verblieb jedoch in Warschau und wurde im Jahre 1800 von den preußischen Behörden dem Zentralarchiv einverleibt – mit Ausnahme einer Reihe der kostbarsten Archivalien, die man vorher ins Erzbischöfliche Archiv verbracht hatte, um sie dem staatlichen Zugriff zu entziehen. Beide Bestände wurden 1944 beim Kampf um Warschau ein Raub der Flammen. B. P.

Monografie regionalne. Materiały z konferencji w Karpaczu 10–11 listopada 1977 roku. [Regionale Monographien. Materialien der Konferenz in Krummhübel vom 11.–12. November 1977.] In: KMW Nr. 2 (140), 1978, S. 155–218. [Dt. Zus.fass.] – Probleme der Landesgeschichtsschreibung im weitesten Sinn waren das Thema der von der Kommission für Regionalgeschichte der Polnischen Historischen Gesellschaft veranstalteten Tagung. Fünf Referate beschäftigten sich mit dem Verhältnis von regionaler zur nationalen Geschichte (Roman Wapiński), dem Begriff und der Funktion der historischen regionalen Monographien (Jerzy Topolski), den historischen Inhalten in den Monographien der Städte und Regionen (Stanisław Michalkiewicz), mit den zeitgenössischen regionalen Monographien

(Kazimierz Dziewoński) sowie mit Fragen, die sich einem Verlag (Ossolineum) bei landesgeschichtlichen, hier schlesischen, Veröffentlichungen stellen (Bogusława Patkowska). In einer breiten und durchaus kontrovers geführten Diskussion ging es um die Bestimmung der Grenzen einer Region – historische Landschaften oder moderne Verwaltungseinheiten wie die heutigen Wojewodschaften? –, um die Frage, ob Wissenschaftlichkeit oder Volkstümlichkeit als Maßstab gelten solle, um Wertigkeiten der einzelnen Geschichtsepochen – z. B. werden der Geschichte der letzten 35 Jahre bis zu 50 % der Gesamtdarstellung eingeräumt. Besondere Schwierigkeiten wurden bei der Bearbeitung von Monographien der „wiedergewonnenen Gebiete“ gesehen, umso mehr jedoch deren Notwendigkeit unterstrichen, wobei auch das „gesellschaftliche Bedürfnis“ eine Rolle spielt. Einig war sich die große Mehrheit der Tagungsteilnehmer in der Ablehnung eines einheitlichen Modells zur Erstellung von Regionalgeschichten. B. P.

Janusz Jasiński, Olsztyńskie środowisko historyczne w latach 1945–1977. [Allenstein als Stätte historischer Forschung in den Jahren 1945–1977.] In: ZH 43 (1978), H. 3, S. 89–114. [Dt. Zus.fass.] – Der Bericht gibt einen Überblick über den sukzessiven Aufbau der historischen Forschungseinrichtungen in Allenstein seit dem Ende des Krieges, angefangen von dem durch Privatinitiative einiger engagierter Masuren schon 1945 gegründeten „Masurischen Institut“, das dann in eine Forschungsstelle des Posener Westinstituts umgewandelt und schließlich von der Polnischen Historischen Gesellschaft übernommen wurde. Hinzu kamen das Masurische Museum mit seinen kunsthistorischen, denkmalpflegerischen und archäologischen Aktivitäten, die Einrichtung des Wojewodschaftsarchivs, die Verlegung des Diözesanarchivs von Frauenburg nach Allenstein, die Gründung der Kętrzyński-Forschungsstelle, der zugleich koordinierende Aufgaben zugedacht wurden. Drei historische Zeitschriften werden heute in Allenstein herausgegeben. Hinzu kommt die mehr populärwissenschaftlich orientierte Arbeit des Verlags „Pojezierze“. Der Nachwuchsförderung dient die 1974 eingerichtete Pädagogische Hochschule mit einer eigenen Fachrichtung Geschichte. B. P.

Janusz Jasiński, Działalność Olsztyńskiego Oddziału Polskiego Towarzystwa Historycznego (marzec 1976 – marzec 1978). [Die Tätigkeit der Zweigstelle der Polnischen Historischen Gesellschaft in Allenstein (März 1976 – März 1978).] In: KMW Nr. 3 (141), 1978, S. 479–486. – Der von dem Vorsitzenden des Instituts veröffentlichte Tätigkeitsbericht gibt einen guten Einblick in die Aufgaben und Aktivitäten dieser landesgeschichtlichen Forschungsstelle. Der 100. Geburtstag des Komponisten Felix Nowowiejski im Jahre 1977 war Anlaß für eine zweitägige Tagung, bei der in 13 Vorträgen das künstlerische Werk des Musikers gewürdigt und in den größeren Rahmen des zeitgenössischen Musiklebens gestellt wurde. Eine Reihe von Konzerten umrahmte das Programm. – Im Januar 1978 beschäftigte sich eine

wissenschaftliche Tagung in Ortelsburg mit den Masuren im 19. Jahrhundert, wobei die sozialen, kulturellen und konfessionellen Besonderheiten und Probleme im Mittelpunkt standen. – Die Übersicht über die Vortragsveranstaltungen des Instituts zeigt, daß die Thematik von der Prußenforschung bis zu Gegenwartsfragen reicht, daß dazu aber auch Informationsberichte über Historikertagungen und Diskussionen über Neuerscheinungen gehören. – An weiteren Unternehmungen werden Preisausschreiben in Schulen mit geschichtlichen Themen sowie die Veröffentlichung populärer Artikel zur Geschichte des Ermlands und Masurens in der örtlichen Presse genannt.

B. P.

II. Bis zum Zweiten Thorner Frieden (1466)

Józef Spors, Dokument fundacyjny Sambora I dla Oliwy z roku 1178. [Die Gründungsurkunde Sambors I. für Oliva aus dem Jahre 1178.] In: *Studia źródłoznawcze* 22 (1977) S. 111–124. [Dt. Zus.fass.] – Wieder einmal steht die Echtheit der Gründungsurkunde des Klosters Oliva zur Diskussion. Hatten R. Koebner (1934) und Z. Kostowska-Budkowa (1937) in ihr eine Fälschung aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts gesehen, so hielten E. Keyser (1939) und G. Labuda (1953) sie für eine authentische Neuausfertigung des verlorenen Originals. Spors dagegen kommt zu dem Ergebnis, daß es sich um eine im Jahre 1186 bei der Ankunft der Zisterzienser in Oliva ausgefertigte Originalurkunde handelt, die bewußt auf das Jahr 1178, den Zeitpunkt der Vereinbarungen über die Stiftung des Klosters, vordatiert wurde. Die Passage über die Fischereirechte des Zisterzienserklosters in der Ostsee und im Frischen Haff, die für Koebner ein wesentlicher Einwand gegen die Echtheit waren, hält der Verfasser – im Gegensatz zu Keyser – für eine Interpolation aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. – Trotz interessanter und neuer Gesichtspunkte in der Echtheitsfrage überzeugen die Argumente nicht unbedingt.

B. P.

Jan Powierski, Sprawa Prus i Jaćwieży w polityce Zakonu Krzyżackiego i książąt polskich w okresie po ugodzie włocławskiej z 4 sierpnia 1257 roku. [Die Frage Preußens und der Jadwinger in der Politik des Deutschen Ordens und der polnischen Herzöge in der Zeit nach der Vereinbarung von Leslau am 4. August 1257.] In: *KMW* Nr. 3 (145), 1979, S. 225–278. [Dt. Zus.fass.] – Die interessante politische Konstellation nach dem Vergleich von Leslau, bei dem Herzog Kasimir von Kujawien auf einen Teil des Löbauer Landes endgültig verzichtete, um ihn anschließend – gegen den Willen des Ordens – dem Kulmer Domkapitel zu schenken, steht im Mittelpunkt dieser Studie. Der wohl beste Kenner der preußisch-baltischen Geschichte in der Frühzeit des Deutschen Ordens in Preußen sieht – mit überzeugenden Argumenten – hinter dieser Schenkung den Versuch des Herzogs von Kujawien, Bischof Heidenreich von Kulm

für seine Politik der friedlichen Christianisierung der Jadwinger durch Zisterzienser zu gewinnen, auf deren Land er Ansprüche erhob, die in Leslau unberücksichtigt geblieben waren. In diesen Zusammenhang stellt der Verfasser auch die große vor der Kurie erhobene Anklage gegen den Deutschen Orden aus dem Jahre 1258, als deren Urheber er neben Erzbischof Albert von Riga die Bischöfe von Kulm und Samland erblickt, während Herzog Kasimirs bisherige Verbündete, die Bischöfe von Plock und Leslau hierbei auf Seiten des Ordens stehen, sein Bruder, Herzog Semowit von Masowien, sogar als dessen ausdrücklicher Verteidiger auftritt und die anderen ihm nahestehenden östlichen Mitinteressenten durch die Mongolenbedrohung von ihrer preußisch-baltischen Politik abgelenkt werden.

B. P.

Jan Powierski, Chronologia początków Malborka. [Chronologie der Entstehung Marienburgs.] In: ZH 44 (1979), H. 2, S. 5–32. [Dt. Zus.fass.] – Im Gegensatz zu der bisherigen Forschung von J. Voigt (1824) bis K. Górski (1973), die den Bau der Marienburg und die Gründung der gleichnamigen Stadt in die Jahre 1272–1274 verlegt, tritt der Verfasser überzeugend den Nachweis an, daß mit dem Bau der Burg erst 1279 begonnen worden sein kann und die Stadthandfeste nicht von Landmeister Konrad v. Thierberg d. Ält. im Jahre 1276, sondern von Konrad v. Thierberg d. Jüng. (1283–1287) ausgestellt wurde. Bei der erneuerten Handfeste aus dem Jahre 1304 handele es sich bei dem Datum der inserierten Erstaussfertigung um eine Verschreibung – 1276 statt 1286 –, so daß Burg und Stadt Marienburg zehn Jahre jünger sind als bisher angenommen.

B. P.

Marian Borzyszkowski, Tekst i problematyka listu Jana z Kwidzyna († 1417) do Księcia Austrii Albrechta, na temat apostołatu modlitwy i uczynków zasługujących. [Text und Problematik des Briefes von Johannes von Marienwerder an Herzog Albrecht von Österreich über das Gebetsapostolat und die Werke der Genugtuung.] In: StW 14 (1977), ersch. 1979, S. 539–549. [Dt. Zus.fass.] – Obwohl schon Franz Hipler 1876 auf Grund einer Handschrift aus dem nordwestlich von Graz liegenden Zisterzienserkloster Reun einen Brief des pomesanischen Domdechanten und geistlichen Führers der hl. Dorothea von Montau an einen unbekanntem Adressaten veröffentlichte, rechtfertigt sich der Neuabdruck dieses interessanten Briefes, weil sich in Laibach (Ljubljana) eine neue Abschrift gefunden hat, die als Empfänger einen „Albertus, dux Austriae“ nennt. B. sieht in diesem Herzog Albrecht II. (V.) von Österreich, der zuvor Johannes Marienwerder und die Klausnerin Elisabeth gebeten hatte, für seinen verstorbenen Vater zu beten, worauf dann der Domdechant um 1404 oder 1405 mit diesem theologisch begründenden Schreiben antwortete, in dem er den Wert des Gebetes und der guten Werke sowohl für den, der sie verrichtet, wie für den, dem sie zugewendet werden, darlegte. Interessant ist die Erwähnung jener Rekluse Elisabeth in Marienwerder, also einer direkten Nachfolgerin in der Zelle der

hl. Dorothea von Montau, die auch bereits im Kanonisationsprozeß Dorotheas für 1404 dort bezeugt ist. A. T.

Marian Borzyszkowski, Błogosławiona Dorota z Mątów i jej droga na ołtarze pańskie. [Die selige Dorothea von Montau und ihr Weg zur Ehre der Altäre.] In: StW 14 (1977), ersch. 1979, S. 517–537. [Dt. Zus.fass.] – In Polen konnte man sich bisher nur durch den 1971 in Band 1 der Hagiografia Polska gedruckten Aufsatz von Anton Liedtke etwas genauer über Leben und Mystik Dorotheas von Montau, die Bestrebungen zu ihrer Kanonisierung und eine Bibliographie dazu unterrichten. Das wurde nun ausführlich nachgeholt und für die letzten Jahre ergänzt durch den vorliegenden längeren Artikel von B., der zuvor schon Arbeiten über Dorotheas Seelenführer und Biographen Johannes Marienwerder veröffentlicht hatte. In dem renommierten Jahrbuch der Diözese Ermland schildert der Autor nach einer kurzen bibliographischen Einleitung das Leben und die religiöse Entwicklung Dorotheas im 14. Jahrhundert, ihre Wirkung auf Zeitgenossen und Spätere, die Werke des Johannes Marienwerder über sie sowie die Bemühungen um ihre Kanonisation im 15. und 17. Jahrhundert sowie schließlich in neuester Zeit, die am 9. Januar 1976 zum Erfolge führten. Es folgt die Schilderung der anlässlich dieser Erhebung Dorotheas in den Diözesen Danzig und Ermland 1977 in Oliva, Gr. Montau, Marienwerder und Frauenburg veranstalteten kirchlichen Feierlichkeiten sowie einer Dorotheen-Ausstellung in der Bibliothek des Allensteiner Priesterseminars. Es ist sehr wertvoll, daß der Verfasser diesen Darlegungen eine polnische Übersetzung des deutschen Briefes Dorotheas an ihre Tochter Gertrud im Benediktinerinnenkloster in Kulm, den polnischen Dorotheenhymnus des Jesuiten Friedrich Schembek von 1638 und zuletzt das Dekret der Kongregation für die Heiligsprechungen lateinisch mit Übersetzung folgen läßt. A. T.

III. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens (1466–1772)

Janusz Mattek, Polityka celna Prus Królewskich i Prus Książęcych w latach 1525–1548 (w świetle recessów sejmiku generalnego). [Die Zollpolitik des Königlichen und Herzoglichen Preußen 1525–1548 (im Lichte der Generallandtagsrezesse).] In: KMW Nr. 3 (141), 1978, S. 347–357. [Dt. Zus.fass.] – Zweitrangige wirtschaftliche Fragen tragen manchmal mehr zur Einschätzung der politischen Kräfteverhältnisse bei als demonstrative staatliche Aktionen. Dafür ist die Zollpolitik Herzog Albrechts von Preußen und des polnischen Königs im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts ein Musterbeispiel. Im Krakauer Friedenstraktat hatte man sich zur Beibehaltung des bestehenden Zollsystems verpflichtet. Neue Zölle sollten nur in beiderseitigem Einvernehmen erhoben werden. Nichtsdestotrotz erhöhte

Herzog Albrecht schon ein Jahr später den Zoll in Labiau und richtete in Kuckerneese am Ruß einen neuen Zoll ein, wodurch vor allem der Handel von und nach Litauen betroffen wurde. Nicht nur Wilna und Kowno, auch Danzig protestierten auf den Landtagen dagegen und erreichten schließlich eine Rücknahme der herzoglichen Zollverordnung. Ebenso einseitig und ohne Rücksicht auf seinen neuen Vasallen erhöhte in den folgenden Jahren König Sigismund I. den litauischen und masowischen Zoll. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß beide Seiten die Vertragsbestimmung nicht allzu genau nahmen und die eigenen finanziellen Vorteile Vorrang hatten – auch ein Zeichen für das ungebrochene Selbstbewußtsein des preußischen Herzogs und für sein Bemühen um einen eigenen politischen Handlungsspielraum, wird man sagen dürfen. B. P.

Janusz Mattek, Die Politik des Herzogtums Preußen gegenüber Polen zur Zeit Herzog Albrechts (1525–1568). In: Historisches Jahrbuch 97/98 (1978) S. 255–269. – Der Verfasser arbeitet in sehr klaren Linien die Konzeption der herzoglichen Politik heraus, bei der er drei Phasen unterscheidet: In den ersten fünf Jahren den Versuch, zur Durchsetzung seiner eigenen Interessen aktiv auf das Regiment in Polen Einfluß zu nehmen durch Gewinnung von Anhängern unter den polnischen Senatoren; nach dem Scheitern dieses Versuchs dann bis zum Tode Sigismunds des Alten das erfolgreiche Bemühen, das Herzogtum den Hohenzollern zu erhalten durch Mitbelehrung der kurfürstlichen Linie, schließlich – seit der Thronbesteigung König Sigismunds August – den Plan, für seinen Sohn die polnische Königskrone zu gewinnen und Preußen aus der internationalen Isolation hinauszuführen. B. P.

Janusz Mattek, Das Herzogtum Preußen, Polen und das Reich zur Zeit Herzog Albrechts von Brandenburg-Ansbach (1525–1568). In: Horneck, Königsberg und Mergentheim. Zu Quellen und Ereignissen in Preußen und im Reich vom 13. bis 19. Jahrhundert. Hrsg. von Udo Arnold. (Schriftenreihe Nordost-Archiv, Heft 19.) Lüneburg: Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk 1980, S. 33–51. – Auch in diesem bei der Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 1979 gehaltenen Referat steht die Außenpolitik des Herzogs von Preußen im Mittelpunkt. M. zeichnet anhand neuer Quellenveröffentlichungen ein differenziertes Bild der politischen Aktivitäten des Herzogs auf dem Hintergrund der unterschiedlichen Interessen der europäischen Mächte. B. P.

Wiktor Szymaniak, Udział Mikołaja Nipszyca w polskiej polityce Księcia Albrechta w latach 1532–1535. [Die Beteiligung des Nikolaus Nibschitz an der Polenpolitik Herzog Albrechts 1532–1535.] In: KMW Nr. 2 (140), 1978, S. 219–240. [Dt. Zus.fass.] – Durch die Säkularisation des preußischen Ordensstaates und seine Umwandlung in ein weltliches Herzogtum Preußen war Albrecht von Brandenburg-Ansbach einerseits Lehnsmann des Königs von Polen geworden und anderer-

seits in eine schwierige politische Lage, vor allem in bezug auf Kaiser und Reich, geraten. Hinzu kamen die Erschütterungen im Innern des Herzogtums, die im samländischen Bauernaufstand von 1525 sichtbar wurden. Ziel der Polenpolitik des Herzogs war, seine bisher noch ungefestigte Herrschaft in Preußen zu stabilisieren. Zur Durchsetzung dieser Absicht bediente er sich verschiedener Geschäftsträger und Sympathisanten am Krakauer Königshof, von denen einer der bedeutendsten Nikolaus Nibschitz war. Bevor Nibschitz in den Dienst des Herzogs trat, war er als Diplomat für die Krone Polen tätig gewesen und hatte in deren Auftrag Missionen nach Ungarn, Brandenburg, Livland und an den kaiserlichen Hof durchgeführt. Nach seiner Berufung zum preußischen Geschäftsträger in Polen übte er jedoch auch weiterhin seine Funktionen als polnischer Diplomat aus. Die Doppeltätigkeit von Diplomaten und Agenten für zwei miteinander im Konflikt befindliche Seiten findet sich in der frühen Neuzeit häufiger und wurde nicht als ehrenrühriger Makel angesehen. Den Höhepunkt der diplomatischen Tätigkeit von Nibschitz für Herzog Albrecht bezeichnen die Jahre 1532 bis 1535. Zentrale Probleme in dieser Zeit waren die mit der strittigen Auslegung des Krakauer Vertrags verbundenen Fragen der Teilnahme von Herzog Albrecht an den polnischen Königswahlen, die Verleihung eines Senatsplatzes an den Herzog und der Abschaffung der königlichen Gerichtsherrschaft in Preußen. Während die beiden ersten Punkte von König Sigismund kompromißlos abgelehnt wurden, gelang es Nibschitz bezüglich der Abschaffung der Gerichtsherrschaft wenigstens Teilerfolge zu erzielen. Weitere Aufgaben von Nibschitz waren Bemühungen um die Aufhebung der über Albrecht verhängten Reichsacht, die Beseitigung des preußisch-litauischen Grenzstreits und die Vorbereitung von Eheverträgen zwischen dem brandenburgischen und polnischen Hof. Die Audienzen am königlichen Hof in Krakau und die Kontakte mit einflußreichen polnischen Würdenträgern erwiesen sich für Nibschitz als wichtige Informationsquelle, der er sich in seinen Missionen immer wieder bediente. Nach Ansicht des Verfassers hat Nibschitz die an ihn gestellten Erwartungen von Herzog Albrecht erfüllt, auch wenn er oft dessen Absichten nicht durchsetzen konnte. Um ein klareres Bild von dem preußisch-polnischen Verhältnis im 16. Jahrhundert zu bekommen, wäre eine Untersuchung der Tätigkeit anderer Geschäftsträger Herzog Albrechts und seiner Nachfolger in Polen erforderlich. St. H.

Jadwiga Kalinowska – Jan Wiśniewski, Najstarszy warmiński formularz wizytacyjny z czasów biskupa Marcina Kromera (1581). [Das älteste Visitationsformular aus der Zeit Bischof Martin Kromers (1581).] In: *KMW* Nr. 2 (144), 1979, S. 139–164. [Dt. Zus.fass.] – Nach der ersten, in Ausführung der Beschlüsse des Trienter Konzils vorgenommenen Bistumsvisitation durch Kardinal Hosius begann mit Bischof Martin Kromer 1581/82 die Reihe der regelmäßig durchgeführten Visitationen der ermländischen Kirchen und Pfarreien. Das bei dieser Gelegenheit entworfene Formular, ein systematischer Frage-

bogen, der die ganze Breite des materiellen Besitzes, des moralisch-sittlichen Lebens von Klerus und Volk sowie seelsorgerische Tätigkeit und soziale Einrichtungen erfaßt, lehnt sich sehr eng an das von Erzbischof Samuel Maciejowski von Krakau 1546 herausgegebene Formular an. – Im zweiten Teil dieses Aufsatzes (S. 146–163) wird die lateinische Visitationsanweisung ediert und eine polnische Übersetzung angefügt. Der Wunsch der Verfasser nach einer Veröffentlichung der ältesten ermländischen Visitationsprotokolle aus der Zeit der Bischöfe Hosius und Kromer kann nur nachhaltig bekräftigt werden. B. P.

Marian Biskup, Listy w języku polskim z Prus Królewskich i Litwy do przedstawicieli i władz Prus Książęcych z przełomu XVI–XVII wieku. [Polnischsprachige Briefe aus dem Königlichen Preußen und Litauen an Vertreter und Behörden des Herzoglichen Preußen aus der Zeit der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert.] In: KMW Nr. 2 (144), 1979, S. 217–225. [Dt. Zus.fass.] – In diesem Beitrag berichtet Marian Biskup über neun polnischsprachige Briefe im Herzoglichen Briefarchiv. Diese Dokumente stammen aus den Jahren 1586 bis 1626 und wurden von Vertretern des höheren Adels im Königlichen Preußen bzw. im Großfürstentum Litauen verfaßt. Empfänger dieser Schreiben waren die Repräsentanten und Oberbehörden, z. B. die Regenten, des Herzoglichen Preußen.

Das erste der analysierten Schriftstücke ist ein Brief Paul Kostkas an den Königsberger Oberburggrafen Johann von Rauter. Darin bittet er ihn, die Rückgabe der Akten seines mit Jakob und Andreas Biliński geführten Prozesses an ihn zu veranlassen. Bei dem zweiten Brief handelt es sich um ein Schreiben des Kulmer Woiwoden Mikołaj Działyński an die Regenten des Herzoglichen Preußen. Es enthält die Bitte um Unterstützung der Familie von Oelsnitz, mit der Działyński befreundet war, in einer gerichtlichen Auseinandersetzung. Das dritte Schriftstück – gleichfalls von Działyński verfaßt – betrifft einen Rechtsstreit zwischen Einwohnern des Königlichen und des Herzoglichen Preußen. Das vierte Beispiel ist ein Brief des Starosten Bartholomäus Tylicki an die Räte des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach; bei dem fünften Dokument handelt es sich um die Beschwerde des Elbinger Starosten Stanisław Działyński bei den Regenten des Herzoglichen Preußen wegen Grenzstreitigkeiten. Hieran schließen sich ein Brief des pommerschen Woiwoden Samuel Zaliński an den brandenburgischen Kurfürsten und Herzog in Preußen Johann Sigismund, ein Schreiben des litauischen Magnaten Maciej Oziębłowski an den preußischen Oberburggrafen Johann Truchseß von Wetzhausen, ein Brief des Elbinger Kastellans Stanisław Niemojewski an den Marienburger Starosten Friedrich Dobneck und ein Schreiben des Kulmer Woiwoden Melchior Weiher und des pommerschen Woiwoden Samuel Konarski an die preußischen Räte des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg an.

Der Verfasser schließt aus diesen Beispielen, daß die polnische Sprache nicht nur in der Kanzlei, sondern auch bei den Repräsentanten des Herzoglichen Preußen bekannt war. Es scheint allerdings zu weit gegriffen zu sein, hieraus einen Einfluß der polnischen Gesellschaft und Kultur auf das Herzogliche Preußen ableiten zu wollen. Nicht aufrechtzuerhalten ist nach Ansicht Biskups – trotz der engen Kontakte zwischen den Bewohnern des Königlichen und des Herzoglichen Preußen – die These von der Einheit dieser beiden preußischen Gebiete. Das Herzogliche Preußen blieb ein Nachbar, dem man sich lediglich freundschaftlich verbunden fühlte. St. H.

Andrzej Groth, Piławskie księgi celne z lat 1638–1712. [Die Pillauer Zollregister der Jahre 1638–1712.] In: ZH 45 (1980), H. 1, S. 133–141. – Die Ende des 16. Jahrhunderts am Tief in Pillau eingerichtete Zollstelle des Herzogtums Preußen hatte die Aufgabe, den Seeschiffsverkehr der Häfen des Frischen Haffs mit Ausnahme des Hafens Königsberg zu erfassen und Schiffe samt Frachten mit Schiffsgeldern und Zöllen zu belegen, was vor allem den Seehandel der Städte Elbing, Braunsberg, Frauenburg und Fischhausen betraf. Die 69 erhaltenen Pillauer Zollbücher der Jahre 1638–1712, die im Geheimen Staatsarchiv in Berlin liegen, bilden zusammen mit den Elbinger Pfahlgeldregistern, die seit 1642 erhalten heute im Wojewódzkie Archiwum Państwowe in Danzig verwahrt werden, eine wichtige Quelle für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Altpreußens. Die bevorzugten Anlaufhäfen des preußischen Exports lagen in England, Holland und Schweden. Der Autor stellt die Quelle in ihrer vielfältigen Auswertungsmöglichkeit vor und erörtert vor allem das Problem ihrer statistischen Auswertung. W. Th.

Andrzej Groth, Ruch statków w porcie elbląskim w latach 1585–1700. [Der Schiffsverkehr im Elbinger Hafen 1585–1700.] In: Rocznik Gdański 37 (1977) S. 39–66. [Engl. u. russ. Zus.fass.] – Der Artikel behandelt statistische Probleme des Schiffsverkehrs in Elbing, des neben Danzig wichtigsten westpreußischen Hafens, in den Jahren 1585–1700. Grundlage der Untersuchung bilden die Elbinger Pfundzollbücher, deren Einrichtung mit der Gründung der englischen Ostkompanie in Elbing in Verbindung steht. Die im Danziger Wojewodschaftsarchiv verwahrten Elbinger Pfundzollbücher geben Aufschluß über die Zahl und Größe der ein- und auslaufenden Schiffe, ihre Herkunfts- und Bestimmungshäfen und über ihre Unterteilung in voll- und teilweise beladene bzw. Ballast befördernde Segler. Auch über den Schiffsverkehr in den einzelnen Monaten eines Jahres finden sich hier Angaben. Die meisten Schiffe liefen im Jahre 1597 den Elbinger Hafen an (202). 1695 nahmen dagegen nur sieben Schiffe Kurs auf die westpreußische Stadt. Dies zeigt, daß der Schiffsverkehr in Elbing keineswegs konstant war, sondern große Schwankungen aufwies. 1597 sind auch die meisten auslaufenden Schiffe (209) zu verzeichnen, während im Jahre 1695 nur sieben Segler den Hafen verließen. Hier zeigt es sich, daß der ein- und aus-

laufende Schiffsverkehr in engem Zusammenhang miteinander standen. Ein maßgebender Faktor war der Ausfall der Getreidernte, weil Getreide der wichtigste Exportartikel der westpreussischen Stadt war. Die Pfundzollbücher verdeutlichen, daß von Dezember bis März der Elbinger Schiffsverkehr weitgehend ruhte. Sturm, Schnee und Eis sowie die lang anhaltende Dunkelheit ließen die Befahrung der Ostsee als ein gefährliches Wagnis erscheinen, dem sich die damaligen Schiffer nur ungern aussetzten. Erst im April wurde die Schifffahrt wieder aufgenommen, die im allgemeinen im Juni ihren Höhepunkt erreichte, dann zurückging und im Oktober – vor Einsetzen der stürmischen Jahreszeit – einen neuen Gipfel erklomm. Die meisten der auslaufenden Segler nahmen Kurs auf britische und holländische Häfen. An dritter Stelle folgten Bestimmungsziele in Skandinavien. Hier wird ersichtlich, daß Schiffe unter englischer Flagge in diesem Zeitraum die bis dahin vorherrschenden Niederländer aus ihrer Führungsposition verdrängten. Im Jahr 1642 hatten die meisten der von Elbing auslaufenden Segler einen Umfang von 30 oder weniger Last; nur zwei Fahrzeuge waren größer als 171 Last.

Aufgrund des von Groth zusammengestellten tabellarischen Materials ist es möglich, Elbings Schifffahrt und Handel im 17. Jahrhundert genauer zu untersuchen. St. H.

Andrzej Groth, Wybrane problemy handlu Elbląga w latach 1698-1711. [Ausgewählte Probleme des Elbinger Handels.] In: Rocznik Gdański 39 (1979), H. 1, S. 133-144. [Engl. u. russ. Zus.fass.] – Der Autor wertet die Pillauer und Elbinger Pfundzollbücher der Jahre 1698 bis 1711 aus, die im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin bzw. im Wojwodschaftsarchiv Danzig verwahrt werden. Aufgrund dieser Unterlagen weist der Verfasser nach, daß die Elbinger Seehandelsbilanz in diesem Zeitraum großen Schwankungen unterworfen war. So wurden 1699 – also kurz vor Ausbruch des Nordischen Krieges – Güter im Wert von 1 522 000 Gulden verschifft, während die Vergleichszahl für 1708 – als Elbing vom Kriegesgeschehen direkt ergriffen wurde und die Pest in der Stadt wütete – nur 359 000 Gulden betrug. An der Spitze der Exportgüter lag Getreide, das ca. 90 Prozent der Gesamtausfuhr ausmachte. Es folgten Holzartikel im Umfang von fünf bis zehn Prozent, während die übrigen Waren, z. B. Fisch, kaum nennenswert waren. Das Vorherrschen der Getreideausfuhr ist in jener Zeit nicht nur in Elbing, sondern auch in vielen anderen preussischen und baltischen Häfen festzustellen, z. B. in Danzig, Königsberg und Riga. Importiert wurden dagegen vor allem Manufaktur- und Kolonialwaren, Spirituosen und Salz. Viele der importierten Güter blieben nicht in der Stadt, sondern wurden von der Elbinger Kaufmannschaft ins Binnenland, u. a. in das Innere Polens, weitervertrieben. Dagegen gelangte Getreide aus Ostpreußen und Polen nach Elbing und wurde von hier auf dem Seeweg nach Westen verschifft. Die Bilanz des Elbinger Seehandels war in dem betrachteten Zeitraum durchgehend aktiv. Der Wert der

exportierten Güter machte im allgemeinen das Zehn- bis Zwanzigfache des Imports aus. St. H.

Andrzej Groth, Wykaz gdańskiej floty handlowej w 1712 roku. [Das Verzeichnis der Danziger Handelsflotte von 1712.] In: ZH 43 (1978), H. 1, S. 89-106. – Der vorliegende Beitrag beruht auf der Analyse eines Verzeichnisses der Danziger Handelsflotte von 1712, das in der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften verwahrt wird. Die Anlage dieses Schiffsregisters stand im Zusammenhang mit den Verhandlungen zwischen dem Danziger Rat und französischen Behörden wegen Herausgabe der von französischen Schiffen gekaperten Danziger Segler. In dieser Liste sind die Vor- und Zunamen der Schiffseigentümer und der Kapitäne sowie die Namen und Traglasten der einzelnen Segler vermerkt. Die Danziger Flotte zählte im Jahre 1712 54 Schiffe mit einem Gesamtvolumen von 6128 Last. Die durchschnittliche Tragfähigkeit eines Schiffes betrug 117 Last. Im Verhältnis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist ein Rückgang der Danziger Flottenstärke festzustellen, sowohl im Hinblick auf die Zahl als auf die Größe der Schiffe. Es überwogen die kleineren Schiffstypen im Umfang von 30 bis 70 Last. Nur ein Segler hatte eine Tragfähigkeit von mehr als 270 Last. Wie die Liste weiter ausweist, herrschte damals in Danzig die Partenreederei vor. Nur besonders begüterte Reeder konnten allein die Anschaffungs- und Unterhaltungskosten eines Schiffes und die damit verbundenen Risiken tragen. Während im 15. Jahrhundert die Kapitäne noch häufig Miteigentümer des von ihnen kommandierten Schiffes waren, ist dies 1712 nicht mehr belegt. Der Kapitän führte das Schiff nun im Auftrag der Reeder, von denen er seine Gage empfing. Zu den bedeutendsten Reedereien jener Zeit gehörte die Firma von Daniel Fremouth. Sie besaß 1712 drei Segler mit einem Gesamtvolumen von 295 Last. Außerdem war Fremouth an vier Partenreedereien beteiligt. Größere Kapazitäten wiesen auch die Unternehmen von Anna Uphagen, Albrecht Grodeck und Samuel Ramsey auf. Bezüglich der Wahl der Schiffsnamen war man in Danzig sehr vielseitig. Neben Frauennamen finden sich vor allem Bezeichnungen von Danziger Gebäuden und Plätzen, z. B. die Bartholomäuskirche von Danzig, die große Mühle von Danzig und der Aschhof von Danzig. St. H.

Zdzisław Mazur, Michał Remigiusz Łaszewski (1682–1746) – biskup pomocniczy warmiński. [Michael Remigius Łaszewski (1682–1746) – Weihbischof von Ermland.] In: KMW Nr. 2 (144), 1979, S. 165–181. [Dt. Zus.fass.] – Seit den Arbeiten von Anton Eichhorn vor 115 Jahren über die ermländischen Weihbischöfe, Prälaten und Bischofswahlen hat sich niemand mehr mit diesem Weihbischof beschäftigt, der zu den engsten Mitarbeitern und Beratern der Bischöfe Załuski, Potocki und Szembek gehörte. Die vorliegende biographische Skizze ist der Extrakt einer unveröffentlichten Magisterarbeit, die trotz der Kürze doch auch einige neue Fakten zur Verwaltung des Ermlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beisteuert. B. P.

IV. Copernicana

Bearbeitet von Werner Thimm

Paweł Czartoryski, *The Library of Copernicus*. In: *Science and History. Studies in honor of Edward Rosen.* (Studia Copernicana, XVI.) Wrocław, Warszawa, Kraków, Gdańsk: Ossolineum 1978, S. 355–396. – Eine im Copernicusjahr 1973 in der Stadtbibliothek in Thorn gezeigte Ausstellung des in der Universitätsbibliothek in Uppsala als Copernicana geführten Bücherbestandes bewog den Autor und Małgorzata Golińska-Gierych im Jahre 1977 zu einer Studienreise nach Schweden, um die bisherige Kenntnis über die Bibliothek des Copernicus auf den neuesten Forschungsstand zu bringen. Die sorgfältig durchgeführte Studie kommt zu dem Schluß, daß von den 51 der Bibliothek des Copernicus zugeschriebenen Büchern nur 18 sicher und 6 eventuell Copernicus gehörten; die übrigen Bücher stammen fast sämtlich aus Bibliotheken anderer ermländischer Kleriker (Bernhard Sculteti, Georg Wolf, Thomas Werner, Georg Hircinius, Tiedemann Giese und Johannes Langhanke). So dürfen beispielsweise die handschriftlichen Eintragungen in den in Uppsala aufbewahrten Werken „Hortus sanitatis“, „Practica in arte chirurgica“ und „Sphaera mundi“ nicht länger Copernicus zugeschrieben werden. Bislang unbekannte medizinische Eintragungen von der Hand des Copernicus fand Małgorzata Golińska-Gierych in dem 1514 in Venedig gedruckten Werk „Consilia/Tractatus de animalium theria“ von Montagnana/Cermisonus/Caballa der Universitätsbibliothek Uppsala. Die kleine Privatbibliothek des Copernicus bestand aber hauptsächlich aus astronomischen und geometrischen Werken. Im Anhang der Studie ist jedes Buch mit genauen bibliographischen Angaben und einer kurzen Geschichte seiner Identifikation aufgeführt. Faksimilewiedergaben von markanten handschriftlichen Eintragungen schließen die Untersuchung ab.

Karol Goński, *Copernicus and Cayado*. Ebd., S. 397–401. – Der Autor diskutiert die möglichen Beziehungen zwischen Copernicus und dem portugiesischen Humanisten Hermico Cayado, der gleichzeitig mit ihm in Italien studierte.

Owen Gingerich, *Early Copernican Ephemerides*. Ebd., S. 403–417. – Die im Jahre 1551 erschienenen Prutenicae Tabulae des Erasmus Reinhold, die die Berechnungsgrundlage zur Vorausberechnung der täglichen Position von Sonne, Mond und Planeten liefern, basieren auf dem Zahlenmaterial des copernicanischen Hauptwerkes *De Revolutionibus*. Sie wurden in der Folgezeit allgemein akzeptiert. Reinhold und der Copernicusschüler Georg Joachim Rheticus haben unabhängig voneinander für das Jahr 1551 Ephemeriden (Voraussagen) über die Stellung von Sonne, Mond und Planeten gemacht, so daß es der Autor reizte, unter Einsatz eines Computers einen Vergleich zwischen hochgerechneten Ephemeriden des Copernicus, solcherart ebenfalls hochgerechneten Ephemeriden der Prutenicae Ta-

bulae und den für das Jahr 1551 von Reinhold und Rheticus publizierten Ephemeriden vorzunehmen. Dabei ergaben sich kleine astronomische Unterschiede zwischen den einzelnen Voraussagen. Im Ganzen zeigte sich aber, daß Reinhold der genauere Kalkulator war. Bei den Ephemeriden des Hilarius de Wisłica, die ausdrücklich die Tafeln des Copernicus als Grundlage benutzt haben wollen, kann Gingerich nachweisen, daß sie sich auf die Alfonsinischen Tafeln aus dem 13. Jahrhundert stützen. In einem Anhang liefert der Autor die für die copernicanischen Tafeln geltenden Bestimmungsgrößen zur Berechnung der Stellung von Sonne, Mond, Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur.

Karl Heinz Burmeister, Der Kartograph Heinrich Zell (1518–1564). Ebd., S. 427–442. – Der aus Köln stammende Kartograph Heinrich Zell erstellte in Zusammenarbeit mit Copernicus und Rheticus die erste Spezialkarte von Preußen und besorgte in Danzig die Drucklegung der „Narratio prima de libris revolutionum Nicolai Copernici“ des Georg Joachim Rheticus, welche er mit einem Glossar der griechischen Ausdrücke versah. B. fordert eine stärkere Beachtung dieses vielseitigen Humanisten und liefert mit einer faktenreichen Studie ein gutes Fundament für künftige Forschungen.

Martha List, Marginalien zum Handexemplar Keplers von Copernicus: DE REVOLUTIONIBUS ORBIUM COELESTIUM (Nürnberg, 1543). Ebd., S. 443–460. – Dieses Exemplar des Erstdruckes des copernicanischen Hauptwerkes, das Aufschluß über den Verfasser der dem Werk anonym unterschobenen Vorrede gibt, hatte der Drucker Johannes Petreius dem Nürnberger Gelehrten Hieronymus Schreiber dediziert. Es gelangte vermutlich auf dem Erbweg in Keplers Besitz, der seine kostbare Neuerwerbung 1598 mit einem Gedicht zierte. Die handschriftlichen Anstreichungen und Bemerkungen im Text zeigen Keplers Interesse vornehmlich an den von Copernicus mitgeteilten astronomischen Beobachtungen.

Hans Blumenberg, Versuch zu einer immanenten Geschichte der copernicanischen Theorie. Ebd., S. 473–486. – Suchte die Copernicusforschung bislang den Zugang zu dem Erkenntnisprozeß des großen Astronomen durch Analysierung der Widmungsrede an Papst Paul III. zu gewinnen, so entschlüsselt Hans Blumenberg die Genesis der copernicanischen Theorie durch eine Analyse des zehnten Kapitels des Ersten Buches von De Revolutionibus, weil hier die größere Freiheit der Selbstaussage vorliegt. Die primäre Veränderung innerhalb der copernicanischen Reform ist die Neuordnung des Beziehungssystems Sonne-Venus-Merkur.

Jerzy Drewnowski, Nowe źródło do niedoszłego procesu kanonicznego przeciwko Mikołajowi Kopernikowi. [Eine neue Quelle zu dem nicht zustande gekommenen kanonischen Prozeß gegen Nicolaus Copernicus.] In: *Kwartalnik Historii Nauki i Techniki* 23 (1978)

S. 179–186. – Der ermländische Generalvikar Felix Reich, Domkustos und Freund des Copernicus, betrieb um die Jahreswende 1538/39 zusammen mit dem ermländischen Bischof Johannes Dantiscus ein strengeres Vorgehen gegen die Domherren Alexander Sculteti, Leonhard Niederhoff und Nicolaus Copernicus, damit sie sich endlich von ihren Haushälterinnen trennten, die für ein großes Gerede in der Stadt Frauenburg gesorgt hatten. Bei Copernicus betraf es eine gewisse Anna Schilling, die von ihrem Mann getrennt mit mehreren Kindern im Haus des Copernicus lebte. – D. publiziert den letzten von Felix Reich in dieser Angelegenheit an Bischof Dantiscus gerichteten Brief vom 27. Januar 1539 aus Frauenburg. Reich bestätigt darin, daß er den Brief des Bischofs an das ermländische Domkapitel betreffend den Prozeß gegen die Haushälterinnen und die Domherren erhalten habe. Er wage es jedoch nicht, dem Kapitel das Schreiben zu eröffnen, weil es turbulente Szenen auslösen werde. Reich bat, den Brief einstweilen zurückhalten zu dürfen, zumal die drei betroffenen Domherren keine großen Maßnahmen absprechen könnten. Der Generalvikar erwähnte abschließend, daß er die Zeilen mit kranker und zitternder Hand zu Papier gebracht habe. Er war tatsächlich schon vom Tode gezeichnet, denn er starb am 2. März 1539. D. vermutet, daß Reichs Tod eine der Ursachen gewesen sei, weshalb Dantiscus schließlich den Prozeß gegen die Domherren in einen Prozeß gegen ihre Haushälterinnen umgewandelt habe, was mit der Ausweisung der Anna Schilling aus dem Bistum endete. Indes muß zur Beurteilung der Entwicklung des Prozesses auch Reichs Brief vom 28. Dezember 1538 an Dantiscus herangezogen werden, in dem der Generalvikar, von Dantiscus um Rat ersucht, in der Angelegenheit seines Mitbruders und Freundes (*confratris et amici mei*) zu einem Vorgehen gegen seine Haushälterin rät. Im einzelnen glaubt er es dem guten Ruf des Bischofs und Kapitels im eigenen Vaterland, bei den benachbarten Nationen und auch in Deutschland schuldig zu sein, die Haushälterin aus der Nähe des Copernicus zu entfernen. Ihr und ihren Kindern dürfe nicht erlaubt werden, ein in der Stadt Frauenburg gekauftes Haus zu beziehen. Wenn sie sich als Einwohnerin der Stadt weigere, Frauenburg zu verlassen, soll Dantiscus kraft bischöflicher Autorität und kirchlicher Jurisdiktion den Weg der Strafmittel bis zur Exkommunikation beschreiten und nach letzten Verwarnungen die weltliche Gewalt zu Hilfe rufen (*usque ad excommunicationem, aggravationem, reaggravationem et invocationem brachii secularis*). Reich war bereit, die Entwürfe für die dazu notwendigen Schriftstücke zu liefern. – Der Prozeß gegen die Haushälterinnen nahm seinen Lauf. Copernicus' Haushälterin zog nach Danzig. Am 20. August 1539 riet der neue Generalvikar Johannes Zimmermann seinem Bischof, „Anna Schillingsch“ sofort die Exkommunikation anzudrohen (*reaggravatio*), falls sie wieder in Frauenburg gesehen werde. Anna Schilling kam erst nach dem Tode des Copernicus nach Frauenburg zurück, um ihr Haus zu verkaufen. Bischof und Kapitel waren nicht geneigt, ihr ein Wohnrecht zu geben.

Erna Hilfstein, Bernardino Baldi and his two biographies of Copernicus. In: *The Polish Review* 24 (1979), Nr. 2, S. 67–80. – Bronisław Biliński's Fund der Copernicusbiographie des italienischen Humanisten Bernardino Baldi in einem 1908 in Pistoia erschienenen Werk (vgl. ZGAE 38, 1976, S. 100) sorgte im Copernicusjahr 1973 für einiges Aufsehen, weil darin ein Pietro Romanelli als Schüler des Copernicus genannt wird, dem die Copernicusforschung bislang noch nicht begegnet war. Erna Hilfstein rühmt den Forschungsdrang Bilińskis, der nicht eher ruhte, bis er das Originalmanuskript von Baldi's Copernicusbiographie in einem Kloster der Rosminischen Priesterkongregation in Rom entdeckt und „Pietro Romanelli“ als einen Lesefehler verifiziert hatte. Sie übertrug Baldi's Copernicusbiographie ins Englische und erläuterte einige Aspekte der Publikation des copernicanischen Hauptwerkes *De Revolutionibus*. Im Übersetzungstext findet sich der Name des Frauenburger Domherrn Dietrich von Reden in der unzulässigen Schreibweise Radzyń. Radzyń, der polnische Name für den Ort Rehden im Kulmerland, kommt für Dietrich von Reden nicht in Betracht. Er war Priester der Diözese Osnabrück, und man muß seinen Herkunftsort in einem westniederdeutschen Reden suchen. Als Dietrich von Reden im Jahre 1551 zum Bischof von Lübeck gewählt wurde, lehnte er die Übernahme dieses Amtes wegen der reformatorischen Neuerungen in Lübeck ab.

V. Neuere Geschichte nach 1772

Sławomir Kalembka – Wojciech Wrzesiński, O potrzebie pełnej syn-tezy dziejów prasy polskiej na Warmii i Mazurach w XIX i w pierwszej połowie XX wieku. [Über die Notwendigkeit einer vollständigen Synthese der Geschichte der polnischen Presse in Erm-land und Masuren im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.] In: *KMW* Nr. 1 (139), 1978, S. 27–44. [Dt. Zus.fass.] – Am 1. Dezember 1977 fand in Allenstein eine wissenschaftliche Tagung über die Geschichte der Presse in Ermland und Masuren statt. Grundlage der Diskussionen war das Referat der Professoren Wrzesiński (Breslau) und Kalembka (Thorn). Sie unterbreiteten sieben Vorschläge: 1. Anfertigung einer vollständigen Bibliographie aller polnischsprachigen oder „polnischen“ Zeitungen und Zeitschriften, in der weiteren Perspektive der ganzen Presse des ehemaligen Ostpreußen, schließlich auch einer Bibliographie der nach 1945 (auch in der Bundesrepublik) erschienenen Periodika dieses Gebiets, mit genauer Registrierung der Aufbewahrungsorte der einzelnen Organe in polnischen und ausländischen Bibliotheken. 2. Durchführung einer sehr genauen und kritischen Analyse des Forschungsstandes und gleichzeitige Typisierung der Probleme, die noch spezielle, grundlegende oder nur ergänzende Studien erfordern. 3. Erarbeitung eines Abrisses der Geschichte der deutschen, litauischen, jüdischen und Altgläubigen-Presse in Ostpreußen mit besonderer Be-

rücksichtigung ihrer spezifisch journalistischen Arbeitsweise und der Methoden der öffentlichen Meinungsbildung einerseits und der Behandlung der Probleme Masurens und des Ermlands andererseits. 4. Erarbeitung einer Monographie über alle polnischen Zeitschriften und Zeitungen. 5. Bearbeitung der Geschichte des polnischen Verlagswesens in diesen Gebieten, und zwar nicht nur der Presseverlage. 6. Erarbeitung von Monographien über die wichtigsten Strömungen des politischen und gesellschaftlichen Denkens, wie es in der Publizistik zum Ausdruck kommt. 7. Vorbereitung einer breitangelegten Synthese. In der Diskussion über das Referat, an der sich 17 Redner beteiligten – 43 Personen aus sieben wissenschaftlichen Zentren des Landes besuchten die Tagung –, wurde das Desiderat einer vollständigen Bibliographie und der Erforschung auch der deutschen Presse mehrfach unterstrichen (Chojnacki, Szostakowski, Otello, Lietz, Biskup). Ogrodziński forderte, sich mehr als bisher mit der Typologie der ermländischen und masurischen Presse zu befassen, und Jasiński wies darauf hin, daß stärkere Unterschiede im Pressewesen zwischen Ermland und Masuren als zwischen Ermland und Westpreußen bestehen. Er protestierte ebenso wie Wakar gegen die Qualifizierung des „Warmiak“ und der „Nowiny Warmińskie“ als „Reptilienpresse“. Ogrodziński bezweifelte, daß die Vorarbeiten schon für die Erarbeitung einer vollen Synthese der Pressegeschichte des Ermlands und Masurens ausreichen, Jasiński betonte, daß die Erforschung der Geschichte des Ermlands und Masurens, besonders im 19. Jahrhundert, erst in den Anfängen stecke, und auch Mattek bezeichnete das Referat der beiden Autoren als Maximalprogramm, das freilich einen guten Ausgangspunkt für die Aufstellung eines Forschungsplanes bilde.

H.-J. K.

Kazimierz Wajda, Problematyka społeczno-gospodarcza w badaniach nad dziejami Prus Wschodnich od połowy XIX wieku do roku 1918. [Die sozialökonomische Problematik in den Forschungen über die Geschichte Ostpreußens von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1918.] In: KMW Nr. 1 (139), 1978, S. 45–52. [Dt. Zus.fass.] – Der Überblick über den Stand der Forschung auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ostpreußens im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert mündet in die Klage von einem völligen Vakuum. Die Entwicklung der Landwirtschaft bzw. die Veränderung der Agrarstruktur seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Agrarreformen (Bauernbefreiung), Einflüsse der Industrialisierung, Hemmungsfaktoren in dieser Region und schließlich die Auswirkungen alles dessen auf die Sozialstruktur, auf die Situation der unterbäuerlichen Schichten, die Land-Stadt-Wanderung, Abwanderung (in die Industriezentren) und Auswanderungen sind zu recht Desiderata zumindest der ermländischen Forschung, auf die der Historische Verein für Ermland seit mehr als zwei Jahrzehnten immer wieder hingewiesen hat. Nicht bekannt sind der polnischen Forschung aber offenbar die Arbeiten von Friedrich-Wilhelm Henning, der seit 1964 in einer Reihe von Untersuchungen sich gerade diesem

Themenkreis im gesamtostpreußischen Rahmen gewidmet hat. Sie sollen deshalb an dieser Stelle genannt werden: Herrschaft und Bauernuntertänigkeit. Beiträge zur Geschichte der Herrschaftsverhältnisse in den ländlichen Bereichen Ostpreußens und des Fürstbistums Paderborn vor 1800. Würzburg: Holzner 1964 (Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr., Beiheft 25); Bauernwirtschaft und Bauerneinkommen in Ostpreußen im 18. Jahrhundert. Würzburg: Holzner 1969 (Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr., Beiheft 30); Die Differenzierung der landwirtschaftlichen Produktion in Ostpreußen im 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Agrargeschichte 18 (1970) S. 197–220; Die Regulierung der bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Ostdeutschland. In: Rechts- und Sozialstrukturen im europäischen Osten. Hrsg. v. G. Kleinheyer und B. Stasiewski (Studien zum Deutschland im Osten, H. 11.) Köln-Wien 1979, S. 59–74; Die Entwicklung von Einkommensmöglichkeiten und Bevölkerung in Ostpreußen im 18. und 19. Jahrhundert. In: Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege, Bd. 3: Auf dem Wege zur Industrialisierung. Hrsg. von J. Schneider, Stuttgart 1978, S. 309–324 (Festschrift für Hermann Kellenbenz); Mögliche Industrialisierungsansätze in Ostpreußen an der Schwelle zum Industriezeitalter. In: Preußenland 15 (1977) S. 38–44; und schließlich die angekündigte große Monographie über „Hemmende und fördernde Faktoren der Industrialisierung im 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der gewerblichen Wirtschaft in Ostpreußen vom ausgehenden 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert“.

B. P.

Zygmunt Lietz, Stan i potrzeby nad dziejami ruchu robotniczego w Prusach Wschodnich. [Stand und Aufgaben der Forschungen über die Geschichte der Arbeiterbewegung in Ostpreußen.] In: KMW Nr. 1 (139), 1978, S. 53–72. [Dt. Zus.fass.] – Die Geschichte der Arbeiterbewegung Ostpreußens weist nach der Feststellung des Autors trotz beachtlicher Einzelergebnisse noch große Lücken auf. Nach seinen Forschungen in deutschen Archiven und Bibliotheken, die einige Fragen nationaler, wirtschaftlicher, kultureller und organisatorischer Art klären konnten, hält er es für notwendig, eine polnische Monographie über die ostpreußische Arbeiterbewegung vorzubereiten. Dazu mag auch die in diesem Band (S. 20–63) veröffentlichte Studie über die katholischen Arbeitervereine beitragen, die mit einer Darstellung der Geschichte der christlichen Gewerkschaftsbewegung in Ost- und Westpreußen abgeschlossen werden wird.

W. Th.

Bogdan Wachowiak, Początki uwłaszczenia chłopów w dobrach szlacheckich Prus Wschodnich. [Die Anfänge der Bauernbefreiung auf den adligen Gütern Ostpreußens.] In: KMW Nr. 2 (140), 1978, S. 241–255. [Dt. Zus.fass.] – Die weitgehend aus den Akten der preußischen Zentralbehörden erarbeitete Untersuchung beschränkt sich auf das Jahrzehnt vor der Gemeinheitsteilungsordnung 1821, die mit

dem Beginn der großen Agrarkrise zusammenfiel. Die unterschiedlichen Interessen der adligen Gutsherren, die 1816 eine Modifizierung der Regulierungsbestimmungen zu ihren Gunsten erreichten, und der Bauern, die in 40 masurischen Dörfern Proteste veranstalteten, werden ebenso dargelegt wie die tatsächlichen Besitzveränderungen durch Landabtretung oder Rentenzahlung. Regional konzentriert sich die Arbeit auf die Umgebung von Osterode, Neidenburg, Gilgenburg und Hohenstein. B. P.

Janusz Jasiński, Problem języka niemieckiego w szkolnictwie powiatu olsztyńskiego w 1825 roku. [Das Problem der deutschen Sprache in den Schulen des Kreises Allenstein im Jahre 1825.] In: KMW Nr. 3 (145), 1979, S. 279–296. [Dt. Zus.fass.] – J. wertet die Berichte über 70 Schulvisitationen aus, die im Jahre 1825 im Kreise Allenstein durchgeführt wurden. Der Visitator, Assessor R. B. Jachmann, beachtete dabei besonders die Weisung der preußischen Schulbehörden, daß in allen polnischsprachigen Schulen die deutsche Sprache einzuführen sei. Der Erfolg dieser Weisung hing jedoch davon ab, wie weit die polnischen Lehrer die deutsche Sprache beherrschten und diese allmählich zur Unterrichtssprache werden konnte. L. K.-H.

Edward Martuszewski, Preparandy nauczycielskie na Mazurach w pierwszej połowie XIX wieku. [Die Lehrerpräparandenanstalten in Masuren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.] In: KMW Nr. 1 (143), 1979, S. 11–40. [Dt. Zus.fass.] – Der Verfasser stellt am Beispiel des 1829 in Angerburg errichteten Lehrerseminars dar, wie die preußischen Schulbehörden die Lehrerbildung in Masuren als Mittel der Germanisierung benutzen, indem die polnische Sprache in den Schulen durch die deutsche ersetzt werden sollte. In diesem Zusammenhang werden auch die von Schulrat Dinter gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten Konzeptionen behandelt. L. K.-H.

Edward Martuszewski, Marcin Gerss jako nauczyciel (1828–1850). [Martin Gerss als Lehrer, 1828–1850.] In: KMW Nr. 1 (139), 1978, S. 3–25. [Dt. Zus.fass.] – M. legt neues Quellenmaterial über Martin Gerss (1808–1895) vor, der vor allem als Herausgeber von Kalendern für Masuren, der „Lötzener Zeitung“ und als Gründer der Literarischen Gesellschaft „Masovia“ bekannt ist. Als Lehrer war er den Schul- und Kirchenbehörden ein Musterbeispiel für die Germanisierungsarbeit in den Schulen, die er mit Erfolg betrieb. L. K.-H.

Edward Martuszewski, Sprawa zwolnienia radcy Rättiga w 1845 roku. [Die Frage der Entlassung des Schulrats Rättig im Jahre 1845.] In: KMW Nr. 3 (141), 1978, S. 359–372. [Dt. Zus.fass.] – Anhand bisher nicht veröffentlichter Urkunden aus dem Zentralarchiv in Merseburg stellt M. Schulrat Rättig vor, der im Regierungsbezirk Gumbinnen in den Jahren 1832–1845 tätig war. Er wurde 1845 von preußischen Behörden nach Potsdam versetzt. Diese Versetzung sieht der

Verfasser jedoch nicht als Verzicht auf die Germanisierungstendenzen für Polen und Litauer, vielmehr sollen an einem Einzelschicksal wichtige politische Entscheidungen dargestellt werden. L. K.-H.

Edward Martuszewski, Konferencja nauczycielska w Olsztynku w 1861 roku. [Die Lehrerkonferenz in Hohenstein im Jahre 1861.] In: KMW Nr. 3 (145), 1979, S. 297–321. [Dt. Zus.fass.] – Der Verbesserung des Schulwesens in Preußen sollten Lehrerkonferenzen und -lehrgänge dienen, die jedoch in Masuren polenfeindlichen Charakter annehmen. Auf der Konferenz in Hohenstein wurden 23 Thesen zum Deutschunterricht in den Elementarschulen diskutiert. Das Problem des Religionsunterrichts in deutscher Sprache war dann auch 1862 Gegenstand einer Konferenz in Osterode. L. K.-H.

Jan Obłąk, Objawienia Matki Boskiej w Gietrzwałdzie. Ich treść i autentyczność w opinii współczesnych. (W stulecie objawień 1877–1977.) [Die Erscheinungen der Muttergottes in Dietrichswalde. Ihr Inhalt und ihre Authentizität im Urteil der Zeitgenossen. (Zur Hundertjahrfeier der Erscheinungen 1877–1977.)] In: StW 14 (1977), ersch. 1979, S. 7–73. – Aufgrund der Akten über die Erscheinungen in Dietrichswalde im Ermländischen Diözesanarchiv kommt der Autor zu dem Schluß, daß nur die beiden Mädchen Auguste Szafrynski und Barbara Samulowski wirkliche Erscheinungen gehabt haben. Ihr Inhalt war die religiöse Erneuerung der Menschen. Darüber hinaus veranlaßten sie das nationale Erwachen der Polen im Ermland. Die Bischöfliche Kommission (die Erzpriester Karau und Stock) sowie Augustin Kolberg und Franz Hipler erkannten die Erscheinungen als authentisch an, Bischof Krementz selbst bewahrte Distanz, die meisten ermländischen Geistlichen blieben mißtrauisch, vor allem Allensteiner Priester stellten sich Wallfahrten nach Dietrichswalde entgegen. – Acht umfängliche Aktenstücke in deutscher Sprache dokumentieren im Anhang (S. 41–73) die dargestellten Fragen. H.-J. K.

Tadeusz Pawluk, Stosunek Kościoła do objawień prywatnych ze szczególnym uwzględnieniem wydarzeń gietrzwałdzkich. [Die Einstellung der Kirche zu Privatoffenbarungen mit besonderer Berücksichtigung der Dietrichswalder Ereignisse.] Ebd. S. 75–107. [Dt. Zus.fass.] – Der Artikel des Warschauer Kirchenrechtlers, der die Erscheinungen von Dietrichswalde aus kanonistischer Sicht interpretiert, hebt ebenfalls die vorsichtige Haltung von Bischof Krementz hervor, der lediglich die kanonische Druckerlaubnis für die Broschüre „Die Erscheinungen in Dietrichswalde für das katholische Volk nach amtlichen Berichten dargestellt“ (1877, 2. Aufl. 1924, auch in polnischer Sprache) erteilte, und stellt fest, daß der derzeitige Bischof von Ermland nunmehr nach den Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts den Marienkult von Dietrichswalde bestätigen könnte. Dies ist am 11. September 1977 geschehen. In dem bischöflichen Dekret heißt es, daß er christlichem Glauben und christlicher

Sitte nicht widerspreche, da er auf glaubwürdigen Tatsachen beruhe, deren übernatürlicher und göttlicher Charakter nicht auszuschließen sei (vgl. S. 107, Anm. 9, voller Wortlaut: S. 5). H.-J. K

Władysław Nowak, Historia obrazu i kultu Matki Boskiej Gietrzwałdzkiej. [Geschichte des Bildes und des Kultes der Muttergottes von Dietrichswalde.] Ebd. S. 109–136. [5 Abb. Dt. Zus.fass.] – Die gründliche Untersuchung weist nach, daß sich das Marienbild seit 1583 in der Dietrichswalder Kirche befindet und seitdem verehrt wird. Es ist keine Kopie des Muttergottesbildes von Tschenstochau, wie Franz Hipler annahm, dem andere Verfasser folgten. Höhepunkte des sich immer mehr entwickelnden Kultes lagen im 18. Jahrhundert und vor allem in der Zeit nach den Erscheinungen von 1877. Seit der Krönung des Bildes im Jahre 1967 kann man von einem liturgischen Kult sprechen (Einsetzung des Festes der Dietrichswalder Madonna am 8. September mit eigenem Meßformular). H.-J. K.

Bronisław Tomczyk, Siostra Miłosierdzia Barbara Stanisława Samulowska († 1950), wizjonerka z Gietrzwałdu. [Die Barmherzige Schwester B. St. Samulowski, die Seherin aus Dietrichswalde.] Ebd. S. 137–145. [4 Abb. Frz. Zus.fass.] – Die kurze Biographie einer der vier bzw. zwei Seherinnen von Dietrichswalde (s. den Artikel von J. Obłąk, oben S. 180) beruht auf ihren 1952 in Paris erschienenen Erinnerungen. Barbara S. trat 1883 in Kulm in den Orden der Barmherzigen Schwestern ein, arbeitete von 1885 bis 1895 als Leiterin eines Kindergartens in Paris und war danach in vielfältigen Funktionen in Guatemala tätig, wo sie 85jährig starb. H.-J. K.

Zbigniew Jakubowski, Ksiądz Augustyn Weichsel – proboszcz gietrzwałdzki w czasie objawień 1877 roku. [Der Pfarrer von Dietrichswalde August Weichsel zur Zeit der Erscheinungen im Jahre 1877.] Ebd. S. 147–152. [Dt. Zus.fass.] – Im Mittelpunkt dieser biographischen Skizze steht die These, daß der 1830 in Mehlsack geborene Weichsel, der sich als Pfarrer von Dietrichswalde (1869–1909) bei der Seelsorge an seinen polnischen Pfarrangehörigen des Polnischen bediente, entgegen der in der bisherigen Literatur vertretenen Auffassung kein ausdrücklicher Förderer des Polentums war. Als schlichter Priester sah er vielmehr die religiöse Erneuerung seiner Pfarrkinder im Sinne der von der Muttergottes in den Erscheinungen übermittelten Anweisungen als seine Hauptaufgabe an. H.-J. K.

Władysław Piwowarski, Losiery do Gietrzwałdu. [Die Wallfahrten nach Dietrichswalde.] Ebd. S. 153–175. [Dt. Zus.fass.] – Der Autor, Professor für Religionssoziologie an der Katholischen Universität Lublin, untersucht unter besonderer Berücksichtigung der im Erm-land im 17. bis 19. Jahrhundert verbreiteten Votivwallfahrten (tosiery), die nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich verschwunden sind, unter soziologischem Aspekt Zahl, territoriale Herkunft und soziale Zusammensetzung der Wallfahrer, die politische, natio-

nale, gesellschaftliche und religiöse Bedeutung des Wallfahrtsortes, die Ziele und Arten der Wallfahrten sowie die Motivation zur Teilnahme an ihnen und ihren Einfluß auf die Religiosität der Teilnehmer. Die Bedeutung von Dietrichswalde für die Erneuerung des religiösen Lebens der polnischen Bevölkerung war immer sehr groß. Der Ort ist jetzt das geistliche Zentrum der Diözese Ermland.
H.-J. K.

Józef Kowalewski, Echa objawień i ruch pielgrzymkowy do Gietrzwałdu w świetle korespondencji „Gazety Olsztyńskiej“ w latach 1886–1913. (Studium prasoznawcze.) [Das Echo der Erscheinungen und die Wallfahrtsbewegung nach Dietrichswalde im Lichte der Berichte der „Gazeta Olsztyńska“ in den Jahren 1886–1913. (Eine pressekundliche Untersuchung.)] Ebd. S. 177–214. [Dt. Zus.fass.] – Die „Gazeta Olsztyńska“, als Publikationsorgan der sich formierenden polnischen Bewegung im Ermland 1886 gegründet, kam in ihren Berichten auf die neun Jahre zurückliegenden Dietrichswalder Erscheinungen selbst selten zurück, berichtete dagegen ausführlich und häufig über die Wallfahrten von dem ihr eigenen polnisch-katholischen Standpunkt aus. Der Autor erarbeitet in seiner Analyse eine „Geographie der Wallfahrten“. Beim Fest Peter und Paul und bei den Marienfesten am 2. Juli und 2. August überwogen Pilger aus dem Ermland, während zu Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt Wallfahrer aus allen Teilen Polens nach Dietrichswalde kamen. Eine Strukturierung der Pilger nach Geschlecht, Alter und Gesundheitszustand ist aufgrund der Zeitungsberichte kaum möglich.
H.-J. K.

Edmund Piszcz, Echa objawień gietrzwałdzkich w „Pielgrzymie“. [Das Echo der Dietrichswalder Erscheinungen im „Pielgrzym.“] Ebd. S. 215–223. [Dt. Zus.fass.] – Die religiöse Wochenschrift „Pielgrzym“ („Der Pilger“) wurde 1868 in Pelplin gegründet und war für die breite Masse der Katholiken der Diözese Kulm bestimmt. Der Autor analysiert die zwischen Juli und Dezember 1877 erschienenen einschlägigen Nummern des Blattes, das damals dreimal in der Woche herauskam, und stellt fest, daß die Berichte über die Erscheinungen in Dietrichswalde, über Heilungen, die dort stattgefunden haben sollten, über die kirchlichen Feiern und die religiöse Erneuerung der Gläubigen der Diözese Ermland vorsichtig und zurückhaltend im Ton und weitgehend objektiv in der Sache waren.
H.-J. K.

Tadeusz Grygier, Uroczystości gietrzwałdzkie. Ich aspekt katolicki oraz polski w latach 1877–1944 w świetle akt władz wschodniopruskich. [Der katholische und polnische Aspekt der Feierlichkeiten in Dietrichswalde in den Jahren 1877–1944 im Lichte der ostpreussischen Behördenakten.] Ebd. S. 225–323. [Dt. Zus.fass.] – Die umfangreiche Untersuchung geht im ersten allgemeinen Teil von der Denkschrift des Polenreferenten im Oberpräsidium Ostpreußen Eilsberger vom Jahre 1902 aus und formuliert sieben grundlegende Fragen, die sich

nach Meinung des Verfassers stellen, wenn man die Probleme erforschen will, die aus der Sicht der preußischen Behörden mit der Bewertung der Wallfahrten nach Dietrichswalde verbunden sind: 1. Die Quellenbasis der preußischen Behörden. 2. Die Methoden der Soziologie und der Sozialgeschichte, deren sich diese Behörden bei ihrer Arbeit bedienten. 3. Die Zentren und Kräfte, über die das Polentum verfügte. 4. Die Verbindungen zwischen dem Ermland und dem katholischen Löbauer Land im evangelischen Kreis Osterode. 5. Die katholische Erneuerung in Ermland und Ostpreußen und die polnische politische Bewegung. 6. Der Panslawismus. 7. Die Germanisierungspolitik der Berliner Behörden. Im zweiten Teil geht G. in Kapitel 2 und 3 auf die ersten beiden Punkte näher ein. Unter den Archivmaterialien, die er, soweit sie für ihn in Allenstein, Bromberg und Potsdam erreichbar waren, zu etwa 60 % ausgewertet hat, verdient die Pressedokumentation der Polizeidirektion in Posen und anderer Behörden besonders hervorgehoben zu werden. Im vierten, durch Tabellen und Karten veranschaulichten Kapitel geht der Verfasser auf der Grundlage der von den preußischen Behörden erarbeiteten Wallfahrtsgeographie besonders auf die Rolle von Pfarrer Anton Wolszlegier in Gilgenburg und die Turngemeinschaft „Sokół“ ein. – Die Untersuchung dokumentiert das erstaunlich große Interesse der preußischen Behörden an den Dietrichswalder Wallfahrten.

H.-J. K.

Marian Borzyszkowski, Sanktuarium maryjne w Gietrzwałdzie w okresie międzywojennym (1921–1939). [Das Marienheiligtum in Dietrichswalde in der Zwischenkriegszeit (1921–1939).] Ebd. S. 325–348. [Dt. Zus.fass.] – Dietrichswalde behielt auch nach der Volksabstimmung im Jahre 1920 seinen polnischen Charakter. Nach der Diözesansynode von 1932 erkannte Bischof Maximilian Kaller den Ort als gleichberechtigt mit anderen Wallfahrtsorten des Ermlands an; er nahm in den nachfolgenden Jahren sogar, was den Zustrom der Pilger betrifft, den ersten Platz ein. Die Diözesanwallfahrten 1934, 1936 und 1938 waren Glaubenskundgebungen gegen die Ideologie des Nationalsozialismus.

H.-J. K.

Bohdan Kozięto-Poklewski, Nieznany projekt ordynacji dla szkolnictwa polskiego w Niemczech z 3 czerwca 1920 roku. [Das unbekannte Projekt einer Schulordnung für die polnischen Schulen in Deutschland vom 3. Juni 1920]. In: KMW Nr. 3 (145), 1979, S. 323–329. [Dt. Zus.fass.] – Nach Art. 113 der Reichsverfassung sollte für alle fremdsprachigen Volksteile der Gebrauch der Muttersprache geregelt werden. Der hier vorgelegte Entwurf des Ministers Haenisch von 1920 war bisher nicht bekannt. Danach sollten die Vorschläge an die Regierungsbezirke mit polnischsprachiger Bevölkerung gegeben und Gutachten dazu erarbeitet werden. Solche Gutachten liegen jedoch nicht vor. Im Verlaufe des Kampfes um die polnische Schule bis 1929 ist die Existenz dieser Vorschläge nie erwähnt worden. Offensichtlich haben die Regierungsbezirke Allenstein und Marienwerder

an der Lösung des Problems polnischer Schulen kein Interesse gezeigt. L. K.-H.

Jan Chłosta, Przyczynki do dziejów przedszkoli polskich na Warmii w latach 1927–1939. [Beiträge zur Geschichte der polnischen Vorschulen im Ermland in den Jahren 1927–1939.] In: KMW Nr. 3 (141), 1978, S. 373–386. [Dt. Zus.fass.] – Der Polnisch-Katholische Schulverein und später der Verband Polnischer Schulvereine war nach 1920 nicht nur mit der Einrichtung polnischer Schulen, sondern auch mit der Gründung von Vorschulen und der Ausbildung der Betreuerinnen befaßt. U. a. stand in Königsberg ein deutsches Seminar für Kindergärtnerinnen für diese Arbeit zur Verfügung. 1927 gab es zehn Vorschulen für die polnische Minderheit. Die Arbeit der Kindergärtnerinnen war ein Teil der polnischen Volkstumsarbeit u. a. auch in den Jugendverbänden und den polnischen Bibliotheken. L. K.-H.

Maria Anna Ankudowicz, Trzy nie znane listy Feliksa Nowowiejskiego do profesora Wileńskiego Konserwatorium Władysława Kalinowskiego. [Drei unbekannte Briefe von Feliks Nowowiejski an den Professor des Wilnaer Konservatoriums Władysław Kalinowski.] In: KMW Nr. 1 (143) 1979, S. 83–89. [Dt. Zus. fass.] – Die hier vorgestellten bisher unbekanntenen Briefe stammen aus den Jahren 1930–1934. In Wilna waren schon Kompositionen von Nowowiejski aufgeführt worden. Beide Musiker hatten sich auf dem 1. Allslawischen Sängerkongreß in Posen 1929 kennengelernt; ein Orgelkonzert, schon 1931 im Brief erwähnt, konnte erst 1937 verwirklicht werden. L. K.-H.

Bohdan Kozięłło-Poklewski-Wojciech Wrześciński, Kronika Katolickiej Szkoły Polskiej w Nowej Kaletce. [Die Chronik der Katholischen Polnischen Schule in Neu Kaletka 1929–1939.] In: KMW Nr. 1 (143), 1979, S. 3–9. [Dt. Zus.fass.] – Die Chronik der polnischen Minderheitenschule, die von 1929–1939 in Neu Kaletka (seit 1938 Herrmanns-ort) bei Allenstein bestand, ist erhalten geblieben und wird hier im Faksimiledruck (80 S.) wiedergegeben. Sie wurde von den Lehrern geführt und verzeichnet die Ereignisse, die das Schulleben bestimmten, ohne jedoch politische Ereignisse zu kommentieren. Da die Schule der deutschen Schulaufsicht unterstand, konnte der deutsche Schulrat jederzeit Einsicht nehmen. Neu Kaletka war ein Mittelpunkt polnischer Volkstumsarbeit, deren Vielfalt aus den Aufzeichnungen zu erkennen ist. L. K.-H.

Bohdan Kozięłło-Poklewski-Wojciech Wrześciński, Starania o rozbudowę szkolnictwa polskiego na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1929–1939. [Die Bemühungen um den Ausbau des polnischen Schulwesens in Ermland, Masuren und im Weichselland in den Jahren 1929–1939.] In: KMW Nr. 2 (144), 1979, S. 183–204. [Dt. Zus.fass.] – Besondere Bemühungen um die Errichtung von polnischen Minderheitenschulen in Masuren in der Zeit von 1929–1939 wurden von deutscher Seite mit Gegenaktionen beantwortet. Für diese Darstel-

lung wurde bisher unveröffentlichtes Material des Ostdeutschen Heimatdienstes, des Bundes Deutscher Osten, Berichte der Geheimen Staatspolizei sowie des polnischen Konsuls in Allenstein verwendet.

L. K.-H.

VI. Kunstgeschichte

Bearbeitet von Rainer Kahsnitz

Tadeusz Jurkowlaniec, Rzeźba architektoniczna na zamku krzyżackim w Brodnicy. [Die Bauplastik der Ordensburg in Strasburg (Westpr.)] In: *Biuletyn Historii Sztuki* 41 (1979), Nr. 1, S. 3–20. [Dt. Zus.fass., 21 Abb.] – 1970 wurden bei Bauarbeiten in den Kellern der Deutschordensburg in Strasburg, und zwar vor allem im Bereich des südlichen Schloßflügels, in der am 9. Mai 1339 geweihten Fronleichnams- und Liebfrauenkapelle, Fragmente ornamentaler und figürlicher Bauplastik gefunden. Ein mit Blattwerk besetztes Kapitell stammt offensichtlich von dem auch durch schriftliche Quellen bezeugten Portal, das von der Hofseite zur Kapelle führte. In Analogie zu entsprechenden Portalen auf der Marienburg, etwa der dortigen Anna-Kapelle, in Lochstedt und Gollub wird man sich eine gewölbte Vorhalle vor dem eigentlichen Portal mit seitlichem Kapitellschmuck und einem Tympanum über der Tür vorzustellen haben. Die unvergleichlich interessanteren figürlichen Fragmente könnten von einem Zyklus der 12 Apostel aus dem Inneren der Fronleichnamskapelle stammen, für die Verfasser als terminus ante ebenfalls das Weihedatum von 1339 annimmt, was jedenfalls für die wohl ursprünglich im Mauerverband versetzten Baldachine der Figuren zutreffen muß. Die Figuren finden stilistisch ihre nächste Entsprechung in den Apostelfiguren von Kulm, ihre Baldachine in den entsprechenden Bauteilen der Anna-Kapelle der Marienburg (geweiht am 1. Mai 1344). Der Verfasser tritt dafür ein, daß es sich in allen drei Fällen um Werke derselben Bildhauerwerkstatt handelt und erörtert die verschiedenen Möglichkeiten der Herstellung des Skulpturenschmuckes entweder am Ort des Baues oder ihre Verbringung von einem feststehenden Arbeitsort der Bauhütte aus nach Strasburg, auf die Marienburg und nach Kulm. Die neuen Funde bereichern das bisherige Bild von der Skulptur der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Deutschordensgebiet beträchtlich.

Ordenspommern. In: *Die Parler und der Schöne Stil, 1350–1400. Europäische Kunst unter den Luxemburgern.* Ein Handbuch zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Kunsthalle Köln. Hrsg. von Anton Legner. Köln 1978, Bd. 2, S. 511–523, 20 Abb. – Zu der großen Ausstellung des Kölner Schnütgen-Museums, die 1978 als Huldigung an die in Köln, Schwaben, Franken und Prag tätige Architekten- und Bildhauerfamilie der Parler ein Panorama der europäischen, vor allem der deutschen und osteuropäischen Kunst des 14. und frü-

hen 15. Jahrhunderts entrollte und zu diesem Zweck zahlreiche Meisterwerke der Kunst in der Kölner Kunsthalle versammelt hatte, erschien anstelle eines Kataloges ein dreibändiges Handbuch mit historischen und kunsthistorischen Einleitungen, katalogartigen Texten zu ausgestellten, aber auch zu einigen anderen Werken. Im Gesamtkapitel „Polen“ gab es neben den Abschnitten „Groß- und Kleinpolen“ und „Schlesien“ auch einen weiteren unter der Überschrift „Ordenspommern“. Nach einer abgewogenen Einleitung des Kunsthistorikers Piotr Skubiszewski über den Deutschordensstaat gibt Adam Miłobędzki einen kurzen, aber sehr informativen Überblick über die Architektur des 14. Jahrhunderts im Deutschordensgebiet, um dann in katalogartigen Texten die Kathedrale von Frauenburg und die Marienburg in ihrer Bedeutung zu würdigen. Im Hinblick auf ihre zentrale Bedeutung für die Kunst der Zeit sind der verschollenen Schönen Madonna aus der Johanneskirche in Thorn und der zugehörigen Moseskonsole zwei Beiträge und entsprechend große und schöne Abbildungen gewidmet. Jaromir Homolka bringt die Figur unmittelbar mit dem von ihm auch als Bildhauer angesehenen Peter Parler in Verbindung. Die ihr replikenartig verwandte Schöne Madonna des Rheinischen Landesmuseums in Bonn und die allerdings auch anderen Traditionen verpflichtete Schöne Madonna der Marienkirche in Danzig waren auf der Ausstellung zu sehen, umrahmt von der preußischen Schreinmadonna im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, einer flandrischen Grabplatte aus der Johanneskirche in Thorn und einem in Köln befindlichen Thorner Glasfenster. Dazu kam das interessante silberne Reliquienklappaltärchen, das 1388 für den Elbinger Deutschordenskomtur Thile Dagister gefertigt worden ist und heute im Armeemuseum in Warschau verwahrt wird. Die Probleme der Ausstellung und des Kataloges mit ihren zahlreichen Bearbeitern und deren oft divergierender Meinung – im einzelnen und im Grundverständnis der Kunst der Parler-Zeit – können hier nicht aufgegriffen, geschweige denn der Gesamtbereich, den die Ausstellung umfaßte, resümiert werden. Gerade die Kunst der Parler und die Frage ihres Einflusses auf die zeitgenössische deutsche, ost- und südosteuropäische Skulptur gehören zu den umstrittensten Komplexen der mittelalterlichen Kunstgeschichte. Der Leser dieser Zeitschrift soll nur auf die Darstellung der Deutschordensarchitektur hingewiesen werden, auch wenn sie dem Charakter des Kataloges entsprechend nur kurz sein konnte. Der Besucher der Ausstellung wird vor allem für die Begegnung mit der Danziger Madonna und dem einzigartigen Silberaltar des Thile Dagister, einem der ganz seltenen nordmitteleuropäischen Goldschmiedewerke der sogenannten Internationalen Gotik oder des Schönen Stils von hohem künstlerischem Rang dankbar gewesen sein. Mit der – teilweise wohl durch die Leihgeber gewünschten – ausschließlichen Verwendung der polnischen Ortsnamen und der im Deutschen merkwürdigen Bezeichnung „Ordenspommern“ in den Katalogüberschriften und bei der Beschriftung in der Ausstellung (wenn auch häufig nicht in den einzelnen Katalogtexten selbst) wird

man sich nur schwer abfinden können. Dem Verständnis der Besucher dürfte diese Praxis nicht gedient haben, wie verständnisloses Herumräteln allenthalben beobachtet werden konnte. Sie stand in ihrer Einseitigkeit auch in auffallendem Gegensatz zu den ganz an der Sache orientierten, überwiegend von polnischen Gelehrten verfaßten Einzeltexten.

Henryk Madej, Sanktuaria maryjne na Warmii w aspekcie historii sztuki. [Die Marien-Heiligtümer im Ermland unter dem Aspekt der Kunstgeschichte.] In: StW 14 (1977), ersch. 1979, S. 379–385. [Dt. Zus.fass., ohne Abb.] – Von den vier ermländischen Marien-Heiligtümern Heiligelinde, Springborn, Krossen und Dietrichswalde wurden nach den Ausführungen des Verfassers in den drei ersten zunächst wundertätige Statuen der Muttergottes verehrt, die in Heiligelinde und Springborn nach ihrer Zerstörung in der Reformationszeit durch Gemälde ersetzt worden seien. In Dietrichswalde dagegen sei das Kultbild von Anfang an ein Gemälde der Madonna im Typ der Hodegetria gewesen, also Mariens mit dem segnenden Jesuskind auf ihrem linken Arm. Bis auf Dietrichswalde standen in diesen Marienkultorten ursprünglich nur Kapellen. Der Verfasser würdigt ausführlich die im 17. und 18. Jahrhundert anstelle dieser Kapellen errichteten großen Wallfahrtskirchenanlagen, vor allem in Heiligelinde, die für die entsprechenden Bauten in Krossen und letztlich auch für das bereits früher begonnene Springborn vorbildlich geworden seien.

Jerzy Paszenda, Dzieje Świętej Lipki. [Baugeschichte der Kirche in Heiligelinde.] In: Biuletyn Historii Sztuki, 39 (1977), Nr. 3, S. 278–286. [Franz. Zus.fass., 9 Abb.] – Während die Kenntnisse zur Baugeschichte von Heiligelinde nach den Ausführungen des Verfassers bisher im wesentlichen auf der Auswertung der im ermländischen Diözesanarchiv (jetzt in Allenstein) vorhandenen Unterlagen beruhen, weist der Verfasser auf eine reiche Quellengruppe im Römischen Archiv der Gesellschaft Jesu (S. J.) hin. Anhand der dort liegenden Chroniken des Jesuitenkollegs in Rösel und der Mission in Heiligelinde sowie des im kirchlichen Museum von Heiligelinde liegenden Rechnungsbuches der Jahre 1727–1788 ist es möglich, eine Reihe Baudaten zu präzisieren: Nach anfänglichem Zögern der Jesuiten, die von Stephan Sadorski errichtete Kapelle zu übernehmen, begannen die Schweden nicht von Braunsberg vertrieben waren, begannen die Vorarbeiten für den Neubau der Kirche, vor allem Arbeiten im Baugelände, 1686–1687. Der Bau der Kirche schloß sich unmittelbar an, die Weihe erfolgte 1693. Die Fassade wurde etwas später errichtet; 1699 hatte sie erst die halbe Höhe erreicht. Arbeiten am Mauerwerk und am skulpturalen Schmuck zogen sich bis 1727 hin. Die Türme konnten erst 1729/30 gedeckt werden. 1744 erhielt schließlich die Fassade ihre farbige Fassung. Die Galerien mit den Außenkapellen entstanden 1694–1708, die Konventsgebäude in den Jahren 1695–1698. Das schmiedeeiserne Tor der Galerie ist ein Werk der

Rößeler Schmiede Johann und Christoph Schwartz aus den Jahren 1731–1734. Die 44 Statuen, die die Galerie bekrönen, wurden 1744–1748 durch Christoph Perwanger aus Tolkemit ausgeführt, die eisernen Gitter zwischen den Skulpturensockeln auf der Galerie 1744–1745 durch den Frauenburger Schmied Zeloff; 1748 wurden sie eingebaut. Im Norden der Galerie wurde 1745 ein Ziergarten angelegt, den man auf einer Zeichnung von 1750 (Abb. 7) erkennen kann. 1732 wurde vor dem Konventsgebäude ein Brunnen errichtet, den offenbar die hölzerne Figur der Muttergottes auf der Linde bekrönte. Eine Steinfigur der Muttergottes wurde 1750 am Rande der Straße aufgestellt, die die Grenze zwischen Ermland und Preußen bildete.

Józefa Piskorska, Rozwój sanktuarium gietrzwałdzkiego. [Die Entwicklung des Dietrichswalder Heiligtums.] In: StW 14 (1977), ersch. 1979, S. 427–444. [Dt. Zus.fass., ohne Abb.] – Dietrichswalde wurde als Kirchspiel am 19. Mai 1352 gestiftet, die erste hölzerne Kirche auf den bis heute erhaltenen aus Feldsteinen errichteten Fundamenten wohl bald darauf errichtet. Zu ihrer Ausstattung gehören zwei noch heute erhaltene Werke, eine gotische Pietà (vgl. Karl Heinz Clasen, Die mittelalterliche Bildhauerkunst im Deutschordensland Preußen, Berlin 1939, Taf.-Bd., Abb. 235) und ein Taufbecken aus Granit. Eine weitere Kirche aus Ziegeln mit einem Turm wurde am 31. Mai 1500 geweiht. Von der reichen im 17. und 18. Jahrhundert hinzugekommenen Ausstattung haben sich einzelne Teile bis heute erhalten. Nach den Marienerscheinungen der Jahre 1877 bis 1884 wurde diese Kirche um den Chorraum im neugotischen Stil durch Arnold Guldenpfennig aus Paderborn erweitert. Dieser Bau mit seiner neugotischen Ausstattung steht noch heute.

Maria Kałamajska-Saeed, Ołtarz główny w Szczucznie. [Der Hochaltar von Szczuczyn.] In: Biuletyn Historii Sztuki 39 (1977), Nr. 2, S. 192–204. [Franz. Zus.fass., 20 Abb.] – Der Verfasser untersucht den barocken Hochaltar der Piaristenkirche in Szczuczyn in Masowien, der erst lange nach dem Tode des Stifters der Kirche Stanislaus Antonius Szczuka, Vizekanzlers des Großherzogtums Litauen († 1710), in den Jahren 1730–1739 ausgeführt wurde. Sie schreibt ihn versuchsweise dem Bildhauer Johann Christian Schmidt aus Röbel (1701–1739) zu, einem Schüler und Nachfolger seines 1711–1735 in Röbel tätigen Schwiegervaters Christoph Peuker (1662–1735). Unmittelbares Vorbild des Altars von Szczuczyn seien Peukers Altäre in Heiligelinde und Krossen. Bei der Skulptur ließen sich besondere Ähnlichkeiten zu dem aus der Werkstatt Schmidts stammenden Seitenaltar der Kreuzkirche in Braunsberg feststellen. Auch der Hochaltar der Kreuzkirche sowie weitere ermländische Altäre, z. B. der in Wartenburg, werden zum Vergleich herangezogen. Zu recht betont die Autorin die gute Qualität der damals in Röbel tätigen Bildhauer im Rahmen der zeitgenössischen polnischen und ostdeutschen Kunst des 18. Jahrhunderts.

Józefa Piskorska, Zabytki ruchome w kościołach i kaplicach dekanatów Olsztyn Półudnie i Północ według stanu z 1975 roku. [Die beweglichen Kunstdenkmäler in den Kirchen und Kapellen der Dekanate Allenstein Süd und Allenstein Nord nach dem Stand von 1975.] In: StW 14 (1977), ersch. 1979, S. 551–630. [Dt. Zus.fass., ohne Abb.] – Der Beitrag ist ein listenartiges Inventar mit kurzer Charakterisierung der beweglichen Einrichtungsgegenstände der Kirchen der beiden Allensteiner Landdekanate, und zwar in den 20 Orten: Alt-Schöneberg, Braunswalde, Groß Bertung, Groß Buchwalde, Groß Kleeberg, Groß Purden, Dietrichswalde, Diwitten, Grieslienen, Göttkendorf, Hohenstein, Jomendorf, Jonkendorf, Klaukendorf, Neu-Kockendorf, Nossberg, Schlitt, Schönbrück, Süssenthal und Wuttrienen. Wie nützlich ein solches Inventar ist, dessen Wert selbstverständlich durch beigegebene Abbildungen unvergleichlich gesteigert worden wäre, erhellt schon daraus, daß bei der Inventarisierung allein 20 bisher unbekannte Arbeiten barocker Goldschmiedekunst aus der Werkstatt von Johann Christoph Geese (1686–1761) und eine Monstranz des berühmten Danziger Goldschmieds Gottfried Schlaubitz (1707–1771) bekannt gemacht werden konnten. Anhang I verzeichnet dann in Ergänzung der von Anna Samulowska veröffentlichten Monographie über Geese (Rocznik Olsztyński 7, 1968, S. 43–62) auch eine Liste der jetzt insgesamt 44 bekannten Werke des Meisters. Zwei weitere Anlagen enthalten die Texte, die sich auf Kunstwerken der Kirchen in Groß Purden und Schlitt befinden.

Eleonora Zbierska, Funkcje społeczne Muzeum w Zamku Malborskim. [Die gesellschaftlichen Aufgaben des Schloßmuseums in der Marienburg.] In: Rocznik Gdański 38 (1978), H. 1, S. 5–36. [Engl. Zus.fass., 7 Abb.] – Der Verfasser referiert über Aktivitäten und Probleme des seit 1961 bestehenden Schloßmuseums Marienburg, die große Besucherzahl (1976 z. B. 550 000), die Betreuung der Besucher durch 160 Führer, spezielle Führungen für Schulen, in den Schloßräumen veranstaltete Konzerte, wissenschaftliche Symposien etc. Eines der Hauptanliegen der Museumsleitung sei es derzeit, eine Sammlung von Gegenständen anzulegen, die unmittelbar mit der Geschichte des Schlosses verbunden seien; dies sei auch ein Forschungsproblem. Einerseits sei der europäische Rang des ursprünglichen Baues, andererseits seien die Zeugnisse der polnischen Herrschaft über die Marienburg in den Jahren 1457–1772 sowie die Leistungen der Restaurierung der polnischen Regierung in den letzten dreißig Jahren im Museum zu dokumentieren. Aus den verschiedenen Interessen der unterschiedlichen Besucher und der kontroversen Geschichte der Burg resultieren für das Museum spezifische Probleme in der Vermittlung der Architektur, des Anspruchs einzelner Sammlungsgegenstände von teilweise sehr hohem Rang und der Verbindung dieser Aufgaben mit den regionalen Funktionen des Museums für die Besucher der näheren Umgebung.

Plan
